Schleswig-Holsteinische Erinnerungen.

Schleswig-Holsteinische Erinnerungen

besonders aus den Jahren

1848—1851.

Von

Otto Fock.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1863.

Dem

Herrn Hofrath

Dr. Theodor Valentiner

in Pyrmont

freundschaftlichst zugeeignet.

Lieber Freund!

Bei der vorstehenden Widmung, welche ich Sie freundlich aufzunehmen bitte, leitete mich ein doppelter Gesichtspunkt.

Einmal wünschte ich Ihnen im Allgemeinen ein Lebenszeichen von mir zu geben, da Sie mich in diesem Sommer nicht wie in vier früheren Jahren in Ihrem schönen Pyrmont sehen. Verhältnisse, deren Abänderung nicht in meiner Macht lag, haben es diesmal nicht gestattet, so gern ich auch der eigenen Neigung und der Pflicht der Dankbarkeit gefolgt wäre. Denn auch von einer Pflicht der Dankbarkeit hat man wohl alle Ursache zu reden, wenn man körperlich so tief herunter gewesen ist, wie Sie mich vor nunmehr sechs Jahren zuerst in Pyrmont wiedersahen, und wenn man dann nach langem hartnäckigen Ringen der Lebenskraft mit den zerstörenden Mächten endlich wenigstens soweit wieder hergestellt ist, als ich es jetzt bin. Denn bleibt mir auch noch in dieser Hinsicht Vieles zu wünschen übrig, so bin ich doch schon zufrieden daß ich leichtere Arbeiten wieder übernehmen kann, und an diesem Erfolg schreibe ich Ihrem Pyrmont einen nicht geringen Antheil zu.

Das ist das Eine. Das Andere ist, daß das Lebenszeichen zugleich eine Erinnerung an alte Zeiten sein soll. Sie, lieber Freund, gehörten dem Lande durch Geburt an, welches auch mir eine Reihe von Jahren hindurch eine zweite Heimath war; wir haben noch als junge Docenten zusammen an der Universität Kiel gewirkt, eine Zeit des jugendlichen Strebens und Hoffens, an die Sie wohl eben so gern zurückdenken als

ich; wir haben endlich Beide in Schleswig-Holstein jene denkwürdige Erhebung durchgelebt, welche den Hauptgegenstand der nachfolgenden Aufzeichnungen bildet.

Indem ich dieselbe Ihnen und einem weiteren Leserkreise übergebe, möchte ich indeß von vornherein ein Mißverständniß abwehren. Was ich hier biete, soll keine Geschichte jener Zeit sein. Eine wirkliche, in allen Beziehungen genügende Geschichte der Herzogthümer in jenen drei Jahren des Unabhängigkeitskampfes kann nach meinem Dafürhalten jetzt überall noch nicht geschrieben werden, schon deshalb nicht, weil das Material dazu noch nicht vollständig genug vorliegt. Die Fäden der Ereignisse verlaufen allzu oft hinter den Coulissen der sichtbaren politischen Bühne, und die Eingeweihten wollen oder können meist jetzt noch nicht reden. Von mithandelnden Hauptpersonen haben bisher nur zwei über die Geschichte jener Zeit und ihren Antheil daran öffentlich das Wort genommen, der Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer in seinen vor zwei Jahren erschienenen Aufzeichnungen und der General von Willisen in den jüngst von den Grenzboten veröffentlichten Tagebuchs-Mittheilungen. Der Prinz hat Wahres und Falsches, gesunde Urtheile und barocke Vorurtheile, eine maßlose Selbstüberschätzung und eine eben so maßlose Herabwürdigung Anderer so stark durcheinander gemischt, daß seine Darstellung ein völlig verzerrtes Bild jener Zeit giebt, und nur sehr bedingungsweise als Quelle für die Kenntniß derselben zu benutzen ist. Die Mittheilungen des Generals Willisen dagegen sind für seine Schleswig-Holsteinische Laufbahn eine sehr farblos und unbestimmt gehaltene Apologie, welche, durchaus arm an neuen Aufschlüssen, die wichtigsten Fragen nur oberflächlich berührt oder ganz mit Stillschweigen übergeht. So wünschenswerth es auch ist, daß die mithandelnden Hauptpersonen sich über ihren Antheil an jenen Ereignissen äußern, so wenig wird doch für die Sache gewonnen, wenn es in der Weise des Generals Willisen geschieht.

Es handelt sich, wie ich denke, zunächst darum, daß von denen, welche die Erhebung der Herzogthümer mit erlebten, namentlich wenn sie mitten in dem Strom der Ereignisse standen, erst möglichst Viele ihre persönlichen Erfahrungen, Anschauungen und Erlebnisse mittheilen. Mag dabei die Subjectivität des Erzählenden ihren Spielraum haben, wenn nur die Darstellung eine frische ungeschminkte, weder durch diplomatische Rücksichten eingeengte noch durch blinde Leidenschaft verzerrte ist. Wenn ich meinerseits hier den Versuch einer solchen Darstellung mache, so kann ich mich, wie Sie wissen, allerdings nicht der Gunst einer höheren Stellung in den damals regierenden Kreisen rühmen, und ich bin daher auch nicht in der Lage, aus Archiven oder geheimen Correspondenzen wesentlich neue Aufschlüsse zu bringen. Allein ich habe etwas Anderes gehabt, was auch seinen Werth hat, eine nach allen Seiten hin freie und unabhängige Stellung; als Redacteur des bedeutendsten politischen Tageblattes der Herzogthümer sowie als Abgeordneter der Landesversammlung war ich in den Stand gesetzt, nach allen Seiten zu sehen, zu hören und den Verlauf der Ereignisse aus nächster Nähe zu beobachten. Daß ich bei der nachfolgenden Darstellung meinen subjectiven politischen Standpunkt nicht verleugnet habe, werden Sie mir nicht zum Vorwurf machen, wenn es gleich nicht ganz der Ihrige ist, und Sie daher vielleicht Manches an Personen und Verhältnissen anders auffassen werden, als ich es gethan habe.

Und damit, lieber Freund, sage ich Ihnen Lebewohl, und bitte Sie, mir auch in der Ferne Ihr freundliches Andenken zu bewahren.

Stralsund, im Juni 1863.

D. B.

Berichtigungen.

Seite	26	Zeile	15	von unten lies „feiner Takt" statt „freier Takt".
„	27	„	2	von unten lies „Fr. Hebbe" statt „Dr. Hebbe".
„	31	„	9	von oben (und) öfter „Graf Reventlou" statt „Graf Reventlow".
„	71	„	12	von oben lies „wie wir wußten" statt „der wie wir wußten".
„	97	„	9	von oben lies „der Dänen" statt „der Dänischen Armee".
„	144	„	1	von oben lies „der für die Herzogthümer schimpflichen" statt „der schimpflichen".
„	171	„	6	von oben lies „verwerfliche" statt „verrätherische".
„	173	„	9	von oben lies „gestört" statt „zerstört".
„	192	„	19	von oben lies „nichtsnutzige" statt „nichtswürdige".
„	224	„	5	von unten lies „Gewalthaber" statt „Gewaltthaten".
„	227	„	1	von oben lies „Dr. Gülich" statt „Dr. Gülsch".

Inhalt.

I.

Ich war im Oktober 1843, unbekannt mit Personen und Verhältnissen, in die Herzogthümer gekommen, um mich als Privatdocent an der Universität Kiel niederzulassen.

Ich hatte das fremde Land und die noch nicht näher bekannte Universität erst gewählt, als ich fand, daß die akademische Laufbahn, die ich einzuschlagen gedachte, in meiner Preußischen Heimath eine aussichtslose für mich sein würde. In Berlin war ich, als ich mich um die Erlangung der theologischen Licentiaten-Würde bewarb, trotz des alten freisinnigen Marheinecke's Gegenbemühungen mit meiner schriftlichen Arbeit zurückgewiesen, und in Greifswald, wo ich allerdings nach längeren Verzögerungen und Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten endlich im Sommer 1843 zum Examen und zur Promotion zugelassen ward, durfte ich doch bei der in den entscheidenden Berliner Regionen herrschenden frömmelnd-orthodoxen Richtung niemals auf Beförderung rechnen. Diese Universität, wo auch mein Landsmann Carl Schwarz zur Licentiatur gelangt war, stand unter dem Ministerium Eichhorn im schwarzen Buch, wie später unter dem Ministerium Raumer. Auch hatte ich, ehe ich in Greifswald zum Examen gelassen ward, mich unter der Hand anheischig gemacht, mich dort nicht als Privatdocent zu habilitiren, um der Fakultät nicht noch weitere Verlegenheiten zuzuziehen.

Für eine freisinnige philosophische Richtung war, wie es schien, damals in Preußen kein Raum mehr, und am wenigsten glaubte man sie in den theologischen Fakultäten dulden zu dürfen. Ich beschloß also, nachdem ich dem Ehrenpunkt genügt und Examen und Promotion an der

heimischen Preußischen Universität bestanden hatte, mein Heil auswärts zu versuchen. Ich richtete meine Blicke auf Kiel, wo gerade damals durch den Abgang des Professor Dorner in den Lehrkräften eine Lücke entstanden war, und da ich von dem Professor Pelt, an den ich mich mit einer schriftlichen Anfrage gewandt hatte, die Antwort erhielt, daß meiner Habilitation nichts im Wege stehen würde, begab ich mich im Oktober 1843 dorthin.

Ein nervöses Fieber, welches mich einige Tage nach meiner Ankunft befiel und mich fast ein volles Vierteljahr niederwarf, verhinderte mich schon in diesem Winter meine Vorlesungen zu beginnen. Es geschah erst im Frühling 1844 zum nächsten Sommersemester, und von da an bis zum März 1848 habe ich regelmäßig Vorlesungen gehalten. Da die im eigentlichen Sinne systematischen Disciplinen der Dogmatik und Ethik dem Privatdocenten noch nicht gestattet waren, so entnahm ich meine Vorlesungen hauptsächlich der historischen Theologie; ich las über Dogmengeschichte, Symbolik, Geschichte der neuesten Theologie. Zugleich zog ich von den Schriften des Neuen Testaments namentlich die Paulinischen Briefe in den Kreis meiner Vorträge, indem ich nach den Epoche machenden Untersuchungen der Tübinger Schule eines Baur, Zeller, Schwegler von hier aus das nöthige Licht für das Dunkel der christlichen Urgeschichte zu gewinnen suchte.

Ich konnte bald mit Befriedigung wahrnehmen, daß meine Vorträge bei der studirenden Jugend Anklang fanden. Für eine so kleine Universität hatte ich meistens recht besuchte Vorlesungen, die, wenn sie allgemeiner interessirende Themata, etwa die neueste Entwicklung der Theologie seit Strauß, behandelten, häufig auch von Nicht-Theologen besucht wurden. Die freisinnige kritische Richtung, welche ich vertrat, hat bei der Jugend schon von Natur auf einen empfänglichen Boden zu rechnen, und ein Privatdocent, welcher, selbst noch jung, den Studenten noch näher steht, hat, wenn er sonst nur der rechte Mann ist und den die Zeit bewegenden Ideen einen frischen ungeschminkten Ausdruck verleiht, stets auf die Sympathie der Zuhörer zu rechnen. Denn geht ihm auch der Nimbus der Autorität ab, welcher die Vorträge der älteren Professoren von anerkanntem Namen für die Studirenden umgiebt, fehlt ihm auch noch die breite Basis realen Wissens, welche nur durch ein längeres der Wissenschaft geweihtes Leben gewonnen werden kann, so hat er dafür wieder etwas Anderes, was ihm zu Statten kommt: es ist die jugendliche

Frische des Empfindens und Denkens, die um so energischer wirkt, wenn sie mit Klarheit und Kraft des Ausdrucks gepaart ist.

Zu meinen Vorlesungen kam alsbald eine ziemlich umfangreiche literarische Thätigkeit. Ich schrieb Rezensionen für die Hallische Allgemeine Literatur-Zeitung und veröffentlichte einige historische Arbeiten in der Leipziger Zeitschrift für historische Theologie, während andere, mehr in die Zeitgeschichte einschlagende größere Aufsätze in den damals von Schwegler in Tübingen herausgegebenen Jahrbüchern der Gegenwart und in den Cotta'schen Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung erschienen. Zugleich betheiligte ich mich in Gemeinschaft mit mehreren freisinnigen Geistlichen und anderen jüngeren Kräften der Herzogthümer an der Gründung einer eigenen Zeitschrift — wir nannten sie für freien Protestantismus — welche sich die Aufgabe stellte, in einer allen Gebildeten zugänglichen Weise der Darstellung auf dem Gebiet der Religion und Kirche die bewegenden Ideen der Zeit zum Ausdruck zu bringen. Außer den in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen erschienen in jener Zeit auch ein paar Arbeiten von mir selbständig im Druck; nachdem eine kleine Brochüre über den heiligen Rock, dessen skandalöse Verehrung damals einen Sturm in der katholischen Kirche und der ganzen gebildeten Welt erregte, im Jahr 1845 vorangegangen war, folgte 1847 mein größeres Werk über die Socinianer, welches auch bei Anhängern einer sehr abweichenden theologischen Grundanschauung Anerkennung gefunden hat.

Indeß, ich sollte bald genug inne werden, daß auch hier meine freisinnige Richtung meinem Vorwärtskommen im Wege stand. Die Königin, die Gemahlin Christians VIII., war eine entschiedene Anhängerin und Begünstigerin jener frömmelnd-orthodoxen Richtung, welche auch bei uns in Preußen das Ruder führte, und der König ließ sie innerhalb der theologischen und kirchlichen Sphäre um so lieber gewähren, als sich diese Richtung seinen je länger je mehr ausgeprägten absolutistischen Neigungen zum willigen Werkzeug darbot. So mußte ich denn bald die Erfahrung machen, daß besuchte und mit Beifall aufgenommene Vorlesungen und eine ziemlich ausgebreitete literarische Wirksamkeit auch hier einem jungen theologischen Privatdocenten nach oben nicht zur Empfehlung gereichten, wenn der Stempel der allein seligmachenden Gesinnung fehlte. Als ich ein paar Jahre nach meiner Habilitation um eine außerordentliche Gratification — ein sogenanntes Gratial, wie es in

Kiel genannt wurde — anhielt, welches sonst in der Regel als Vorläufer der Ertheilung einer Professur an Privatdocenten verliehen ward, die eine längere Zeit mit Erfolg an der Universität Kiel gelehrt hatten, ward es mir ohne Angabe von Gründen abgeschlagen, und als dann später, nicht lange vor dem Ausbruch der Erhebung, von Studenten, ohne mein Vorwissen, eine Petition ins Werk gesetzt war, daß man mir eine außerordentliche Professur verleihen möge, so hatte auch dieser Schritt selbstverständlich keinen Erfolg.

Abgesehen von dieser Erfolglosigkeit meines Strebens, wenn man darunter das Nicht-Erlangen einer gesicherten äußeren Existenz versteht, war meine mehrjährige Laufbahn als Privatdocent in Kiel für mich eine glückliche Zeit, an die ich noch jetzt immer mit Vorliebe zurückdenke. Lag schon an sich in der erfolgreichen Wirksamkeit eines akademischen Docenten für mich ein eigenthümlicher Reiz, so ward derselbe noch erhöht durch das ganze Gepräge des mich umgebenden Lebens in der aufstrebenden Universitätsstadt, welches sich gerade damals durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände nach allen Seiten auf das Günstigste gestaltet hatte.

Unter den Angehörigen der Universität herrschte zu jener Zeit ein sehr reges wissenschaftliches Leben, welches auch in weiteren Kreisen fördernd und anregend wirkte. Unter den Professoren war eine Reihe der bedeutendsten Lehrkräfte wirksam, wie denn von jeher die Universität Kiel den Ausgangs- oder Durchgangspunkt für viele der namhaften Universitätslehrer Deutschlands gebildet hat. Unter den Theologen hatte nur Pelt als vielseitig gelehrter Mann einen bedeutenden Ruf; doch fand seine Vortragsweise bei den Studenten wenig Beifall. Als Historiker lehrten damals Waitz und Droysen in Kiel; beide hatten meist für eine so kleine Universität zahlreiche Zuhörerschaften, und wirkten, so verschieden sonst auch ihre Weise war, in den weitesten Kreisen anregend durch Wort und Schrift. Die klassischen Alterthumswissenschaften hatten an dem ältern Nitzsch und zeitweilig an Otto Jahn zwei hervorragende Repräsentanten, denen sich in zweiter Linie der Professor Forchhammer anreihte, und die eigentliche Philosophie fand an Chalybäus einen namhaften Vertreter. Die medicinische Fakultät nannte Langenbeck, dessen Ruhm schon damals auf einen Stern erster Größe in der Chirurgie deutete, noch den ihrigen, während Hegewisch' Name mehr dem allgemein literarischen Felde angehörte. Die Naturwissenschaften wurden durch den alten Pfaff

repräsentirt, dessen Glanzepoche allerdings einer frühern Zeit angehörte; wurde auch seine öffentliche Lehrthätigkeit durch eine rasch zunehmende Blindheit beeinträchtigt und endlich vollständig gehemmt, so mußte doch wer ihn näher kennen lernte, immer noch erstaunen über die jugendliche Geistesfrische und die lebendige Theilnahme an allen hervorragenden Ereignissen der Wissenschaft und des Lebens, die sich der bejahrte Mann bewahrt hatte. In der juristischen Fakultät lehrten der alte Falck und die jüngeren Professoren Johannes Christiansen und Otto von Madai; Christiansen, nicht blos in wissenschaftlicher Hinsicht begabt, sondern auch mit einem regen Sinn für die Kunst ausgestattet, der ihn beständig antrieb, sich auf mehr als einem Felde derselben selbst zu versuchen; Madai bekanntlich im Anfang der vierziger Jahre durch den Corporalsgeist, den der Kaiser Nicolaus seinen Universitäten einzuimpfen trachtete, nebst Preller und Anderen von Dorpat vertrieben, und nicht lange darauf nach Kiel berufen; — eine seltene Vereinigung wissenschaftlicher Tüchtigkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit.

Neben diesen älteren und bereits namhaften Vertretern der Wissenschaft an der Universität Kiel stand in jener Zeit ein jüngeres sehr rühriges Geschlecht von Docenten, welche sich seitdem mehr oder weniger Alle einen Namen erworben haben. Von denen, welche um die Mitte der vierziger Jahre gleichzeitig mit mir als Privatdocenten die akademische Laufbahn verfolgten, nenne ich hier nur den jüngst vielgenannten Theologen Baumgarten, der damals übrigens noch für einen Anhänger Hengstenbergs galt; die Philosophen Harms und Thaulow, noch gegenwärtig in Kiel; Müllenhoff, den bekannten Forscher auf dem Gebiet der altdeutschen Linguistik, seit mehreren Jahren in Berlin; den jüngern Nitzsch, als Historiker vor Kurzem nach Königsberg berufen; Stein, den bekannten Socialpolitiker seit dem Ausgang der Schleswig-Holsteinischen Erhebung in Wien, den National-Oekonomen Dr. Ahlmann, später während der Erhebungsjahre Chef des Schleswig-Holsteinischen Postwesens, unter den Medicinern endlich die Doctoren Weber, Roß und zwei Valentiner, die beiden ersteren und der eine Valentiner später in der Vollkraft des Mannesalters durch den Tod dahingerafft, der andere dieses Namens gegenwärtig Hofrath und vielbeschäftigter Badearzt in Pyrmont. — So verschiedene Lehrkräfte, alle mehr oder weniger im ersten Thätigkeitsdrange einer beginnenden Laufbahn, erzeugten eine Fülle gegenseitiger Anregung und jugendlichen Wetteifers. Dazu war das Verhältniß der

jüngeren Docenten zu den älteren Professoren jener Zeit in Kiel als ein sehr glückliches zu bezeichnen, weil es frei war von der Pedanterie, von dem Zwang und von der steifen Förmlichkeit, welche auf andern Universitäten zwischen dem Professor, Hofrath oder Geheimen-Rath, der bereits etwas ist, und dem jungen Privatdocenten, der noch nichts ist, eine unausfüllbare Kluft befestigen. Mit Ausnahme weniger Persönlichkeiten, welche den Mangel wirklicher Bedeutung durch einen äußerlichen Nimbus von Grandezza und Ueberlegenheit zu ersetzen suchten, nahm das Kieler Professorenthum den jüngeren Docenten wie den Studirenden gegenüber eine von aller unangenehmen Prätention freie und deshalb um so höher geachtete Stellung ein.

Neben dem wissenschaftlichen Leben ging in der strebsamen Universitätsstadt, die namentlich seit der Eröffnung der Eisenbahn auch als Hafen und Handelsplatz eine jährlich steigende Bedeutung gewann, ein sehr reges geselliges Leben voll mannichfacher Anregung und Abwechslung. Den dominirenden Mittelpunkt des geselligen Lebens der Universitätskreise, des höheren Bürger- und Beamtenthums bildete die Harmonie, welche neben der Pflege geistiger Interessen durch ein reichhaltiges Lesekabinet und eine damit in Verbindung stehende Bibliothek, auch durch Concerte und Bälle den künstlerischen und im engeren Sinne gesellschaftlichen Neigungen einen willkommenen Anhaltepunkt bot. Auch ein kleiner Hof fehlte nicht. Auf dem Schloß, welches weithin die Stadt und den Hafen überragt, residirte der Herzog Carl von Glücksburg, der Chef der jüngeren Linie des herzoglichen Hauses von Schleswig-Holstein, dessen ältere Linie durch die Augustenburger repräsentirt wird. Die Herzogin Wilhelmine, eine Dänische Königstochter, war in erster Ehe mit ihrem Vetter, dem jetzt regierenden König von Dänemark, damals noch als Kronprinzen, vermählt gewesen, aber schon seit lange von ihm geschieden und dann an den Herzog von Glücksburg verheirathet. Das Schloß in Kiel bildete zwar kein hervorragendes geistiges Centrum; aber die kleinen Höfe nach dem Muster Weimars zu den Zeiten Carl Augusts oder Gotha's unter seinem gegenwärtigen Fürsten sind bekanntlich eine Seltenheit. Im Großen und Ganzen muß man in diesen Regionen schon das immer als ein Verdienst anerkennen, wenn der Inhaber der höchsten Stellung nicht hemmend und störend eingreift durch das Bestreben, dem Kreise, mit dem er in Berührung kommt, den Stempel höfischer Etikette, Monotonie und Langerweile aufzuprägen. Und dies Verdienst konnte man

auch dem Hrzogspaare, welches auf dem Schloß zu Kiel Hof hielt, nicht absprechen; sie ließen ohne die Prätention, eine Rolle spielen zu wollen, das Leben um sie her gewähren und sich gestalten wie es wollte. Bei den Diners und Bällen, wo unter Fernhaltung aller aristokratischen Exclusivität das bürgerliche Element neben dem Landesadel seine Geltung behauptete, herrschte im Allgemeinen ein freier und zwangloser Ton, und namentlich auf den Bällen, deren mehrere in jedem Winter veranstaltet wurden, erinnerte kaum etwas daran, daß man der Gast eines Herzogs und Gemahls einer Prinzessin aus königlichem Geblüt war. Nur auf dem großen Festball, welcher jährlich im Januar während der Zeit des Kieler Umschlags zur Feier des Geburtstags der Herzogin gegeben wurde, sah man Galla-Uniformen und Ordensbänder in größerer Anzahl; aber auch da war der schwarze Frack noch überwiegend.

Während die Harmonie und das Schloß die beiden großen Mittelpunkte des geselligen Lebens der höheren Klassen bildeten, sammelte eine Reihe von Privathäusern kleinere gesellige Kreise um sich, und wer an Mittags- und Abendgesellschaften, Thé dansants und Bällen, musikalischen oder dramatischen Aufführungen, meist von Dilettanten ausgeführt, sein Vergnügen fand, war oft mehr in Anspruch genommen, als es für Zeit und Kräfte zuträglich war. Sehr angenehm waren die freien und leichten Formen des geselligen Umgangs, welche sich in Kiel namentlich in den Kreisen der Universität eingebürgert hatten. Hatte man die nähere Bekanntschaft einer Familie gemacht, so war man auch uneingeladen stets gern gesehen; an die Stelle förmlicher Visiten, welche anderwärts die unvermeidlichen Vorläufer oder Nachfolger officieller Abfütterungen bilden, traten zwanglose Abendbesuche; denn Abends um 8 Uhr, wenn die Tagesarbeiten vollendet waren, war Theezeit und dann war man, wenn man sonst anders gefiel, ein für alle Mal eingeladen; man blieb ein paar Stunden im Familienkreise und fand in der belebten Unterhaltung zugleich Erholung und Anregung der mannichfaltigsten Art.

Auch die eigentlichen Gesellschaften, zu denen man eingeladen ward, trugen meist den Charakter leichter und ungezwungener Geselligkeit. Bei den Diners, welche gewöhnlich um 3 oder 4 Uhr Nachmittags begannen, aß und trank man einfach aber gut; drei bis vier Gänge war das Gewöhnliche und selten saß man länger als eine bis anderthalb Stunden bei Tische. Die Abendgesellschaften begannen regelmäßig erst

nach 8 Uhr mit dem Thee, dann wurden ein paar Stunden in belebter Conversation, mit Musik, hin und wieder auch wohl der Aufführung lebender Bilder oder kleiner dramatischer Pièцen zugebracht; schließlich ein Soupé von wenigen Gängen und spätestens um Mitternacht war das Ganze zu Ende. Die langen und langweiligen Gesellschaften, in denen so manche andere Städte, namentlich des nördlichen Deutschlands, excelliren, Sessionen, wo es sich vorzugsweise um eine großartige Schlemmerei in Speise und Trank handelt, wo man halbe Tage oder Nächte bei Tische zubringt, wo das geist-tödtende Spiel die Conversation verdrängt, kannte man zu jener Zeit in Kiel nicht, wenigstens nicht in den Kreisen, welche ich näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe.

Zu den Häusern, wo ich in der Zeit meines Kieler Docententhums am meisten und liebsten verkehrte, gehörte das des Professor Christiansen, meines langjährigen Haus- und Wandnachbarn. Wir hatten aus unseren Fenstern eine prächtige Aussicht über den Kieler Hafen mit seiner lebendigen Bewegung von ankommenden und abgehenden Schiffen; da meine Gänge mich täglich an seiner Wohnung vorüberführten, besuchte ich ihn häufig in unbeschäftigten Augenblicken und habe durch die vielseitige Bildung dieses Mannes vielfache Förderung und Anregung erhalten. Er war zwar nicht, was man einen politischen Charakter nennt; nach der einen Seite verschwägert mit dem Grafen Moltke, dem bekannten Vertreter des Dänischen Gesammtstaats und eines starren aristokratisch-büreaukratischen Absolutismus, nach der andern mit dem späteren Statthalter Beseler, dem Haupt eines moderirten Liberalismus, war der Professor Johannes Christiansen schon durch seine Familienbeziehungen in die Mitte zweier Gegensätze gestellt, und stand er auch mit seinen Sympathien im Wesentlichen auf der Seite der nationalen und freisinnigen Partei, so lag es doch nicht in seinem Charakter, dafür mit consequenter Energie einzutreten und wirksam zu sein. Seine Neigungen gehörten überhaupt nicht dem politischen Felde an. Ausgestattet mit einer vielseitigen und scharfen Auffassungsgabe, wo es das Urtheil über Menschen und Dinge galt, entbehrte er dagegen der Bestimmtheit des Willens und, ich möchte sagen, der Einseitigkeit des Handelns, welche auf dem politischen Gebiet mehr als sonstwo nothwendig ist, um mit Erfolg auf bestimmte Ziele loszuarbeiten. Seine Neigungen, soweit sie nicht von seiner Wissenschaft absorbirt wurden, gehörten dem künstlerischen Gebiet. Er hatte einen feinen Sinn für dramatische und musikalische

Darstellung, und war er auch selbst kein ausübender Musiker, so liebte er es doch, talentvolle Virtuosen, Musiker, Sänger und Sängerinnen in seinen Kreis zu ziehen. Vor Allem führte ihn seine Neigung zur Plastik und Malerei; auf beiden Gebieten besaß er eine für einen Dilettanten sehr anerkennenswerthe Kunstfertigkeit, und meistens war dieselbe in kürzester Zeit erworben; denn lange Ausdauer war seine Sache nicht. Durch ihn kam auch ich in Berührung mit zweien unserer bedeutendsten Maler, welche sich damals einige Zeit in Kiel aufhielten, mit Carl Rahl, dem bekannten Historienmaler, jetzt Professor in Wien, und mit Charles Roß, dem nicht minder tüchtigen Landschaftsmaler. Man konnte nicht leicht einen größeren Gegensatz denken, als dies sehr befreundete Maler-Paar in der äußern Erscheinung bildete: Rahl der Ausdruck sinnlicher Kraft, eine untersetzte gedrungene Figur mit dem struppigen Kopf eines Fauns auf breitem Stiernacken, in jeder Beziehung eine südliche Natur mit ihrer Lebensfülle und mit ihren Leidenschaften; Roß dagegen ein ächtes Kind des Nordens, eine schmale, zart gebaute Gestalt mit weichen regelmäßigen Gesichtszügen und dem röthlich blonden lockigen Haar der angelsächsischen Race. Rahl war geistig der bedeutendere der Beiden und überraschte oft durch die Originalität und Kraft seiner Bemerkungen. Roß hatte etwas Weiches, Bestimmbares in seinem Wesen und trat, wenn Rahl gegenwärtig war, in den Hintergrund. Sonst war auch er eine interessante Erscheinung und von unbestreitbarem Talent in seinem Fach; unter seinen Griechischen und Schleswig-Holsteinischen Landschaften waren viele von genialer Composition und glänzender Farbengebung. Mit seinen beiden talentvollen Brüdern, dem als Hellenisten bekannten Professor Ludwig Roß in Halle und dem bereits genannten Mediciner Dr. Gustav Roß hat er das Schicksal getheilt, durch einen frühen Tod seiner Laufbahn entrissen zu werden; er starb vor einigen Jahren in München.

Ueberhaupt hat der Tod im Verlauf weniger Jahre in dem Zirkel, in dem ich damals hauptsächlich verkehrte, stark aufgeräumt. Der Professor von Madai, der nebst seiner liebenswürdigen Gemahlin eine der Hauptzierden dieses Kreises bildete, starb schon im Jahr 1850 in Gießen, wohin er berufen war, nachdem er kurze Zeit als Schleswig-Holsteinischer Gesandter bei der Centralgewalt in Frankfurt a. M. fungirt und darauf als Professor in Freiburg gewirkt hatte. Und nur wenige Jahre später (1854) folgte ihm der Professor Christiansen im Tode. Niemand, der

den schönen kräftigen, auch als Turner ausgezeichneten Mann in seiner Blüthenzierde gekannt hat, hätte ein so frühzeitiges Ende für ihn ahnen können.*)

II.

Während das gesellschaftliche Leben in Kiel und den Herzogthümern überhaupt noch den Anblick heiteren Behagens und ungestörter Ruhe bot, zeigten sich auf dem politischen Felde bereits die Anzeichen kommenden Sturms.

Als ich im Herbst 1843 nach Kiel ging, war man im übrigen Deutschland noch sehr unbekannt mit den politischen Verhältnissen der Herzogthümer und der Geschichte ihres unausgesetzten Kampfs gegen Dänische Uebergriffe. In den Herzogthümern selbst, wo die Bewegung der dreißiger Jahre von der Dänischen Regierung mühsam gedämpft war, begann im Anfang des folgenden Jahrzehends mit dem frischeren Luftzug, der damals durch ganz Deutschland ging, wieder ein regeres Leben auf dem politischen Gebiet sich bemerklich zu machen. Die cynische Schamlosigkeit, mit der die Dänen die reichen Herzogthümer ausbeuteten, die frechen Schimpfereien, mit denen ihre Führer die Deutsche Bevölkerung überschütteten, gehässige Drohungen, wie das Wort Orla Lehmanns: „Man müsse es den Schleswigern mit dem Schwert auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen seien", — Alles dies erzeugte allmälig in den Herzogthümern eine von Tage zu Tage an Ausdehnung und innerer Energie wachsende Opposition. Ich betheiligte mich damals noch nicht, wenigstens nicht aktiv, an der Politik; höchstens daß ich hin und wieder eine Adresse mit unterzeichnete, oder einer zu politischen Zwecken berufenen Versammlung beiwohnte; aber was ich täglich las, sah und hörte, gab mir die Ueberzeugung, daß ein Zusammenstoß zwischen dem Deutschen und Dänischen Element unausbleiblich bevorstehe und daß es nur einer günstigen Gelegenheit bedürfe, damit das unter der Asche glimmende Feuer in lichterlohe Flammen ausbreche.

*) Der Professor Christiansen, Johannes, von dem hier die Rede ist, ist nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren noch jetzt in Kiel docirenden Bruder Karl, damals noch Privatdocent, der dem älteren Bruder in keiner Beziehung gleich kam.

Diese Gelegenheit schien schon im Jahre 1846 gekommen. König Christian VIII., dem Drängen der Dänischen Partei nachgebend und selbst begierig vor dem Ende seines Lebens noch ein sicheres Fundament für die Lieblingsidee seines Dänischen Gesammtstaats zu gewinnen, erließ am 8. Juni des genannten Jahres den berüchtigten offenen Brief, durch den für den nahen Fall des Aussterbens der regierenden königlichen Linie eine gleiche Erbfolge für Dänemark wie für die Herzogthümer durch dictatorischen Machtspruch in Aussicht gestellt ward. Es war eine schreiende Rechtsverletzung; denn in Dänemark folgte nach dem Staatsrecht des sogenannten Königsgesetzes beim Aussterben des regierenden Stammes, der außer dem König damals nur auf vier Augen stand, die weibliche Linie, während in den Herzogthümern — nach Deutschem Recht — nur die männliche Linie, voran die Augustenburgische Herzogsfamilie, erbberechtigt war. Der Augenblick, wo der letzte Sprößling des Dänischen Königshauses, der damalige Kronprinz, jetzt König Friedrich VII., die Augen zumachen würde, hatte bis dahin in den Herzogthümern als die Stunde der Erlösung von dem Dänischen Joch gegolten; man war entschlossen, wenn es nicht anders sein könne, das Unvermeidliche so lange zu ertragen, in der sichern Aussicht, daß dann eine Scheidung des unnatürlichen Ehebündnisses erfolgen werde. Wie Hannover sich von England schied, als hier mit der Königin Victoria die weibliche Linie auf den Thron gelangte, so mußte es nach dem in Europa geltenden öffentlichen Recht auch mit Schleswig-Holstein und Dänemark geschehen. Da kam nun der offene Brief, der mit einem Federstrich alles Recht zu vernichten und alle Hoffnungen der Deutschen Herzogthümer zu zerschmettern drohte. Die Aufregung, welche sein Erscheinen in Schleswig-Holstein erzeugte, war ungeheuer; überall war der offene Brief und seine möglichen Folgen das Thema der Unterhaltung; überall war man einig, daß gegenüber einem so ungerechten Angriff die Herzogthümer alle Kräfte der Vertheidigung aufbieten müßten. Nur sah es mit der Organisation des Widerstandes noch sehr schwach aus. Die Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein — sie tagten damals bekanntlich getrennt, wie jetzt wieder — waren zunächst das legitime Organ des Landes. Aber nur die Holsteinische Ständeversammlung ward berufen und um jede unliebsame Erklärung abzuschneiden, ward von vornherein jede fernere Erörterung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer und jede etwa darauf sich beziehende Eingabe untersagt. Wenn im

offenen Brief nur von einer königlichen „Ansicht“ die Rede gewesen war, so lieferte dies Verbot nunmehr den praktischen Commentar: es war eben eine königliche Ansicht, welche keinen Widerspruch dulden wollte. Die Sache der Dänischen Machthaber war so schlecht, daß sie keine öffentliche Erörterung vertrug. Die Ständeversammlung, durch die ihrer Zeit berühmt gewordene Neumünster'sche Adresse zu energischer Wahrnehmung der Landesrechte angefeuert, that ihre Pflicht und protestirte in einer Adresse an den König-Herzog gegen die doppelte Ungerechtigkeit. Aber der königliche Commissär verweigerte die Annahme, und nun stellte die Ständeversammlung ihre weitere Thätigkeit ein, nachdem sie zum Schluß noch eine Beschwerde an den Deutschen Bundestag gerichtet hatte.

Die Aufregung stieg immer höher, als man erfuhr, daß der Prinz Friedrich von Augustenburg, der jüngere Bruder des erbberechtigten Herzogs, seinen Posten als Statthalter der Herzogthümer niedergelegt habe. Bei dem nahen verwandtschaftlichen Verhältniß der Augustenburger zum König und ihrer sonst als streng monarchisch bekannten politischen Gesinnung schloß man aus diesem Vorgang nicht mit Unrecht, daß der Bruch wegen der Erbfolgefrage ein unheilbarer in der königlichen Familie geworden und daß der König seinerseits rücksichtslos über alle entgegenstehenden Rechte weg auf sein Ziel loszugehen entschlossen sei.

Es handelte sich nunmehr darum, der Bewegung in den Herzogthümern eine solche Kraft zu geben, daß die macchiavellistischen Pläne der Dänischen Regierung an der Einmüthigkeit des Widerstandes scheiterten und vor äußersten Maßregeln scheute, wie man wußte, der von Natur furchtsame Sinn des Königs zurück. An die Spitze der Bewegung stellte sich ein Mann, dessen Name schon seit lange einen guten Klang im Lande hatte und der sich seitdem als einer der tüchtigsten und entschlossensten Vorkämpfer für nationale und bürgerliche Freiheit in Schleswig-Holstein bewährt hat, der Eisenbahndirector Theodor Olshausen in Kiel. Hier, in der letztgenannten Stadt, organisirte er zunächst die Bewegung; mehrere öffentliche Versammlungen wurden im Lauf des August gehalten, und da die Polizei-Behörden bereits instruirt waren, keine Versammlungen zu gestatten, welche die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer in den Kreis ihrer Berathung zu ziehen oder zum Gegenstand von Petitionen zu machen beabsichtigten, so richtete man sich in diesen Versammlungen zunächst gegen die Ungesetzlichkeit dieses Verbots. Eine große allgemeine Volksversammlung der Herzogthümer ward nunmehr verabredet, um den

Volkswillen auf eine unzweideutige Weise zum Ausdruck zu bringen. Da entschloß man sich auf Dänischer Seite zu einem Gewaltstreich. Man erkannte in Theodor Olshausen sehr richtig den leitenden Kopf der ganzen Bewegung; konnte man ihn unschädlich machen, ehe die Bewegung die nöthige Kraft gewonnen hatte, so konnte man hoffen, dieselbe lahm zu legen. Der König war um diese Zeit im Seebade auf der Insel Föhr an der Westküste von Schleswig; von hier aus erging in den letzten Tagen des August ein Reskript an den obersten Polizei-Chef von Kiel, welches die Verhaftung Olshausens anbefahl, wofern er sich nicht verpflichten wolle, sich jeder Theilnahme an der beabsichtigten allgemeinen Volksversammlung sowie an sonstigen ähnlichen Versammlungen und Demonstrationen zu enthalten. Wie man es bei dem Charakter Olshausens nicht anders erwarten konnte, so geschah es; er verweigerte es, die Forderung ungesetzlicher Willkür zu erfüllen, und wanderte lieber ins Gefängniß. Am 1. September in Kiel verhaftet, ward er dann nach Rendsburg auf die Festung gebracht, wo er anderthalb Monate saß, bis er endlich durch Spruch des Ober-Appellations-Gerichts aus der ungesetzlichen Haft befreit ward.

Mit Olshausens Verhaftung war, wie gesagt, der Bewegung der leitende Kopf entrissen; die andern Mitglieder des Comités, welches sich für die demnächst abzuhaltende große Volksversammlung gebildet hatte, waren gewiß eben so patriotische und wackere Männer als Olshausen, aber es fehlte ihnen das Talent der Leitung; es fehlte ihnen die Klarheit des Denkens, welche in schwierigen Lagen das Richtige trifft, und die Energie des Willens, welche für das einmal als richtig Erkannte auch Alles einzusetzen entschlossen ist. Man beschloß die große Volksversammlung trotz des entgegenstehenden Verbots und trotz Olshausens Verhaftung dennoch abzuhalten. Zum Versammlungsort ward das Holsteinische Dorf Nortorf bestimmt, an der von Neumünster nach Rendsburg führenden Eisenbahn auf jenem langgestreckten Haide-Rücken belegen, der sich in der Mitte der Cimbrischen Halbinsel aus den Herzogthümern bis in die Nordspitze von Jütland hinauf zieht.

Am Morgen des 14. September, dem für die Versammlung bestimmten Tage, strömten von allen Seiten die Massen der Theilnehmer nach Nortorf, aus der näheren Umgegend zu Fuß, zu Roß und zu Wagen; aus weiterer Ferne brachten die Eisenbahnen lange Züge; von Norden kamen die Rendsburger und Schleswiger, von Süden der größere Theil

der Holsteiner; in Neumünster, dem Kreuzungspunkt der Bahn, trafen Contingente der Städte Kiel, Altona Glückstadt und der andern Ortschaften des östlichen, südlichen und westlichen Holstein zusammen; ein donnerndes Hurrah! erschallte zur Begrüßung und kaum konnten zwei schwer arbeitende Lokomotiven den unabsehbaren Wagenzug gegen Norden schleppen.

Ich machte, obwohl sonst der Politik damals noch ziemlich fremd, den Zug mit; galt es doch als eine Ehrensache, der Dänischen Anmaßung gegenüber unser Recht zu wahren und durch unser Erscheinen Protest einzulegen gegen das ungerechte Verbot der Versammlung. Was geschehen werde, davon hatte freilich Niemand eine klare Vorstellung; die Pläne des Comités waren in tiefes Dunkel gehüllt. Man wußte, daß der Amtmann von Rendsburg die strengsten Befehle hatte, die Versammlung zu verhindern, und daß Militär gegenwärtig sein werde, um seinen Befehlen nöthigenfalls mit Gewalt Nachdruck zu geben. Ein Jeder, welcher hinging, war sich bewußt, daß es möglicher Weise zu einem blutigen Conflict kommen könne.

Als wir auf der Station Nortorf anlangten, wurde unser Zug von einer dichtgedrängten Masse mit endlosem Hurrah! empfangen. Der Zug hielt in einem Terrain-Einschnitt; sobald wir die Wagen verlassen hatten, erstiegen wir die wallähnliche Böschung, welche bei der Ankunft den Ueberblick nach der Haide-Seite hinderte. Da sahen wir denn auf ein paar hundert Schritt Entfernung die lange rothe Linie eines ganzen Infanterie-Bataillons vor uns und daneben eine Schwadron Dragoner. Ein königlicher Adjutant war eigens von Föhr gesandt, um den Oberbefehl über diese bewaffnete Macht zu führen und die Energie der Civil-Behörde anzuspornen.

Alles war gespannt, was kommen würde. Während das Comité sich in Verhandlung mit dem Amtmann befand, kam es bereits zu einer scharfen Reibung mit dem Dänischen Rittmeister Torp, welcher die Cavallerie befehligte. Derselbe hatte offenbar die Absicht, einen Conflict hervorzurufen; er ließ eine Abtheilung gegen die Volksmasse an der Eisenbahn vorgehen und nur der Geistesgegenwart des den Eisenbahnzug führenden Oberschaffners — es war ein Pole mit Namen Niemojewski — war es wahrscheinlich zu danken, daß das Dänische Vorhaben vereitelt ward. Im entscheidenden Augenblick ließ nämlich der Zugführer den langen Bahnzug vorgehen; derselbe schob sich wie eine schützende Mauer

vor die wehrlose Masse und schnitt ein paar bereits diesseits befindliche Reiter ab, welche nun an einer sehr unbequemen Stelle über den Hohlweg zurück mußten, und zum Theil bei der Gelegenheit stürzten. Dem Rittmeister Torp ward sein gehässiges Vorgehen in schneidenden Ausdrücken von den Umstehenden vorgehalten und er erhielt mehrere Herausforderungen. Die allgemeine Stimmung ward durch dies Intermezzo so gereizt, daß man bereits darüber zu berathschlagen anfing, wie man sich möglicher Weise im Dorf durch Verrammlung der Zugänge gegen einen Angriff schützen könne. Da hieß es mit einem Mal: „Tiedemaun wird reden!" Tiedemann, der bekannte Abgeordnete der Schleswigschen Ständeversammlung, war Mitglied des Comité. Er erschien auf einer improvisirten Tribune; eine lautlose Stille gespannter Erwartung empfing ihn; der langen Rede kurzer Sinn war: da der Amtmann erklärt habe, Gewalt brauchen zu wollen, so — möge die Versammlung nur ums Himmels willen ruhig wieder zu Hause gehen! Damit war die Sache zu Ende; eine weitere öffentliche Diskussion war nicht gestattet; Alles löste sich in einzelne Gruppen auf und bald trennte sich die große Versammlung, welche sicherlich mehrere tausend Köpfe zählte, unverrichteter Sache nach den verschiedensten Seiten. In Neumünster ward von dem mit der Eisenbahn südwärts gegangenen Theil der Versammlung noch ein schwacher Versuch gemacht, die Verhandlungen wieder aufzunehmen; aber alsbald erschien der Amtmann von Neumünster, Hr. v. Heintze, in vollem Ornat, legte dem Redner die Hand auf die Schulter und bedeutete ihn mit der höflichsten Miene von der Welt, daß er aufhören möge zu reden. Dies geschah denn auch alsbald, und in der That hätte die Fortsetzung der Versammlung hier nur dann einen Sinn gehabt, wenn Alle, die in Nortorf versammelt waren, sich nach Neumünster begeben hätten, um hier außer dem Bereich des Militärs die Verhandlungen fortzusetzen. Nachdem eben von Nortorf aus ein großer Theil der Versammlung sich nach andern Richtungen zerstreut hatte, wäre es sicherlich zwecklos gewesen, in Neumünster noch nachträglich einen Conflict mit der Civilgewalt zu provociren.

Noch ein anderer Plan tauchte im Vorbeigehen auf. Der König Christian VIII. befand sich an dem Tage bereits auf dem Schloß zu Plön, wohin er von Föhr aus gereist war, um nach dem Seebade noch eine kurze Zeit die Natur-Schönheit dieser lieblichsten der Holsteinischen Landschaften zu genießen. Plön ist von Neumünster etwa vier Meilen entfernt. Wie,

wenn man nun in Masse nach Plön zog, um dem König die Wünsche seines getreuen Schleswig-Holsteinischen Volkes kund zu geben? — Aber auch dieser Plan ward vor der Ausführung schon wieder aufgegeben, und wie ich denke, war es ein Glück, daß es geschah. Es wäre sonst nur ein zweites Fiasko zu dem ersten von Nortorf gekommen. Denn abgesehen davon, daß es zu dem Zuge schon viel zu spät war, und daß von den in Neumünster Versammelten wahrscheinlich der bei weitem größere Theil sich auf dem langen Marsch verloren hätte, — was wollte man in Plön beim König? Angenommen, daß er sich überhaupt sprechen ließ und nicht, wie es bei seinem Charakter das Wahrscheinlichere war, bei der ersten Nachricht von dem Heranmarsch einer größern Volksmasse sofort das Weite suchte, so war nur Zweierlei denkbar. Entweder er bewilligte Alles, was man verlangte, natürlich nur um seine Bewilligung sofort als erzwungen wieder zurückzunehmen, sobald er die Hände wieder frei hatte. Oder, er ließ sich auf Nichts ein und lehnte alle Forderungen ab; was wollte man dann anfangen? — Kurz, die Sache hatte keinen Sinn, wenn man den König nicht etwa festnehmen und mit diesem Schlage sofort eine offene Revolution beginnen wollte, woran damals noch Niemand dachte, und wofür noch Nichts vorbereitet war.

Es fehlte natürlich nicht an einer herben Kritik des Verhaltens unserer Leiter im Comité und es läßt sich nicht leugnen, daß demselben sehr begründete Vorwürfe zu machen waren. Allerdings war die Sache nicht ganz so planlos angelegt, als es nach dem thatsächlichen Hergang scheinen konnte. Man hatte beabsichtigt, da ein sofortiges Einschreiten der Civil- und Militärmacht gegen das Abhalten einer Volksversammlung zu gewärtigen stand, einige tausend Exemplare einer bereits mitgebrachten gedruckten Erklärung zu vertheilen, welche dann von den Einzelnen unterzeichnet wieder eingesammelt werden sollten, und so konnte man denn allerdings diese Erklärung als Meinungsausdruck der großen Volksversammlung hinstellen. Aber in Hamburg, wo die Adresse ursprünglich hatte gedruckt werden sollen, war sie von der Censur beanstandet; — wir schrieben ja erst 1846 und Deutschland lebte noch unter Censur! Man hatte sich nach Braunschweig gewandt, und hier war die Erklärung allerdings gedruckt, aber, war es Absicht, war es Nachlässigkeit gewesen: es war der Name des Druckers nicht mit auf der Erklärung angegeben, wie es nach den Bundesgesetzen erforderlich war. Das Comité hatte nicht gewagt, die nicht mit diesem Requisit versehene Adresse auszugeben, trotz-

dem der wesentliche Inhalt derselben schon von Hamburger Blättern gebracht war, und die ganze Auflage von mehreren tausend Exemplaren befand sich in einem sicheren Verwahrsam unter Verschluß, während in Nortorf sich die Leute vergebens den Kopf darüber zerbrachen, was man eigentlich mit ihnen beabsichtigt haben mochte. So wenigstens ward bald nachher die Sache im Publikum erzählt: etwas Sicheres erfuhr man nicht, da das Comité sehr geheimnißvoll zu Werke ging.

Freilich wäre auch so, wenn der ursprüngliche Plan des Comités zur Ausführung gekommen wäre, die ganze Angelegenheit sehr schwächlich verlaufen und das Resultat hätte zu den aufgewandten Mitteln und der vorangegangenen Agitation in keinem Verhältniß gestanden. Es gab, wie die Dinge lagen, nur drei Wege, die man einschlagen konnte, wenn man keinen bewaffneten Aufstand wollte, wofür, wie gesagt, die Stunde noch nicht gekommen war. Entweder man ließ es in der Ausübung des Rechts auf die Abhaltung einer Volksversammlung auf einen Conflict mit der bewaffneten Macht ankommen. Allein das hatte seine großen Bedenken; die Soldaten waren Landeskinder, wenn auch die meisten Officiere Dänen waren. Kamen die Soldaten den blutigen Befehlen, die ohne Zweifel gegeben wurden, nach, so kam es zu einem Massacre und es hätte sich eine tiefe Kluft gebildet zwischen dem Militär und dem Volk, was für künftige Eventualitäten in keiner Weise wünschenswerth war. Oder die Soldaten hätten die Ausführung der Dänischen Blutbefehle verweigert, wären aber dadurch selbst in einen Conflict mit den Gesetzen militärischer Disciplin gerathen, der für Viele von ihnen von den verderblichsten Folgen hätte sein müssen. Auch der war nicht zu wünschen. Ein zweiter Weg wäre gewesen, die Volksversammlung im letzten Augenblick an einen andern Ort, etwa nach Neumünster, zu verlegen, wo noch kein Militär war, und wohin es auch so rasch nicht gelangen konnte, wenn das Comité sich der Eisenbahn für den Transport der Volksversammlung versicherte. Es wäre ein schnelles entschiedenes Handeln nöthig gewesen; die Eisenbahnbeamten standen ohnehin auf der Seite des Volks und so wäre es vielleicht möglich gewesen, die in Nortorf Versammelten, oder wenigstens einen großen Theil derselben nach dem zwei Meilen entfernten Neumünster zu schaffen und hier die Versammlung abzuhalten, ehe das Militär herangezogen werden konnte. Der Einspruch der Civil-Behörde durfte natürlich nicht beachtet werden. War aber eine solche Ortsverlegung nicht durchzuführen — die Bedingung war immer eine

gewisse Connivenz der Eisenbahnbeamten — so mußte man die Versammlung lieber ganz unterlassen, als ein Fiasco herbeizuführen, wie es nun thatsächlich erfolgt war.

In der That, die Schlacht von Nortorf — so nannten wir sie spottweise — war eine Niederlage, daran konnte nicht gezweifelt werden. Der schadenfrohe Hohn der Dänen bewies es eben so deutlich, als der Zwist und die Rekriminationen im eigenen Lager; denn wie es stets nach einer Niederlage zu geschehen pflegt, ein Jeder sucht die Schuld von sich ab auf einen Andern zu wälzen. Die weisen Leute, welche sich stets außer Schußweite halten, so lange der Sieg noch nicht entschieden ist, erklärten natürlich, das sei ja vorauszusehen gewesen, daß die Sache einen solchen Verlauf nehmen werde, und die charakterlosen Speichellecker der jedesmaligen Machthaber, die selbstsüchtigen Stellenjäger um jeden Preis, die sich bei dem Anschwellen der nationalen Bewegung unsicher gefühlt hatten, wohin sie sich wenden sollten, glaubten sich jetzt von jeder Rücksicht entbunden und wandten sich mit aller Schamlosigkeit der aufgehenden Sonne des Herrn von Scheel zu, der als Präsident der Schleswig-Holsteinischen Regierung in den Herzogthümern als dienstwillige Creatur des Grafen Moltke die Pläne der Dänisch-absolutistischen Partei nach Kräften zu fördern bestrebt war.

Indeß, man muß es zur Ehre der Schleswig-Holsteinischen Bevölkerung sagen, daß die Zahl solcher charakterlosen Apostaten verhältnißmäßig gering war. Die große Masse des Volks blieb auch trotz des zeitweiligen Mißerfolgs fest auf dem einmal eingenommenen Standpunkt. Die Führer, nicht entmuthigt durch das vorübergehende Mißlingen, blieben fest auf der einmal betretenen Bahn und wirkten durch die Presse und persönliche Anregung in Vereinen und Versammlungen aller Art für die Aufklärung über die Rechte der Herzogthümer und für das Festhalten an der Deutschen Nationalität gegenüber den durch die ganze Wucht der königlichen Machtvollkommenheit gestützten Angriffen des Dänenthums. In der Schleswig'schen Ständeversammlung waren es namentlich Beseler, Dr. Gülich und Tiedemann, welche mit Muth und Geschick den Kampf gegen die Dänischen Uebergriffe fortführten, und der Letztere mußte für ein kühnes Wort, welches er bei einem Banquet gesprochen — er hatte die Herzogthümer als um viele Millionen von Dänemark „betrogen" bezeichnet — durch das Fegefeuer eines langwierigen Processes gehen.

Während in den Herzogthümern selbst die Bewegung, wenn auch zeitweilig abgeschwächt und zurückgestaut, doch im Ganzen beständig an Kraft und Tiefe gewann, ward durch alle diese Vorgänge auch in Deutschland die Aufmerksamkeit immer entschiedener auf den Kampf hingelenkt, der hier oben an seinen nördlichen Grenzen für Deutsche Nationalität geführt ward. Der Artikel Schleswig-Holstein ward eine stehende Rubrik in den Deutschen Zeitungen, die Schleswig-Holsteiner spielten auf Sängerfesten, bei Zusammenkünften und Vereinen aller Art eine hervorragende Rolle, das Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" mit seiner einfach schönen und kräftigen Melodie machte seinen Rundgang durch Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus, und die Schleswig-Holsteinischen Farben bürgerten sich bei festlichen Aufzügen als gleichberechtigte unter den Abzeichen der andern Deutschen Stämme ein. Selbst der Bundestag konnte sich dem Druck der allgemeinen Sympathie für die Sache der Herzogthümer nicht ganz entziehen; er faßte einen immer noch sehr zahm lautenden Beschluß in Betreff des berüchtigten offenen Briefes, wodurch er die „vertrauensvolle Erwartung" kund gab, daß der König von Dänemark die Rechte Aller „insbesondere aber die des Deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins" beachten werde. Von Schleswig wagte man in Frankfurt noch nicht ausdrücklich zu reden.

König Christian VIII. ward zwar durch den Lärm, den sein offener Brief verursacht hatte, sehr unangenehm berührt; aber er war zu weit vorgegangen, um wieder zurück zu gehen. Er ward höchstens vorsichtiger, und wirkte hinter den Coulissen auf diplomatischen Schleichwegen für seine Lieblingsidee eines à tout prix zu erhaltenden Dänischen Gesammtstaats.

Aber in den Herzogthümern und in Deutschland war man fortan wach und das Jahr 1847 verging unter mißtrauischer Beobachtung der Dänischen Politik und dem stetigen Bestreben, die Widerstandsmittel der Herzogthümer für die entscheidende Stunde, welche über kurz oder lang kommen mußte, zu stärken und zu organisiren.

III.

Werfen wir, ehe wir an die Ereignisse des Jahres 1848 gehen, noch einen kurzen Blick auf den politischen Charakter des Volks der Herzogthümer und ihre politischen Parteien.

Das Schleswig-Holsteinische Volk bildet ein hervorragendes Glied in der großen Kette Niederdeutscher Stämme, welche sich von der Maas und vom Niederrhein bis an die Polnischen und Russischen Grenzen hinziehen. Seiner Abstammung nach gehört das Volk der Nordalbingischen Herzogthümer, wenn man einen Dänischen Bruchtheil im Norden Schleswigs und einen Friesischen an der westlichen Küste desselben Herzogthums in Abrechnung bringt, im Großen und Ganzen zu den Nachkommen des uralten Sachsenstammes, der von hier aus Britannien unterwarf und bevölkerte, und später einen jahrhundertjährigen Kampf gegen das von Osten andringende Slaventhum führte, bis das letztere, welches bereits einen großen Theil des heutigen Holstein occupirt hatte, im zwölften Jahrhundert endlich definitiv unterlag und der Deutschen Nationalität wieder Platz machen mußte. Seiner Abstammung entsprechend theilt das Volk von Schleswig-Holstein im Allgemeinen die Tugenden und Fehler der Nachkommen des alten Sachsenstammes. Wie diese besitzt es eine zähe Ausdauer und einen unermüdlichen Fleiß; aber es liebt auch den Wohlstand, den es sich mit schwerer Mühe und Arbeit geschaffen, und läßt sich nur ungern aus seiner behäbigen Ruhe aufstören. Jedoch die Werthschätzung der materiellen Güter des Lebens, an denen hier kein Mangel ist, hat bei diesem Volk eine feste sittliche Unterlage an dem ächt germanischen starken Sinn für Recht und für Freiheit. Der Schleswig-Holsteiner hat ein starkes Rechtsbewußtsein: „es ist Unrecht, deshalb kann es nicht geschehen" — das ist ein Schluß, der dem Volk der Herzogthümer wenigstens in der früheren Zeit sehr geläufig war. Aber dieses starke Rechtsbewußtsein mußte eine gefährliche Mitgift sein in einer Zeit, wo das Recht nichts und die Macht Alles galt. Erst in den letzten zehn Jahren, wo ihm das riesengroße Unrecht den Fuß recht fühlbar auf den Nacken setzte, hat das Schleswig-Holsteinische Volk an

sich selbst die Erfahrung gemacht, daß es in dieser argen Welt mit dem bloßen Recht nicht gethan ist. Auch das Recht eines Volkes will mit aller Energie erarbeitet und erkämpft sein, um so mehr, wenn mächtige Interessen mit der Aufrechterhaltung des Unrechts verwoben sind. Das Schleswig-Holsteinische Volk hat in diesem Punkt eine herbe Schule durchgemacht. Sein starkes Rechtsbewußtsein hat es im Anfang verführt, bei allen Opfern, die gebracht sind, es an der straffen Energie fehlen zu lassen, welche beständig auf der Warte steht, und vor Allem auf die eigene Anstrengung und Thätigkeit vertraut. Auch darin zeigte es die Eigenthümlichkeit der Nachkommen des alten Sachsenstammes; es fehlte ihm auf dem politischen Felde die aktive Rührigkeit, der stets rege Unternehmungsgeist, die beständige Wachsamkeit und das kühne Selbstvertrauen, kurz die Eigenschaften, welche der verwandte Englische Zweig des Sachsenstammes durch den Zusatz von Normannischem Blut erhalten hat. Die Folge war eine gewisse Schwerfälligkeit im politischen Denken und Handeln; man war nur zu geneigt, sich der eigenen Thätigkeit in politischen Dingen zu entschlagen und Alles von gewissen Führern zu erwarten, welche nun einmal, sei es mit Recht, sei es mit Unrecht, das allgemeine Vertrauen besaßen. Man folgte ihnen, wenn sie vorangingen, durchs Feuer; aber sie zu controlliren, sie auf den richtigen Weg zu weisen, wenn sie abirrten, sie vorwärts zu spornen, wenn sie schlaff wurden: das verstand man nicht. Die Energie des Schleswig-Holsteinischen Volks war, um es kurz zusammenzufassen, mehr eine passive als eine aktive; sie zeigte sich daher am glänzendsten in den Zeiten der Vergewaltigung und der Unterdrückung, wo dies Volk von aller Welt verlassen lediglich auf sich und seine Kraft angewiesen dastand: der zähe, passive auch unter dem schwersten Druck ausdauernde Widerstand, den es dem Dänischen Gewaltsystem nunmehr seit Jahren entgegengesetzt hat, hat mit Recht die bewundernden Blicke der Welt auf sich gezogen.

Was in diesem Kampf die Ausdauer des Schleswig-Holsteinischen Volkes gestählt hat, das war neben dem unerschütterlichen Rechtsbewußtsein der unvertilgbare Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, nicht minder wie jenes ein von Geschlecht zu Geschlecht überkommenes Erbtheil des alten Sachsenstammes. Zwar ein extremer Radikalismus hat keine Wurzel in diesem Volk; man ist im Allgemeinen wie in England langsam mit Neuerungen, und trennt sich von altüberkommenen Einrichtungen in der Regel erst dann, wenn ihre Unhaltbarkeit auch für das blödeste

Auge offen gelegt ist. Noch weniger vermögen communistische oder socialistische Theorien bei dem Kern der Bevölkerung Anklang zu finden; dazu ist der Sinn des Schleswig-Holsteiners zu nüchtern, seine Anhänglichkeit an Familie, Besitz und Eigenthum zu groß. Selbst im Jahr 1848, in einer Zeit, wo sich alle im Volke vorhandenen Bestrebungen ungestört aussprechen und Geltung verschaffen konnten, hatte die Bewegung doch nur in ein paar vereinzelten Gegenden des Landes einen leichten socialen Anflug bekommen. Namentlich im östlichen Holstein war dies der Fall, wo ein ländliches Proletariat von Tagelöhnern, den sogenannten Insten, in scharfer Sonderung den großen Gutsherren gegenüberstand und nach Verbesserung seiner Lage rang, die allerdings um so weniger beneidenswerth war, als sich selbst die Justiz, mittelst der Gerichtshaltereien der adligen Güter in den Händen oder wenigstens unter dem Einfluß der kleinen Herren befand. Dennoch kam es selbst hier nicht zu Excessen, wie sie in andern Deutschen Ländern, vor Allem in dem benachbarten Meklenburg keine Seltenheit waren, und bei der gedrückten Lage, in der sich die ländliche Arbeiter-Bevölkerung in einzelnen Districten, oder genauer gesprochen auf einzelnen großen Gütern befand, war das Ausbleiben von tumultuarischen Excessen in einer solchen Zeit allerdings ein unleugbares Zeichen eines ruhigen gesetzlichen Sinnes selbst in diesen auf der untersten Stufe der Bildung und der socialen Ordnung stehenden Klassen. Im Großen und Ganzen herrscht in den Herzogthümern eine glückliche Mitte zwischen allzu großem Reichthum Einzelner auf der einen, und einem verkommenen Pauperismus großer Massen auf der andern Seite. Ein städtisches oder ländliches Proletariat existirt nur in einem verhältnißmäßig geringen Umfange; denn die Städte sind nicht übermäßig groß, und Gewerbe, Fabrikation, Schiffahrt und Handel verbreiten namentlich in den Ortschaften der Küsten einen mehr oder weniger gleichmäßigen Wohlstand. Auf dem Lande aber ist der Gegensatz der großen Grundeigenthümer und der eigenthumslosen Arbeiterbevölkerung mehr als balancirt durch eine zahlreiche Klasse kleinerer bäuerlicher Hofbesitzer, welche wie im Dithmarschen, in der sogenannten Propstei, im Eiderstedt'schen, in Angeln, um nur diese bekannteren Gegenden zu nennen, durch Bildung und Wohlstand recht eigentlich den Kern der ländlichen Bevölkerung bildet. Nimmt man dann noch einen Theil der zahlreichen Pächter und wenigstens eine kleine Anzahl der größeren Gutsbesitzer hinzu, ferner die Träger der Intelligenz an Volks- und Gelehrten-Schulen, nebst der Universität in

ihrer großen Mehrzahl, desgleichen Advokaten, Aerzte und ähnliche Repräsentanten der gelehrten Berufsstände, von der Geistlichkeit und dem nicht übermäßig zahlreichen Beamtenthum wenigstens einen Bruchtheil, so erhält man jene große mittlere Gesellschaftsschichte, welche in Schleswig-Holstein recht eigentlich als das massive Fundament der ganzen politischen Bewegung und als der eigentliche Träger des Freiheitsgedankens angesehen werden muß.

Man hatte in den Herzogthümern — ich rede hier namentlich von der soeben skizzirten großen mittleren Gesellschaftsschichte, und von der niederen galt es nicht minder — man hatte hier wenig oder keine monarchischen Sympathien mehr. Der König von Dänemark hatte seine Pflichten als eines Herzogs von Schleswig-Holstein so vollständig hinten an gesetzt und verletzt, daß er sich nicht wundern durfte, wenn in den Herzen seiner Schleswig-Holsteinischen Unterthanen keine Stimme der Liebe und Zuneigung mehr für ihn sprach. Die Schleswig-Holsteiner hatten so lange ihre Rechte gegen die offenen und versteckten Angriffe des Dänischen Königthums vertheidigt, daß an die Stelle monarchischer Devotion und Submission die Gemüther schon lange von republikanischem Unabhängigkeitsgeist erfüllt waren, und als man endlich faktisch in die Lage versetzt ward, sich einmal selbst zu regieren und sich ohne König zu behelfen, da vermißte man den letzteren gar nicht; die Selbstregierung in den drei Jahren von 1848 bis 1851 ging hier, von dem Kriegslärm abgesehn, auch ohne Königthum so sicher und ruhig von Statten, als wäre die Bevölkerung längst an ein republikanisches Self-gouvernement gewöhnt gewesen. Es war ein praktischer, conservativer Republikanismus, der die politische Gesinnung der großen Mehrzahl des Volkes charakterisirte, gleich fern von anarchischer Turbulenz wie von monarchischem Servilismus. Scheuten auch die Meisten den Namen des Republikaners, indem sie den eines Constitutionellen vorzogen, so ist es doch unleugbar, daß Schleswig-Holstein faktisch drei Jahre lang eine Republik gewesen ist, und daß es wahrscheinlich sehr glücklich sein würde, wenn man ihm gestatten wollte, sich auch fernerhin selbst zu regieren.

Als die politischen Führer der großen freisinnigen Masse der Bevölkerung traten schon in der vormärzlichen Zeit zwei Männer hervor, welche dann während der Zeit der Erhebung noch entschiedener in den Vordergrund traten: Wilhelm Beseler in Schleswig und Theodor Olshausen in Holstein, beide damals in den besten Mannesjahren und wenn

ich nicht irre, schon seit ihrer Studienzeit mit einander befreundet. Wilhelm Beseler, damals Advokat in Schleswig, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Georg, dem Professor der Jurisprudenz in Rostock, Greifswald und Berlin, war durch die kaltblütige Entschiedenheit, mit der er als Präsident der Schleswig'schen Ständeversammlung im Jahre 1846 die Landesrechte gewahrt und die Insolenzen des Regierungspräsidenten von Scheel in ihre Schranken gewiesen hatte, im höchsten Grade populär geworden. Eine große Sammlung, bei der eine für Deutsche Verhältnisse nicht unbeträchtliche Geldsumme zusammen gebracht war, hatte es ermöglicht, ihn der parlamentarischen Wirksamkeit zu erhalten, als er durch die vexatorischen Maßnahmen der Dänischen Regierung in seiner Existenz bedroht war. Beseler war in seinem politischen Wirken nicht nur ein Vorkämpfer für nationale Unabhängigkeit dem Andringen des Dänenthums gegenüber, sondern auch, im Allgemeinen wenigstens, ein Verfechter der großen Grundsätze bürgerlicher Freiheit gegen die Anhänger verrotteter Privilegien und in dem Bewußtsein der Zeit längst zu Grabe getragener Standesunterschiede. Was ihm abging, das war die nachhaltige Energie, wenn es galt seine Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen. Wie er in seinem Aeußern stets eine gewisse vornehme kühle, an Apathie streifende Ruhe zeigte, so ward auch sein politisches Wirken namentlich in der spätern Zeit, durch den Mangel energischer und nachdrücklicher Thatkraft charakterisirt, welche für das einmal als richtig Erkannte die ganze Wucht der Persönlichkeit einsetzt. Dieser Mangel machte sich auf das Empfindlichste fühlbar, als Beseler in der Provisorischen Regierung und noch mehr als er später in der Statthalterschaft an der obersten Leitung der Herzogthümer Theil zu nehmen berufen ward. Der Mangel an Energie in der Geltendmachung seiner Ueberzeugungen brachte ihn in Nachtheil auch solchen Persönlichkeiten gegenüber, welche an Einsicht weit unter ihm stehend ihn doch durch die Rührigkeit und Thatkraft überboten, welche sie für ihre engherzigen Ueberzeugungen entfalteten. Als er schließlich von der politischen Bühne abtrat, hatte er es durch seine indolente Politik des Gehenlassens mit allen Parteien verdorben.

Während in Beseler mehr jener vermittelnde Liberalismus repräsentirt war, für den die spätere Reactions-Epoche den Namen des Gothaerthums in Cours gebracht hat, so hatte an Theodor Olshausen die auf entschiedenen Fortschritt im Sinne der Zeit gerichtete demokra-

tische Partei ihren hervorragendsten Vertreter in den Herzogthümern. Theodor Olshausen, der Bruder des bekannten Orientalisten Justus Olshausen, war der Sohn eines Predigers in Eutin. Nach Beendigung seiner Studien hatte er in Kiel die Laufbahn eines Rechtsanwalts eingeschlagen, war dann bei der städtischen Gerichtsverwaltung beschäftigt, und ward schließlich in die Direction der Altona-Kieler Eisenbahngesellschaft gewählt, für deren Zustandekommen er mit Talent und Erfolg gewirkt hatte. Als Redacteur des in Kiel erscheinenden Correspondenzblattes hatte er unablässig im Sinne bürgerlicher Freiheit und nationaler Unabhängigkeit gewirkt; nur eine kurze Zeit hatte er sich, um wenigstens für Holstein eine freiheitliche Entwicklung zu retten, in den sogenannten Neu-Holsteinismus verirrt, der die Geschicke Schleswigs von denen Holsteins zu trennen bereit war. Aber sobald der Conflict Dänemarks mit den Herzogthümern einen ausgeprägten Charakter annahm, ließ Olshausen jene Idee, welche eine Spaltung in den Widerstand der Herzogthümer zu bringen drohte, alsbald fallen, und stand fest und unverbrüchlich zu den Vertheidigern der vollen und ungeschmälerten Rechte des Landes. Erst seit dem Jahre 1848 trat ich in nähere persönliche Berührung mit Theodor Olshausen; ich hatte seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen durch den raschen Entwurf einer Adresse, welche den in Rendsburg versammelten Ständen beider Herzogthümer überreicht werden sollte. Ich hatte den Entwurf in kurzer Frist auf dem Bahnhofe zu Neumünster niedergeschrieben, während die Züge sich kreuzten, und derselbe erhielt die Zustimmung Olshausens wie der andern anwesenden Parteigenossen. Namentlich seit dem Frühjahr 1849, wo Olshausen neben mir in die Redaction der Norddeutschen Freien Presse eintrat, habe ich Gelegenheit gehabt, den Charakter dieses ausgezeichneten Mannes genauer kennen zu lernen und mir seine dauernde Freundschaft zu erwerben. Theodor Olshausen hatte in seinem Aeußeren nichts Imponirendes, wie es bei Beseler und dem Grafen Reventlow der Fall war; sah man ihn aber längere Zeit, und beobachtete man ihn namentlich im Gespräch, so gewann sein sonst nichts weniger als schönes Gesicht durch den lebendigen Glanz des klugen freundlichen Auges eine eigenthümliche Anziehungskraft. Olshausen war ein scharfer und folgerichtiger Denker, dabei aber nichts weniger als ein bloßer Verstandesmensch; er hatte ein warmes Herz für die Freuden und Leiden der Menschheit; seine Religion war eine tiefe und ächte Humanität. Namentlich wurzelte hierin sein

Mitgefühl für die niederen Volksklassen; ihre Unbildung und Rohheit, ihre oft aus dem beständigen Ringen um die materielle Existenz hervorgehende Verkommenheit zu heben, den in mehr als einer Hinsicht auf ihnen lastenden Druck zu entfernen: das war stets das Lieblingsthema seines Denkens, und wenn er in dieser Richtung weniger hat wirken können, als man sonst von ihm hätte erwarten mögen, so lag der Grund größtentheils in den durch den Unabhängigkeitskampf gegen den äußeren Feind bedingten politischen Verhältnissen des Landes. Olshausen war seiner eigenen politischen Grundanschauung nach Republikaner, aber er war weit entfernt, irgend eine bestimmte Staatsform nach der Schablone für alle Völker und für alle Zeiten passend erklären zu wollen. Er wußte sehr wohl, daß die Form der Verfassung noch keine sichere Garantie der Freiheit bildet. Ueberhaupt war er bei aller Festigkeit seiner politischen Ueberzeugungen nichts weniger als schroff und ausschließlich im Aussprechen derselben und in dem Bestreben sie praktisch zu verwirklichen. Der Grundzug der Humanität, welcher durch sein ganzes Wesen ging, gab seinem Auftreten stets eine milde gewinnende Form, welche nicht verletzte, daher auch sein Verkehr mit politischen Gegnern niemals den Charakter schroffer Leidenschaftlichkeit annahm. Aber bei aller Neigung, in der Form ein gewinnendes Entgegenkommen zu beobachten und in unwesentlichen Punkten nachzugeben, war Olshausen doch unerschütterlich, wo es sich nach seiner Ueberzeugung um entscheidende Hauptfragen handelte; sein klarer politischer Blick und sein freier Takt ließen ihn stets mit Sicherheit die Grenze erkennen, bis wohin die Rücksichtnahme und Nachgiebigkeit sich erstrecken dürfe, ohne zu einer gefährlichen Connivenz gegen fremdartige politische Bestrebungen zu werden, welche schließlich zu einer charakterlosen Grundsatzlosigkeit und zur offenkundigen politischen Impotenz herabsinkt. Das sichere und taktvolle Einhalten dieser Grenzlinie war es, wodurch sich Olshausen von anderen Politikern der Herzogthümer unterschied, welche anfänglich in ihren Ansichten kaum von den seinigen abweichend, im Laufe der fernern Entwicklung von Position zu Position zurückwichen und nachgaben, bis endlich nichts mehr nachzugeben blieb. Sah Olshausen sich an einer entscheidenden Grenze angekommen, dann opferte er lieber Alles, als daß er sich aus politischer Connivenz einem Schritt angeschlossen hätte, den er aus innerster Ueberzeugung als unheilvoll und verderblich für sein Volk erkannte. Er war der richtigen Ansicht, daß selbst eine zeitweilige Niederlage seiner

politischen Grundsätze nicht so schlimm sei, als ein beständiges Zurückweichen, um womöglich Eins oder das Andere zu retten; denn das Ende solchen endlosen Nachgebens ist, wie die Geschichte des Gothaerthums seit 1848 gezeigt hat, doch nur eine schließliche Niederlage, welche um so schwerer und verderblicher ist, weil durch das fortgesetzte stückweise Opfern der Ueberzeugung der Charakter demoralisirt und alles muthige Selbstvertrauen unwiederbringlich zerstört wird. Olshausen hatte, als er von der politischen Bühne in Europa abtrat, seinen Ruf als fester und überzeugungstreuer politischer Charakter fleckenlos gewahrt. Einfach und anspruchslos in seinen Bedürfnissen hatte er stets das Wohl des Ganzen, niemals das eigene als letztes Ziel im Auge; die uneigennützige Lauterkeit seines Charakters, die antike Geradheit und Einfachheit seines Wesens ward stets auch von seinen Gegnern anerkannt. Kurz, Olshausen war unbestritten einer der edelsten und reinsten Charaktere, welche der Strudel des Jahres 1848 als Vorkämpfer der Volkssache emporgehoben und in seinem Rücklauf wieder hinabgeschleudert hat.

Außer Beseler und Olshausen besaß die große freisinnige Partei in den Herzogthümern noch eine Anzahl von Führern zweiten und dritten Rangs, welche durch die im Kampf für die Landes- und Volksrechte entfaltete Einsicht und Entschiedenheit eine mehr oder weniger hervorragende Stellung gewonnen hatten. Ich nenne hier nur von Schleswigern den bereits erwähnten Landinspektor und Koogsbesitzer Tiedemann, dessen finanzielle und statistische Erörterungen den Bewohnern der Herzogthümer über ihre materielle Ausbeutung durch Dänemark die Augen öffneten, weiter den Obergerichtsanwalt Dr. Gülich, den einsichtsvollen und charakterfesten Vertheidiger der Landesrechte, den biederen Dr. Heiberg, dessen Name noch vor wenigen Jahren durch einen schmachvollen Akt Dänischer Willkür dem Deutschen Volk ins Gedächtniß zurückgerufen ward; von Holsteinern vor Allen den Obergerichtsadvokaten Claussen in Kiel, einen geborenen Dithmarschen, welcher die kernige Natur und die zähe Energie seines Stammes mit der scharfen Dialektik des Juristen vereinigte, doch in der Hitze des Kampfs nicht selten einseitig, schroff und verletzend; ferner den Advokaten Wiggers in Rendsburg, der sich in der vormärzlichen Zeit bereits als unermüdlicher Vorkämpfer für die Sache der Nationalität und Freiheit einen Namen erworben hatte, den talentvollen Advokaten Dr. Hedde in Kiel, als Mitredacteur des Kieler Correspondenzblattes, gleichfalls schon in jener Zeit mit Auszeichnung auf dem

politischen und publicistischen Felde wirksam, den Regierungsrath Engel, von Herrn von Scheel als mißliebig zur Disposition gestellt; den Gutsbesitzer von Neergaard, den älteren im Unterschied von seinem erst während der Bewegungsjahre zur politischen Notorietät gelangenden Sohn, von Landleuten noch den älteren Rohwer und den Kirchspielsgevollmächtigten Witt von Büsum, anderer in ihren kleineren Kreisen mit Erfolg für die Landessache wirkender Männer hier nicht zu gedenken.

Neben der großen, bei allen sonstigen Nüancen im Wesentlichen liberalen Partei, welche im weitesten Umkreise die niederen und die große Mehrzahl der mittleren Volksklassen umfaßte, stand nun die der Zahl nach zwar kleine, aber an Macht, Reichthum und Ansehn schwer wiegende aristokratische Partei. Sie ward im Wesentlichen von dem Schleswig-Holsteinischen Adel gebildet, und fand ihren staatsrechtlichen Ausdruck in der für beide Herzogthümer gemeinsamen Corporation von Prälaten und Ritterschaft. Bei den ersteren hat man hier nicht etwa an geistliche Großwürdenträger zu denken; die Schleswig-Holsteinischen Prälaten führten diesen Titel nur als Erben einer vergangenen Zeit; nach der Reformation waren die vier Landesklöster Preetz, Uetersen, Itzehoe und Schleswig mit ihren reichen Besitzungen dem Adel zur Beute anheim gefallen und von demselben namentlich im Interesse seiner unversorgten Töchter verwandt. Die Vorstände dieser Klöster, mit dem Titel eines Klosterprobst ausgezeichnet und aus den Einkünften derselben reichlich dotirt, wurden aus den angesehensten Adelsfamilien gewählt und bildeten das Prälatenthum der Herzogthümer. War auch der politische Einfluß der Corporation von Prälaten und Ritterschaft durch die auf büreaukratische Centralisation der Staatsgewalten gerichtete Entwicklung der neueren Zeit wesentlich geschmälert, so hatte sie doch durch das geschlossene Zusammenhalten ihrer vorwiegend dem Adel angehörigen Mitglieder, durch großen Grundbesitz, durch Familienverbindungen und die wenigstens theilweise in den Händen ihrer Angehörigen befindlichen höheren Verwaltungsämter eine immer noch schwer wiegende Bedeutung. Der Schleswig-Holsteinische Adel theilt nach der einen Seite die allgemeinen Eigenschaften des Deutschen Adels, wie er sich namentlich in Norddeutschland entwickelt hat. Die Reventlow, die Rantzau, die Blome, die Bülow, die Baudissin, Brockdorf, Buchwald, Ahlefeld, Plessen und wie sie sonst noch heißen, sind stolz auf ihre Ahnen, halten so lange es möglich ist, fest an Privilegien und Standesvorrechten, und sind conservativ aus Neigung

und aus Interesse. Ihre monarchischen Sympathien wurden erschüttert, seit das Dänische Königthum an den alten Landesprivilegien zu rütteln begann, und als dasselbe sich dann der Dänischen Demokratie in die Arme warf, wurde der Adel der Herzogthümer in eine oppositionelle Stellung gedrängt, welche seinen conservativen Traditionen und seinen innersten Herzensneigungen nicht besonders zusagte. Denn er gerieth dadurch in Gefahr, mit den revolutionären Elementen der Zeit vermischt und von denselben überflügelt zu werden. Und dagegen suchte er sich gleichfalls nach Kräften zu wahren. Diese doppelte Frontstellung der Schleswig-Holsteinischen Aristokratie gegen das aggressive, im Sinne des Dänenthums nivellirende und die alten Landesrechte unterwühlende Königsthum auf der einen, und gegen die von Deutschland herüberfluthende demokratisch-revolutionäre Zeitströmung auf der andern Seite hat man im Auge zu behalten, wenn man die von der Aristokratie in den Herzogthümern eingenommene Stellung begreifen will. Es war ihr vollständiger Ernst, wenn sie auch nachdem sie sich an der Erhebung von 1848 betheiligt hatte, doch den Vorwurf der Revolution stets von sich ablehnte; sie behauptete beständig, die Legitimität gegen die Revolution vertreten zu haben, sei es, daß dieselbe von der Kopenhagener Demagogie oder von Deutschem Liberalismus zu Wege gebracht war. Freilich mußte diese Stellung bald genug an dem innern Widerspruch, in den sie ihre Träger verwickelte, zu Grunde gehen; der Kampf gegen das mit der Dänischen Revolution verbündete Königthum konnte selbst nur durch Revolution geführt werden, und obzwar man derselben möglichst den Stempel der Legitimität aufzudrücken versuchte — auch die Fiction vom „unfreien Herzog" verdankt diesem Bestreben ihre Entstehung — so ging doch die legitime Revolution, welche etwas ganz Apartes für sich sein wollte, schließlich eben so gut zu Grunde, als die andern revolutionären Erhebungen jener Zeit. Als die Reaction im Anfang der fünfziger Jahre in Deutschland wieder das Heft in die Hände bekam, warf sie alle Erhebungen gegen die Königsmacht, mochte ihr Recht noch so legitim sein, in einen Topf und bürgerliche und adlige Revolutionäre theilten dasselbe Schicksal. Die Schleswig-Holsteinische Aristokratie hat auch die Erfahrung gemacht, daß man nicht ungestraft zwei Herren dienen, daß man nicht gleichzeitig legitim und revolutionär sein kann.

Bei aller Neigung, seine althergebrachten Rechte und seine bevorzugte Stellung zu vertheidigen, und trotz des specifisch aristokratischen Gepräges,

durch welches sich der Schleswig-Holsteinische Adel auszeichnete, besaß er doch, wie man auch als Gegner seiner Sonderbestrebungen anerkennen muß, ein ungleich höheres Maß von Tüchtigkeit und Befähigung, als der Adel der meisten anderen Deutschen Länder. Der Adel der Herzogthümer hat eine Ader der Englischen Tory's in sich und steht, wenn man einzelne Ausnahmen abrechnet, weit ab von dem Preußischen Junkerthum mit seinem engen politischen Horizont und mit seiner eben so kleinlichen als selbstsüchtigen Interessen-Politik. Schon die Bahnen, in denen sich beide bewegen, sind ganz verschiedener Natur und bedingen den charakteristischen Unterschied. Der Preußische Junker, dessen Vorbildung sich meist auf das Kadettenhaus oder die Fähnrichspresse beschränkt, macht meist im Anfange die militärische Carrière; ein Theil setzt dieselbe als einträglichen Lebensberuf fort und gewinnt im Verlauf der Zeit die höheren, gut dotirten, vorzugsweise mit den Angehörigen des Adels besetzten Chargen; ein anderer Theil scheidet mit dem Lieutenants-, Hauptmanns- oder Rittmeister-Charakter aus, um dann als kleine Rittergutsbesitzer oder wohl gar als Landräthe zu glänzen. Der enge Gesichtskreis der Kaserne und Wachtstube und die kleinlich-pedantische Anschauungsweise des Exercir-Platzes wird hier dann auf das praktisch-politische Leben übertragen und erzeugt jene specifisch-Preußische Species des Klein-Junkerthums, welches in der neuesten Geschichte Preußens als Hemmschuh aller fortschreitenden Entwicklung eine so verderbliche Rolle spielt. Ein solches Junkerthum kannte man in Schleswig-Holstein nicht. Die Militär-Carrière, welche der Preußische Adel vorzugsweise liebt, ward von dem Schleswig-Holsteinischen grundsätzlich gemieden. Die einzige Kadetten-Anstalt für Dänemark und die Herzogthümer befand sich in Kopenhagen, und die Schleswig-Holsteinische Aristokratie war zu stolz und zu gut Deutsch, ihre Söhne in einem zarten Lebensalter der Gefahr der Danisirung in der Hauptstadt auszusetzen, um ihnen das Vergnügen der Uniform und der Epauletten zu verschaffen. Der heranwachsende junge Adel erhielt demnach seine Bildung nicht auf exklusiven Adels- oder Officier-Abrichtungsanstalten, sondern erwarb seine Kenntnisse in derselben Weise wie die bürgerliche Jugend, durch privaten oder öffentlichen Schulunterricht. Namentlich gehörte dann der Besuch der Universitäten, sei es Göttingen, Heidelberg, Bonn, Berlin oder der meist den Beschluß bildenden einheimischen Landes-Universität Kiel, zu den Bildungsstadien, welche der junge Schleswig-Holsteinische Adlige nur selten undurchlaufen ließ. Dann, wenn die Examina

absolvirt waren, war es namentlich die diplomatische, innere Verwaltungs- und richterliche Laufbahn, der sich der Schleswig-Holsteinische Adel widmete, wofern er es nicht vorzog, auf seinen Gütern in vollständiger Unabhängigkeit zu leben. Aus alledem erhellt es, wie es kam, daß die Aristokratie hier auf einer viel breiteren Bildungsbasis ruhte, und eine viel weniger exklusive und engherzige Stellung einnahm, als das Junkerthum in Preußen. Der Preußische Junker verhält sich zu dem Schleswig-Holsteinischen Adligen, wie Herr von Kleist-Retzow oder Herr von Waldow-Steinhövel zu dem Grafen Reventlow, ein Verhältniß, welches seiner Zeit durch bekannte Vorgänge im Preußischen Herrenhause näher illustrirt ist.

Ich habe hier so eben einen Namen genannt, dessen Träger als der hervorragendste Repräsentant der Aristokratie in den Herzogthümern um so mehr noch etwas näher ins Auge gefaßt werden muß, weil er als Mitglied der Provisorischen Regierung wie der spätern Statthalterschaft von einem ganz specifischen Einfluß auf den Entwicklungsgang der Schleswig-Holsteinischen Erhebung gewesen ist.

Der Graf Friedrich Reventlow von Preetz, — nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Ernst Reventlow von Farve, dem Schwager des Generals von Radowitz, und mit seinem Vetter dem Grafen Theodor Reventlow von Jersbeck, dem Mitgliede der sogenannten gemeinsamen Regierung im Winter 1848 auf 1849, während des damaligen Waffenstillstandes, — hatte nach beendeten Studien die juristische Laufbahn eingeschlagen, war bald zum Rath beim Holsteinischen Obergericht in Glückstadt und dann (1834) zum Mitglied des für Schleswig, Holstein und Lauenburg gemeinsamen Oberappellations-Gerichts in Kiel ernannt, um wenige Jahre später diese Stellung mit dem einflußreichen Posten eines Prälaten, als Propst des Klosters Preetz zu vertauschen. Graf Reventlow, dem ein so verhängnißvoller Antheil an dem unglücklichen Schicksal Schleswig-Holsteins zugeschrieben werden muß, gehört unzweifelhaft zu den Persönlichkeiten, welche durch natürliche Begabung und gesellschaftliche Stellung schon seit lange berufen schienen, in den Herzogthümern eine hervorragende Rolle zu spielen. Von der Natur mit einer ausdrucksvollen und männlich kräftigen äußeren Erscheinung ausgestattet, von gewinnenden Manieren, wo er es sein wollte, nicht ohne das Talent einer einfachen, aber entschiedenen und nachdrücklichen Beredsamkeit, dabei ehrgeizig genug, um ein höheres Ziel anzustreben als die meisten seiner Standes-

genossen, verband der Graf Reventlow mit einem, wenn auch nicht gerade ungewöhnlichen, so doch immerhin tüchtigen und anerkennenswerthen Vorrath von Kenntnissen, namentlich soweit die Verhältnisse des eigenen Landes in Betracht kamen, eine nicht geringe Beharrlichkeit des Handelns. Um seine Zwecke zu erreichen — und seine Zwecke waren nichts Anderes als die folgerichtigen Postulate seiner Ueberzeugung — warf der Graf das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit und seines Ansehens in die Wagschale, und seine Erfolge hatte er mehr diesem Gewicht der Persönlichkeit zu danken, als einer hervorragenden Schärfe des Verstandes oder außergewöhnlicher Tiefe der Einsicht. Mit jenen Eigenschaften verband der Graf Reventlow unzweifelhaft eine starke und wahre Liebe zu seinem Vaterlande; er war durch und durch Schleswig-Holsteiner und hielt den Dänischen Uebergriffen gegenüber an den althergebrachten Rechten der Herzogthümer mit jener unerschütterlichen Zähigkeit, welche überhaupt als ein Erbtheil des Schleswig-Holsteinischen Stammes betrachtet werden muß. Nimmt man noch hinzu, daß Reventlow von einer mächtigen Partei, von der ritterschaftlichen, und in weiterem Umkreise, vom großen Grundbesitz des Landes als Haupt verehrt und von der großen Mehrzahl der Bevölkerung wegen seines beharrlichen im Kampfe für die Landesrechte dargelegten Patriotismus hochgeachtet ward, so wird man es begreiflich finden, wie sich an die Erhebung dieses Mannes an die Spitze der Herzogthümer bei Vielen große Hoffnungen knüpfen konnten.

Wenn nun aber dennoch die Regimentsführung der sogenannten Provisorischen Regierung und noch mehr der späteren Statthalterschaft, welche beide unter dem vorwiegenden Einfluß des Grafen Reventlow standen, faktisch als eine große Kette von Halbheiten erscheint, wenn ihre Politik sich nur in der Unklarheit und Unbestimmtheit consequent blieb, wenn der Krieg mit Dänemark ohne jene rücksichtslose Energie geführt ward, welche ein Kampf um Sein oder Nichtsein erfordert, wenn endlich der Ausgang in jeder Beziehung kläglich war — wo liegt der Schlüssel für diesen auf den ersten Anblick befremdenden Widerspruch? Befand sich doch die Leitung der Angelegenheiten vorwiegend in der Hand eines Mannes, bei dem man ein hinlängliches Maß von Einsicht und eine nicht gewöhnliche Entschiedenheit des Willens und Handelns vorauszusetzen gewohnt war? Die Lösung dieses Widerspruches wird uns erst in den eigentlichen Mittelpunkt dieses merkwürdigen Charakters führen.

Der Graf Reventlow gehörte zu den Menschen, deren Einsicht durch das, was sie als ihre Grundsätze betrachten, umgrenzt und beschränkt ist. Sie sehen klar nur innerhalb einer bestimmten, mehr oder weniger scharf abgegrenzten Sphäre; was darüber hinaus liegt, das sehen sie nicht, weil sie es nicht sehen wollen. Wo dasjenige ins Spiel kommt, was sie ihre Ueberzeugung oder ihre Grundsätze nennen, da wird ihr Blick trübe, ihre von Natur nichts weniger als unklare Einsicht trübt sich, ihr Verstand wird stumpf und befangen. Indem sie glauben, an den einmal angenommenen Grundsätzen festhalten zu müssen, schließen sie sich ab gegen bessere Einsicht, und setzen den Resultaten eines klar blickenden Verstandes und den vernünftigen Gründen Anderer ein starres bis zum Eigensinn sich steigerndes Festhalten an ihrer einmal festgestellten Ueberzeugung entgegen. Diese Haltung sind sie gemeiniglich geneigt als eine verdienstliche zu betrachten; sie sehen darin nur Ueberzeugungstreue und Festigkeit der Grundsätze, ohne zu bedenken, daß es auch falsche Ueberzeugungen und verkehrte Grundsätze giebt, an denen festzuhalten weder eine Tugend noch ein Verdienst ist. Und wenn sie endlich Schiffbruch erleiden mit ihrer Anschauung, so beruhigen sie sich noch in dem Glauben, ein nicht verschuldetes Martyrerthum für ihre Ueberzeugungstreue zu erdulden, während sie in der That nur das Opfer des Eigensinns sind, mit dem sie an einer falschen Ueberzeugung festgehalten haben.

Die Ueberzeugung, welche das leitende Princip in Reventlows Charakter bildete, war wesentlich die conservative; sie war ein Ausfluß jener Weltanschauung, welche in den einmal historisch gewordenen Verhältnissen in Staat, Kirche und Gesellschaft den Ausdruck einer göttlichen Ordnung erblickt, welche nicht alterirt werden darf, wenn nicht die Grundsäulen der menschlichen Gesellschaft erschüttert werden sollen. Revolution ist hier gleichbedeutend mit Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung; der Demokrat ist wissentlich oder unwissentlich Förderer der Revolution und als solcher Frevler an Gott und Menschen. Von diesem conservativen Standpunkt des historischen Rechtsbodens aus mußte Graf Reventlow eben so sehr festhalten an den althergebrachten Landesrechten, gegen die auf Umsturz desselben gerichteten Uebergriffe der Dänischen Regierung, als an den alten Privilegien seines Standes im Gegensatz zu den auf Vernichtung des Privilegienwesens und allgemeine Gleichstellung der Staatsbürger gerichteten Bestrebungen der Demokratie. Beides geht in der vormärzlichen ständischen Wirksamkeit des Grafen Reventlow immer

Hand in Hand: die nationale Opposition nach außen gegen den Landesfeind, und die politische Opposition nach innen gegen den — vermeintlichen — Feind der menschlichen Gesellschaft. Nach dieser letztern Seite vertheidigte der Graf die Privilegien seines Standes, opponirte er der Aufhebung des Itzehoer Stempelrechts-Privilegiums, bekämpfte er die auf Herstellung eines neuen Katasters und einer gerechteren gleichmäßigeren Steuervertheilung gerichteten Bestrebungen. Bei der letztern Veranlassung im Jahr 1842 hielt Reventlow eine für seinen ganzen Standpunkt sehr charakteristische Rede, aus der einige Hauptstellen hier ihren Platz finden mögen:

„Nach meiner Ansicht sind Religion, Moral und Recht die Hauptstützen eines jeden socialen Zusammenseins; aber die Lehre des verehrlichen Mitgliedes für Neustadt (Claussen von Kiel) widerstreitet dieser Ansicht durchaus und stellt die Forderungen der Politik oben an ... Es ist wiederholt dazu aufgefordert, das Recht, das Gesetz nicht zu achten, wo höhere Staatsrücksichten es erfordern, aber dies ist nicht meine Ansicht. Wer die Grundsätze, welche ich als die Grundpfeiler des socialen Zusammenseins betrachte, beseitigt hat, der gelangt allerdings zu großer Freiheit, aber nicht zu der Freiheit der Kinder Gottes; er gelangt zu der Freiheit des wilden rasenden Meeres, welches mit Riesengewalt Schleusen und Dämme durchbricht, Felder und Saaten verschwemmt, was eben so wandelbar ist als zerstörend und eben so weit zurückebbet als es übergefluthet; und wenn es zurückebbet, was bleibt dann zurück, als Verwüstung, Grauen und Todtengebeine? Diese Freiheit liebe ich nicht, die wünsche ich nicht für mein Vaterland! .... Es ist aber weitere Pflicht, zu zeigen, wohin es führt, wenn Hundert sich fügen müssen, weil Tausend es wollen: es führt dahin, daß mit noch gewisserem Recht der Einzelne sein Eigenthum aufgeben muß, wenn Tausende es verlangen, und daß die große Zahl der Besitzlosen mit diesem Recht in der Hand die Herausgabe seines Eigenthums von Jedem zu fordern berechtigt ist. Diese Grundsätze sind aber ganz unverträglich mit den Grundsätzen des Eigenthums und dem wohlerworbenen Rechte .... Wird aber das Eigenthum aufgehoben, so wird auch der Staat aufgehoben, denn gerade zum Schutz des Eigenthums ist der Staat zunächst gegründet. So führt demnach jene Lehre dahin, daß nachdem sie Alles dem Staate als ihrem Götzen geopfert, endlich der Staat selbst geopfert werden muß ....“

Bei einer theoretischen Anschauungsweise, wie die angegebene, darf

es nicht befremden, wenn der Graf Reventlow auch in der Praxis mit großer Zähigkeit an den Gewohnheiten seines Standes festhielt. Als Klosterprobst und Beamter zu Preetz repräsentirte er den bürgerlichen Untergehörigen seines Districts gegenüber den Edelmann alten Schlags; es fiel ihm außerordentlich schwer, das patriarchalische „He" oder „Du" der Anrede mit dem modernen „Sie" zu vertauschen, und bei der Vereinigung der Justiz und Administration in seiner Hand war es ihm möglich, auch durch Anwendung der Prügelstrafe die Sitte der alten Zeit aufrecht zu erhalten.

Ein Charakter, wie der des Grafen Reventlow, mußte durch die Ereignisse des Jahres 1848 und durch die Erhebung der Herzogthümer nothwendig in eine schiefe und bedrängte Lage gerathen. Die Vertheidigung der Landesrechte, an denen Reventlow so festhielt, war nicht möglich ohne eine Revolution, weil der Angriff von der legitimen Regierung ausging, und doch widerstrebte jede Revolution der innersten Ueberzeugung des Grafen, weil sie die Mächte des politischen und socialen Umsturzes entfesselte, welche er ebenso und noch mehr fürchtete, als den äußeren Feind. Die nationale Ueberzeugung Reventlows gerieth in Kampf mit der politischen und socialen. In der That schien es einen Augenblick zweifelhaft, ob sich der Graf im März 1848 an der Erhebung der Herzogthümer betheiligen werde. Noch am 18. März, als die Ständeversammlungen beider Herzogthümer in Rendsburg zusammengetreten waren und schließlich eine Deputation erwählten, welche die kategorischen Forderungen des Landes nach Kopenhagen überbringen sollte, protestirte Reventlow heftig gegen diese Maßregel als eine unheilvolle und verweigerte, sich an der Wahl der Deputation zu betheiligen. Wenige Tage später, am 23. März, hatte er indeß kein Bedenken mehr, in eine provisorische Regierung einzutreten. Hatten ihn die Ereignisse plötzlich umgestimmt — die Berliner und Kopenhagener Revolution fielen in die Zwischenzeit — oder hatte er bedacht, daß wenn es schon nicht möglich sei, gegen den Strom zu schwimmen, es ihm doch vielleicht gelingen werde, den Strom mit sich schwimmen zu lassen, und daß die Revolution am leichtesten zu bändigen sein werde, wenn er sich an ihre Spitze stelle?

Wie dem auch sei, Reventlow, der Conservative, der Legitime adoptirte die Revolution und prägte ihr seinen Stempel auf; wir erhielten so die Revolution auf dem Rechtsboden, sich zuspitzend in dem Dogma vom unfreien Herzog. An diesem Widerspruch einer Revolution, welche keine

Revolution sein sollte, ist die Erhebung der Herzogthümer zu Grunde gegangen. Reventlow hielt die nationalen Zwecke der Erhebung für gesichert, sobald die Deutschen Fürsten, namentlich der König von Preußen sich ihrer angenommen, und betrachtete es nun als eine seiner Hauptaufgaben, im Anschluß an die damalige Preußische Regierungspolitik, den demokratischen und revolutionären Elementen Schranken zu setzen. Statt zu erkennen, daß die nationale Befreiung nie gelingen könne ohne die innere politische, gab er die erstere den Fürsten anheim, und drängte die andere zurück; er war ängstlich bestrebt, die Erhebung der Herzogthümer jedes revolutionären Anstrichs mehr und mehr zu entkleiden und jede Maßregel von großartigen volksthümlichen Dimensionen von vornherein zu verhindern. Die Furcht vor der Demokratie und Revolution lähmte seine sonstige Energie und umdüsterte seine Einsicht. Zu spät sah er, daß die Fürsten Schleswig-Holstein preisgeben würden und daß auch die nationale Befreiung scheitern werde. Aus diesem Conflict entstand jene Unklarheit der Politik, jene Halbheit und Kleinlichkeit der Kriegführung, jenes Schwanken der Regierungsmaßregeln, wie wir es unter dem Regiment Reventlows erblicken.

Wie die Furcht vor der Revolution den Grafen Reventlow selbst in einem Augenblicke beherrschte, wo die Gefahr bereits von ganz anderer Seite her drohte, erhellt aus folgendem kleinen charakteristischen Zuge. Es war kurz nach der Schlacht bei Idstedt, als der Abgeordnete Riepen den Statthalter Reventlow auf dem Bahnhofe zu Neumünster traf. Der Erstere, schon bejahrt, aber doch noch sehr rüstig, hatte sich kurz vorher in Rendsburg gestellt, um in die Armee einzutreten, war aber zurückgewiesen. Er erzählte das dem Statthalter, indem er bemerkte: Es scheine ihm nicht richtig, daß man keine umfassenderen, alle noch irgend wehrkräftigen Männer des Volks umfassenden Rekrutirungs-Maßregeln treffe, und bemerkte schließlich, wenn die Statthalterschaft einen Aufruf erlassen wolle, der alle wehrbaren Männer zu den Waffen rufe, so werde er sich sofort wieder zum Eintritt melden und es stehe zu erwarten, daß das ganze Volk jenem Aufruf auf das Bereitwilligste folgen werde. Darauf erwiderte Reventlow, indem er dem bezeichneten Abgeordneten leicht auf die Schulter klopfte: „Lieber R., sorgen Sie nur dafür, daß Ruhe und Ordnung im Lande bleibt, dann wird sich das Andere Alles finden.“ — Also in einem Augenblick, wo das ganze ohnehin von Natur nicht zu anarchischer Unordnung disponirte Volk noch ganz ergriffen war durch

die Trauerkunde von Idstedt, wo es bereit war, alle auch die größesten Opfer zu bringen, wenn sie von ihm verlangt würden, wo Niemand an eine Störung der Ruhe und Ordnung dachte, — da trug sich der Graf Reventlow mit dem Gespenst der Revolution herum und hatte keine größere Sorge, als daß die Ruhe im Lande nicht gestört werde!*) — In der That, das war nicht der Mann, um in bewegter Zeit, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelte, an der Spitze eines tüchtigen, opferbereiten und seinen Führern vertrauenden Volkes zu stehen.

Reventlow hatte unzweifelhaft die Absicht, das Schleswig-Holsteinische Staatsschiff zwischen der Scylla des Dänenthums und der Charybdis der Demokratie hindurchzusteuern. Es ist ihm allerdings gelungen, die Demokratie niederzuhalten und der Revolution die Spitze abzubrechen; aber indem er sich ängstlich abwehrend nach dieser Seite verhielt, ist er nach der andern dem Feinde gerade in die Arme gelaufen: seine Politik der Legitimität und des Vertrauens auf die Fürsten hat endlich dahin geführt, daß der Rechtsboden des Landes vollständig zertrümmert und das Volk der Herzogthümer wehrlos seinen Feinden preisgegeben ist. Das war das Ende der Revolution auf dem Rechtsboden, welche keine Revolution sein sollte.

Mit der aristokratisch-conservativen Partei ging meist Hand in Hand eine büreaukratisch-conservative Fraction, welche sich vorzugsweise aus den höheren Beamtenschichten rekrutirte, welche ohnehin stark vom Adel durchsetzt waren. Es gehörten dazu die meisten der Amtmänner, welche nach der alterthümlichen Landesorganisation die unterste Justizinstanz mit Verwaltungsbefugnissen vereinigten, welche etwa zwischen denen Preußischer Landräthe und Präsidenten in der Mitte lagen; desgleichen die Mehrzahl der Räthe des bis zum März 1848 unter Herrn von Scheel in Schleswig residirenden Collegiums der sogenannten Schleswig-Holsteinischen Regierung; ferner die meisten Mitglieder der beiden Obergerichte in Glückstadt und in Schleswig, während das für beide Herzogthümer gemeinsame Oberappellations-Gericht in Kiel im Allgemeinen den Charakter eines gemäßigten Liberalismus trug; endlich der größere Theil der nach dem März 1848 aus den Kopenhagener Collegien nach den Herzogthümern zurückgekehrten Deutschen Beamten. Ihren doctrinären Aus-

*) Wem fällt bei jener nach der Schlacht bei Idstedt gethanen Aeußerung des Grafen Reventlow nicht das bekannte Wort eines hohen Preußischen Beamten nach der Schlacht bei Jena ein, das historisch gewordene: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ —

druck hatte diese Partei in dem Etatsrath und Professor Nicolaus Falck, einen alten ehrenwerthen Mann von ächtem Schleswig-Holsteinischen Schlag, der in seinem Leben durch Wort und Schrift für das historische Landesrecht mannichfach aufklärend und belehrend eingetreten ist, sonst aber von engem politischen Gesichtskreis und ohne Sinn und Verständniß für die große Bewegung, welche im Jahr 1848 die abendländische Welt erschütterte. Mehr oder weniger auf diesem Standpunkt eines partikularistischen, möglichst conservativen Schleswig-Holsteinismus standen — um nur einige der bekannteren Namen zu nennen — die Regierungsräthe Peter Lüders, von Harbou und Heinzelmann, die Obergerichtsräthe Malmros, Mommsen, Esmarch, der Appellationsgerichtsrath Wiese, der Kieler Bürgermeister Balemann, der Altonaer Syndikus Prehn, der Amtmann Baron von Heintze und andere seiner Collegen, die bis 1848 in Kopenhagen angestellten Herren von Warnstedt, Rathgen, Francke, von der Geistlichkeit die Orthodoxen, den bekannten Claus Harms aus Kiel und den Schleswiger Propst Nielsen an der Spitze, von den Advokaten eine nicht näher definirbare Fraction, als deren Ausdruck man die Herren von Prangen in Glückstadt und Bargum in Kiel bezeichnen konnte, dazu schließlich eine Anzahl Personen, namentlich aus den höheren und reicheren Ständen, bei denen entweder eine engbegrenzte aber feststehende Ueberzeugung oder die Furcht vor der Revolution oder endlich die Rücksichten auf den eigenen Vortheil das entscheidende Motiv bildeten, möglichst conservativ zu sein.

Die hier in ihren allgemeinsten Umrissen skizzirten politischen Parteien der Herzogthümer wurden — das hat man stets festzuhalten — zusammengehalten durch das gemeinsame Band der Opposition gegen die Dänischen Uebergriffe und seit dem Frühjahr 1848 durch den offenen Kampf gegen die mit Waffengewalt geltend gemachten Dänischen Prätensionen. Durch diesen Gegensatz gegen den gemeinsamen äußeren Feind war es bedingt, daß eine so tiefe und schroffe Parteizerklüftung, wie sie in andern Deutschen Ländern in jenen Jahren stattfand, in Schleswig-Holstein niemals zu Tage treten konnte. Der einzige unversöhnliche Gegensatz war der gegen Dänemark, welches alle Parteien der Herzogthümer, sofern sie eben Deutsche waren und auf Freiheit und Selbständigkeit Anspruch machten, gleichmäßig haßte und unter die Füße zu treten Miene machte. Eine Dänisch gesinnte Partei gab es im Frühjahr 1848 in den Herzogthümern kaum, wenn man nicht den Anhang dahin rechnen

will, den einige von der Dänischen Propaganda gewonnene Führer, wie Lauritz Skau, unter der Dänisch redenden Bevölkerung des nördlichen Schleswig gefunden hatten. Zu einer irgend wie ins Gewicht fallenden politischen Bedeutung vermochte er diese Partei durch eigne Kraftentwicklung niemals zu bringen; in der Schleswig'schen Ständeversammlung gebot sie nur über ein paar vereinzelte Stimmen; in den Nord-Schleswig'schen Städten rekrutirte sie sich meist aus den niederen Klassen der Bevölkerung, und wo sie unter dem Landvolk Anklang fand, wie auf der Insel Alsen und einigen festländischen Districten, da kamen meist besondere Verhältnisse ins Spiel, wie die Unpopularität des dort angesessenen Herzogs von Augustenburg, wodurch es der Dänischen Propaganda gelang, sich als die Vorkämpferin für Fortschritt und Freiheit hinzustellen.

IV.

Ich habe so eben einen Namen genannt, dessen Träger in der Schleswig-Holsteinischen Bewegung eine so eigenthümliche Stellung eingenommen haben, daß ich ihrer hier noch besonders zu gedenken habe.

Der Herzog Christian von Augustenburg und sein jüngerer Bruder, der Prinz Friedrich, auch von seinem Gute Noer oft nur kurzweg der Prinz von Noer genannt, waren die Chefs derjenigen Linie, welcher nach der am besten begründeten Annahme die Nachfolge in den Herzogthümern zustand für den Fall, daß, wie nunmehr mit Sicherheit vorauszusehen war, der Mannesstamm des zur Zeit in Dänemark regierenden Hauses aussterben würde. Obwohl verschwägert mit dem König Christian VIII., standen sie zu demselben doch nur in einem sehr kühlen Verhältniß; der König, dessen gesammtstaatliche Pläne durch die Erbansprüche der Augustenburger auf die Herzogthümer unangenehm gekreuzt wurden, protegirte die Hessische Linie, als die Nachkommenschaft seiner Schwester, und machte aus der Abneigung gegen seine Schwäger kaum ein Hehl, und wie diese über ihren königlichen Schwager urtheilten, dafür bringt der im Jahr 1849 veröffentlichte, in die Hände der Dänen gefallene Briefwechsel des Herzogs und des Prinzen mehr als einen charakteristischen Beleg, wie „unser schwägerliches Schöpsgenie“ und dergleichen. Die Entfremdung

zwischen der Augustenburger Linie und dem Dänischen Königshause war seit dem offenen Brief und dem dadurch veranlaßten Rücktritt des Prinzen von dem Statthalterposten in den Herzogthümern eine weltkundige geworden. Unter diesen Umständen hätte man denken sollen, daß es der Augustenburgischen Familie ein Leichtes hätte sein müssen, sich die Sympathien und die Zuneigung der Schleswig-Holsteiner in einem Grade zu erwerben, daß ihnen bei sonst günstiger Gelegenheit die Herrschaft hätte von selbst in den Schooß fallen müssen. Was kam ihnen nicht Alles zu Statten! Sie waren nach allen Grundsätzen der Legitimität die vollberechtigten Prätendenten der Zukunft, sie wurden von den Dänen gehaßt und von dem Dänischen Königshause zurückgesetzt und schlecht behandelt, sie lebten in den Herzogthümern, hatten also Gelegenheit, mit der Bevölkerung derselben beständig in Berührung zu treten und ihre Anschauungen und Bedürfnisse kennen zu lernen, dazu hatte namentlich der Herzog durch seinen Reichthum und großen Grundbesitz auch die materiellen Mittel in Händen, um seinen Einfluß zur Geltung zu bringen.

Trotz dieser vortheilhaften Position, welche ihnen die Gunst des Schicksals verliehen hatte, waren die Augustenburger nicht beliebt im Lande und hatten beim Ausbruch der Erhebung keine Partei; nur eine kleine Schaar persönlicher Anhänger, unter ihnen als der Befähigtste der junge Advokat Sammer, folgten ihrer Fahne. Der Prinz hat freilich in seinen vor Kurzem erschienenen Aufzeichnungen*) der Welt Wunderdinge von seiner Popularität erzählt, als hätte es nur von einem Wink seines Fingers abgehangen, die ihm so unangenehme Provisorische Regierung später wieder zu stürzen und dergleichen. Es ist das eine von den vielen Hallucinationen einer maßlosen Selbstüberschätzung, welche der Prinz in seinen Denkwürdigkeiten zu veröffentlichen die Naivetät gehabt hat. Thatsache ist, daß es zwei Augenblicke gab, wo der Prinz auch in größeren Kreisen populär war; der eine, als er in Folge des offenen Briefes seinen Statthalterposten niederlegte, der andere, gleich nachdem unter seiner Anführung am 24. März 1848 Rendsburg überrumpelt war. Es dauerte indeß mit der Popularität immer nicht lange; die zuletzt gewonnene dauerte gerade ein paar Wochen, vom 24. März bis zum 9. April; mit

*) Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer aus den Jahren 1848—1850. Zürich 1861.

dem Tage von Bau war auch die Popularität des Prinzen wieder zu Ende, und wenn er sich schmeichelt, noch im August die Provisorische Regierung haben stürzen zu können, so ist dies nicht mehr und nicht weniger als eine Illusion.

Die Herzogthümer hatten in der That im Kleinen dasselbe Schicksal, was Deutschland damals im Großen gehabt hat: Diejenigen, welche vom Geschick die Gunst einer mächtigen und hervorragenden Stellung empfangen hatten, erwiesen sich unfähig, ihre Zeit zu begreifen, und die vom Schicksal ihnen dargebotene Gunst zu verwerthen. Wäre der König von Preußen damals ein anderer Mann gewesen, als er es war, so stünde es jetzt anders um Deutschland; wäre der Herzog von Augustenburg ein Anderer gewesen, so wäre auch das Loos der Herzogthümer wahrscheinlich ein besseres. Wäre er im Lande beliebt gewesen, wie er es bei seiner Stellung und bei nur einigem Geschick so leicht hätte sein können, so wäre er im Frühjahr 1848 unfehlbar zur Regierung berufen, und wer vermag zu sagen, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn sofort durch eine vollständige Losreißung der Herzogthümer von Dänemark und ihre Constituirung unter einem eigenen Regentenhause ein fertiges fait accompli hergestellt wäre, welches alle diplomatischen Machinationen und alle Insinuationen von Preußischen Vergrößerungsgelüsten und dergleichen von vornherein abgeschnitten hätte.

Aber dazu hätten, wie gesagt, die Augustenburger andere Männer sein müssen. Der Herzog, um zunächst von diesem zu reden, war zwar nicht ohne ein gutes Maß natürlichen Verstandes, und eine für seinen Stand immerhin anerkennenswerthe theoretische Bildung hatte vervollständigt, was die Natur ihm verliehen. Man achtete ihn als Privatmann und die Liebenswürdigkeit seines Familienkreises ward von denen gerühmt, welche Gelegenheit hatten, die Gastfreundschaft des Herzogs auf den Schlössern von Augustenburg oder Gravenstein zu genießen. Aber bei alledem war der Herzog nicht beliebt. Schon seinem Aeußeren haftete bei aller sonstigen Stattlichkeit der Erscheinung und der feinen aristokratischen Physiognomie doch eine steife Grandezza des Wesens und eine kühle berechnete Zurückhaltung an, die nicht gerade geeignet war, ihm die Herzen zu gewinnen. Dazu kam seinen untergehörigen Pächtern und Bauern gegenüber ein eben so starres als kleinliches Haften an wirklichen oder vermeintlichen Rechten; vor Allem die rücksichtslose und unnachsichtige Handhabung seines Jagdrechts. Dadurch erzeugte er unter der ländlichen

bäuerlichen Bevölkerung des nördlichen Schleswig eine solche Verstimmung, daß die Dänische Propaganda, welche schlau genug war, den Herzog in den Augen der Leute als Repräsentanten des Deutschthums überhaupt darzustellen, hier einen sehr günstigen Boden für ihre Bestrebungen fand. Alles dies hätte indeß noch hingehen mögen, wenn der Herzog es verstanden hätte, sich im Großen politische Sympathien zu schaffen. Aber, was der Kaiser Napoleon von Metternich sagte: „Mr. de Metternich prend l'intrigue pour la politique", gilt, natürlich in verkleinertem Maßstabe, auch vom Herzog von Augustenburg. Ohne alle große und durchschlagende Ideen operirte er beständig mit kleinen Mitteln auf kleine Zwecke los. So war es in seiner vormärzlichen Wirksamkeit, die sich, unterstützt von Werkzeugen eines oft sehr zweideutigen Rufes, in allerlei kleinen Tricks entfaltete, welche durch Zeitungsartikel oder auch wohl Brochüren sekundirt wurden, die aber alle mehr oder weniger den kleinlichen nergelnden Charakter ihres Urhebers an sich trugen. Und wie mit seiner literarischen, war es auch mit seiner vor- wie nachmärzlichen parlamentarischen Wirksamkeit: nirgends eine große die Gemüther fortreißende Auffassung der Verhältnisse, nirgends eine volle Hingebung des ganzen Menschen an die Sache, die er vertrat, nirgends eine Empfehlung von großen Maßregeln, wie sie einem Kampf um die heiligsten Güter, die ein Volk hat, entsprochen hätten: überall vielmehr hörte man den kleinlichen Calcul eines Duodez-Politikers.

Während der Herzog, wenn er auch nichts Gewinnendes in seinem Wesen hatte, doch bei der vornehmen Reserve eines Grandseigneur zu viel Takt besaß, um ohne Noth zu verletzen und vor den Kopf zu stoßen, war sein jüngerer Bruder, der Prinz Friedrich, in dieser Hinsicht von einem viel derberen Schlage. Eine kräftige, aber ungeregelte Natur, mit einer guten Dosis natürlichen Menschenverstandes begabt, nicht ohne eine gewisse kosmopolitische, durch Reisen und längeren Aufenthalt in der Fremde erweiterte Bildung, besaß er doch nicht die Eigenschaften, welche erforderlich sind, die Menschen zu leiten und zu beherrschen. Die Lichtblicke seines natürlichen Verstandes wurden beständig getrübt durch einen dicken Nebel von Vorurtheilen, sein ungezügeltes Temperament ließ ihn nur allzu häufig statt nach klaren und wohlerwogenen Motiven nach temporären Grillen und Launen handeln, die Derbheit, welche ihm einen volksthümlichen Anstrich geben sollte, artete nur zu oft in krasse Rücksichtslosigkeit und cynische Grobheit aus. Und sowenig Mäßigung er Andern gegen-

über beobachtete, so empfindlich war er gegen allen Widerspruch und Tadel, den er selbst erfuhr. Der Prinz war gerade der Mann, es mit Allen zu verderben, und er hat es mit Allen verdorben. Er hat in den Aufzeichnungen, welche er vor wenigen Jahren herausgegeben hat, sich vor der Welt zu rechtfertigen gesucht. In dem Buch spiegelt sich der ganze Charakter des Mannes: es ist unleugbar viel Wahres und Treffendes darin; aber das Wahre und Richtige ist mit so viel Unwahrem, Einseitigem, Falschem, mit so viel Vorurtheilen, Verschweigungen und Uebertreibungen versetzt, daß von der ganzen Schleswig-Holsteinischen Bewegung nur ein entstelltes Zerrbild übrig bleibt. Die schroffen Urtheile über viele der damals mithandelnden Persönlichkeiten mögen in vielen Dingen gerecht und wohlbegründet sein; in vielen sind sie durch eine leidenschaftliche Gehässigkeit bis zum Widersinn entstellt. Namentlich hat der Prinz seine Collegen von der Provisorischen Regierung mit den schwärzesten Farben gezeichnet; nicht nur, daß er Olshausen als ein „intrigantes Individuum" kennzeichnet, Schmidt als einen Menschen, „der sein Privatinteresse stets jedem anderen vorzog", Reventlow und Beseler als Muster von Dummheit, Unfähigkeit, Selbstsucht und Charakterlosigkeit darstellt: er hat ihnen auch entehrende Verbrechen vorgeworfen, wie Fälschung; ja sogar die Ermordung Auerswalds und Lichnowsky's in Frankfurt ist er sehr geneigt, auf das Conto der Provisorischen Regierung zu setzen.*) Solche Extravaganzen blindester Leidenschaftlichkeit richten sich selbst. Und hätte er dann noch wenigstens auch an sich selbst den strengen Maßstab der Beurtheilung gelegt, mit dem er gegen Andere so freigebig ist! Aber auf dem dunkeln Hintergrunde der Verworfenheit oder Einfältigkeit Anderer hat er seine eigene Person in ein desto helleres Licht zu setzen gesucht; er erscheint nach seiner eigenen Darstellung überall als der große leider verkannte Genius, der Schleswig-Holstein unfehlbar gerettet haben würde, wenn es Alles nach seinem Kopfe gegangen wäre. Auch seine Wahrheitsliebe hat uns der Prinz betheuert: „Jedermann", sagt er, „weiß, daß ich mich niemals mit Täuschungen befaßt habe und lieber Alles ertrage, als mit Unwahrheiten zum Ziele zu kommen." Ich weiß nicht, ob dem Prinzen, als er diese Worte niederschrieb, ein gewisser

---

*) a. a. O. p. 301: „Ja es ist sehr die Frage, ob nicht die Ermordung Auerswalds und Lichnowsky's durch diese Hetzungen der Provisorischen Regierung veranlaßt wurde."

Passus des Protestes im Gedächtniß war, den er am 24. März 1853 von London aus an den Präsidenten des Dänischen Reichstages richtete; er bezeichnet dort als den Grund seines Rücktritts die Neuerungssucht der Volksvertreter und den feindlichen Geist, der damals zwischen König und Volk aufgesprungen.*) Als ob Beschlüsse der Dänischen und Schleswig-Holsteinischen Landesvertreter, wodurch das alte Verhältniß alterirt wurde, nicht schon Monate lang vor dem Rücktritt des Prinzen gefaßt wären, oder als ob der Ueberfall Rendsburgs, das Gefecht bei Schleswig, der ganze Krieg von 1848, wo der Prinz die Schleswig-Holsteiner gegen den König von Dänemark commandirte, etwa noch nicht ein Zeichen feindlichen Geistes gewesen wären! Und dazu ist es bekannt genug und der Prinz hat es der Welt zum Ueberfluß in seiner jüngsten Schrift des Breitesten erzählt, daß die Ursache seines Rücktritts in seinem Mißverhältniß zu den andern Mitgliedern der Provisorischen Regierung und namentlich in einem seine Armeeverwaltung tadelnden Satz der Eröffnungsrede lag, in welcher die Regierung der Landesversammlung die Ernennung des Generals Bonin ankündigte, um die Armee in einen „den gerechten Erwartungen des Landes entsprechenden Zustand“ zu versetzen. Da sich in der Landesversammlung keine Stimme zu seiner Vertheidigung erhob, hielt er sich für verpflichtet, zurückzutreten, „denn ein Kommandant, der öffentlich ohne Widerrede für unfähig erklärt wird, darf seine Untergebenen nicht der Schmach aussetzen, unter solcher Führung zu stehen“.**) Dies war also nach des Prinzen eigener späterer Darstellung der Grund seines Rücktritts, und „der feindliche Geist zwischen König und Volk“ hat sowenig damit zu thun gehabt, daß der Prinz es sogar noch kurz zuvor nach eigenem Geständniß mit General Wrangel verabredet hatte, wie er auch nach dem Rücktritt der Provisorischen Regierung noch das Ober-Commando der Schleswig-Holsteinischen Armee unter Wrangel fortführen wollte. Wie sich mit diesem Hergang der obige Satz aus dem Protest des Prinzen an den Dänischen Reichstag vereinigen läßt, ohne

*) „The part I took in the movement of 1848, was to support those ancient law's; when the representatives of the people innovated and thereby attacked those institutions, I withdrew; and so soon as a hostile spirit sprang up between the king and the people, I quitted the country.“ — Protest of the Prince of Schleswig-Holstein-Noer (to the President of the Danish Diet) United Service Club, London, March 24, 1853.

**) Aufzeichnungen p. 275.

einen starken Schatten auf die selbstgerühmte Wahrheitsliebe zu werfen, ist schwer zu begreifen.

Um die Stellung der Augustenburger zu der Schleswig-Holsteinischen Erhebung richtig zu würdigen, hat man ihre politischen Grundsätze noch etwas genauer ins Auge zu fassen. Es war nicht der Gegensatz der Deutschen Nationalität gegen die Dänische, welcher das Fundament ihrer Oppositionsstellung bildete. Zwar hat sich namentlich der Herzog in seiner literarischen Wirksamkeit auch dieses Moments zu bedienen gewußt, allein er hat sich wohl gehütet, es zur Hauptsache zu machen. Der Prinz ist auch hierin offener zu Werke gegangen; er hat gar kein Hehl daraus gemacht, daß die Nationalität ihm sehr gleichgültig war. Er eröffnet seine Aufzeichnungen gleich mit folgendem charakteristischen Bekenntniß:

„Mein Vater war deutsch, meine Mutter dänisch, meine Großmutter englisch. — Von Kindheit an wechselte ich meinen Aufenthalt bald in Dänemark, bald in den Herzogthümern. — Deutsch und Dänisch ward in meiner Eltern und später in meinem eigenen Hause ohne Unterschied gesprochen. — In meinem 17. Jahre reiste ich nach Genf, und nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt von dort nach Italien, Frankreich, England und besuchte auch zwei deutsche Universitäten bis zu meinem 24sten Jahre, wo ich in aktiven Militärdienst trat. — Daß bei einer solchen Abstammung, Erziehung und Entwicklung von großem Nationalgefühl nicht die Rede sein kann, wird Jeder einräumen müssen. — Hierauf mache ich daher gar keinen Anspruch, und sehe darin mehr Beschränktheit als Ausbildung des menschlichen Geistes, bei dem jetzigen Stand allgemeiner Bildung und unbeschränkten Verkehrs. — Meine Motive sind daher von jeher gewesen, dem anzuhängen, und dasjenige zu vertheidigen, welches ich für Recht erkannte. — Ich würde mich im Jahre 1848 deshalb keinen Augenblick bedacht haben, falls ich das Recht auf dänischer Seite geglaubt hätte, — mich für Dänemark zu schlagen, wie ich es für die Herzogthümer gethan habe. — Diese Gefühle haben es daher auch immer verhütet, daß eine deutsche oder schleswig-holsteinische Cocarde oder Schleife an meiner Kopfbedeckung oder in meinem Knopfloch zu sehen gewesen sind." —

Auch hat uns der Prinz mit großem Behagen erzählt, daß er es gewesen ist, der dem General Wrangel seiner Zeit die Idee eingab, die von der Deutschen Centralgewalt für sämmtliche Deutsche Truppen befohlene

Eidesleistung durch eine allgemeine Dislokation und das damit verknüpfte Hin- und Hermaschiren der Truppen zu umgehen und den Befehl unausgeführt zu lassen.

Also nicht die Nationalität, sondern das Recht sollte das Grundprincip des politischen Verhaltens sein. Fragt man nun, wie die Augustenburger das Recht auffaßten, so kommt man sehr bald zu dem Resultat, daß ihnen ihr Familien- und Successionsrecht wesentlich im Vordergrunde stand, und daneben dann die historisch-überkommenen Landesrechte der Herzogthümer, doch nur in der Gestalt und in dem Umfange, wie sie eben im Lauf der Vergangenheit sich gestaltet hatten; ein Recht der gegenwärtigen Generation zur fortschreitenden unserer Zeit entsprechenden Gestaltung dieses Rechts ward nicht anerkannt, ja der Prinz ging so weit, daß er als Mitglied der Provisorischen Regierung anfangs darauf bestand, es sollte in Gesetzgebung und Verwaltung der Herzogthümer keine durchgreifende Veränderung getroffen werden, Alles vielmehr hübsch so bleiben, wie es unter dem Dänischen Regiment gewesen war.

Der Herzog wie der Prinz huldigten von jeher einem möglichst conservativen Absolutismus mit feudaler Einrahmung; nur wußte der Herzog, wenn es die Umstände erforderten, diese Grundanschauung etwas mehr zu maskiren als der Prinz. Der letztere bezeichnete sich schon im Jahr 1830 in einem Brief an seinen Bruder als strenger Royalist, weil er „lieber *einen* Tyrannen als viele haben will". Von diesem Standpunkt aus wirkten beide der damals in den Herzogthümern durch Lornsen angeregten freiheitlichen Bewegung mit aller Kraft entgegen, und entblödeten sich nicht, dem König von Dänemark — damals noch Friedrich VI. — Denuncianten-Dienste gegen die an der Spitze der Bewegung stehenden Persönlichkeiten zu leisten. Am 10. November 1830 verfaßte der Herzog ein Memoir an den König, in welchem darauf hingewiesen ward, wie gefährlich das Beispiel der „unglücklichen Katastrophe in Frankreich und der noch unglücklicheren und traurigeren in Belgien" bereits in mehreren der kleineren Deutschen Staaten gewirkt habe; auch in den Herzogthümern suchen „Demagogen im gegenwärtigen Augenblick eine ungünstige Stimmung zu benutzen ....; ein Beamter Namens Lorentzen *) hat von mehreren seiner würdigen Menschen um-

*) Gemeint ist der bekannte Uwe Jens Lornsen, Landvogt auf Sylt.

geben in Kiel und Flensburg .... dazu aufgefordert, sich bei der Unterschrift einer Vorstellung an Ew. M. zu betheiligen ...., den Herzogthümern nicht allein eine Verfassung, sondern diejenige Verfassung zu verleihen, welche nach der Meinung dieser Herren für dieselben passend ist .... Sehr traurig ist es, daß das unbegreifliche Benehmen mehrerer Beamten u. s. w." — Der Prinz seinerseits freut sich der Uebereinstimmung mit seinem Bruder „in Gedanken und Handlungen"; er setzt den Herzog in Kenntniß, daß er den König von Allem unterrichtet habe, was er in dieser Sache wußte; „namentlich daß der Kanzler (d. i. der Kanzler des Schleswig'schen Obergerichts Spies) und Höpp sich immer von Balemann beschwichtigen lassen, und ihm Alles viel unbedeutender schildern als es ist. Er hat mir ein sehr gnädiges Schreiben geschickt." — Einige Tage später schreibt er wieder an den Herzog, seinen Bruder. „Ich habe an den König geschrieben, und ihm eine Schilderung eines jeden der Demagogen gemacht, und ihn beschworen, die Sache aufs Ernstlichste und Nachdrücklichste zu nehmen." Charakteristisch ist ferner eine Aeußerung des Prinzen sieben Jahre später, als die Kieler Universität eine Adresse an die bekannten sieben Göttinger Professoren erlassen hatte, welche es gewagt hatten, dem Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover Widerstand zu leisten. „Was sagst Du", schreibt der Prinz wieder an den Herzog, „von der Adresse der Kieler Narren an die Göttinger Professoren? Man wird doch in Kopenhagen sehr darüber verlegen sein müssen, wenn der König von Hannover die Kerls" (d. i. Dahlmann, Albrecht, die beiden Grimm, Gervinus, Ewald und Weber) „wegjagt, daß von hieraus die Professoren und ersten Beamten sich so blamirt haben. Indessen scheint es in Hannover ganz gut (!) zu gehen, und wird theils den Demagogen einen Dämpfer aufsetzen, theils aber auch der Welt zeigen, daß eine Verfassung, welche nicht das aristokratische Princip hat, durchaus keine feste Grundlage hat." *)

Bekanntlich trug die Verfassungsbewegung von 1830 für ihre Urheber, namentlich für den mannhaften Friesen Jens Uwe Lornsen die

*) Die betreffenden Aktenstücke und Briefe findet man im Auszuge bei Wegener, Ueber das wahre Verhältniß des Herzogs von Augustenburg. 1849. — Wegener ist zwar sonst keine zuverlässige Autorität, aber die oben angeführten Stellen der Briefe entsprechen zu genau der auch sonst bekannten Denkweise des Herzogs und des Prinzen, als daß man sie nicht für echt halten sollte. Gegen die „Demagogen" zieht der Prinz auch in seiner Schrift beständig zu Felde.

traurigsten Früchte; Haft und Verfolgungen waren ihr Lohn; Lornsen starb auf fremder Erde. Der Herzog und der Prinz haben nach dem Obigen einen hervorragenden Antheil an diesem Verlauf gehabt.

Nimmt man hinzu, daß der Herzog in seiner parlamentarischen Wirksamkeit in der Schleswiger Ständeversammlung sich stets auf Seite derer befand, welche Standesvorrechte und Privilegien zu erhalten bemüht waren, daß der Prinz aus seinen Sympathien für den Absolutismus gar kein Hehl machte, so wird man es begreiflich finden, wenn die ganze große freisinnige Mehrheit der Bevölkerung des Landes ohne allen Unterschied mit Kälte, Mißtrauen und offener Abneigung auf die Augustenburger blickte. Man hätte nun denken können, daß sich ein um so innigeres Verhältniß derselben zur aristokratischen Partei hätte bilden müssen. Allein auch nach dieser Seite standen sie isolirt. Die Aristokratie hat stets eine feine Witterung für despotische Souveränitätsgelüste, die sich vorkommenden Falls auch gegen sie selber richten könnten. In den Augustenburgern, die sich schon etwas zu sicher als die Herren der Zukunft fühlten, erblickte der Schleswig-Holsteinische Adel trotz aller sonstigen Uebereinstimmung der Anschauungsweise eine Gefahr für seine eigene mächtige und einflußreiche Stellung. Dazu stieß auch nach dieser Seite die rücksichtslose Brüskerie des Prinzen Viele vor den Kopf. Kurz, es ist eine Thatsache, daß die Augustenburger auch unter dem Schleswig-Holsteinischen Adel keine Partei hatten.

So erklärt es sich, daß, als die Stunde der Erhebung für die Herzogthümer kam, eine sonst wie es scheint nahe liegende Entscheidung nicht getroffen ward. Bei der allgemeinen Stimmung des Landes war eine Regentschaft des Herzogs von Augustenburg als definitive oder auch nur provisorische Einrichtung eine Unmöglichkeit, und auch der Prinz gelangte, wie wir sehen werden, nicht ohne Widerspruch zu einer Stelle in der Provisorischen Regierung. Wenn die Augustenburger es versäumt hatten, eine bedeutende Partei im Lande für sich zu gewinnen, so scheint diese Versäumniß durch ein allzu festes Vertrauen auf die Legimität ihrer Erb-Ansprüche hervorgerufen zu sein. Zugleich scheint es bis 1848 der Grundgedanke ihrer Politik gewesen zu sein, in einer zurückhaltenden abwartenden Stellung sich nach keiner Seite zu binden, um dann, wenn ein günstiger Augenblick käme, als die Männer der Situation hervorzutreten. So machte in der That der Prinz, der sich am 18. März von der Versammlung der vereinigten Schleswig'schen und Holsteinischen Stände in

Rendsburg absichtlich fern gehalten hatte, im letzten Augenblick vor dem Ausbruch der Erhebung dem König von Dänemark einen eigenen Vorschlag, der ihn selbst als Statthalter und commandirenden General, sowie als Präsidenten eines provisorischen Regierungskollegiums an die Spitze der Herzogthümer zu bringen bestimmt war. Aber als der König von Dänemark dies vom 20. März datirte Schreiben erhielt, waren in Kopenhagen die Würfel bereits geworfen und der Vorschlag des Prinzen fiel ins Wasser. Er mußte sich nun wohl oder ungern mit einer nebengeordneten Stellung in der kurz darauf eingesetzten Provisorischen Regierung begnügen und hatte nicht die Genugthuung, seine Stellung einer königlichen Ernennung zu verdanken, sondern sie geschah im Sturm und Drang einer Volksbewegung.

Es ist, als ob eine rächende Nemesis in dem Schicksal der Augustenburger gewaltet habe. Diese Männer, welche keinen Sinn für das Recht der Völker hatten, welche noch 1830 die Freunde einer gemäßigten Freiheit und verfassungsmäßiger Zustände als Demagogen denuncirten und verfolgen halfen, welche 1837 Partei nahmen für den Rechtsbruch in Hannover und sich höhnend über die Kieler „Narren" ausließen, welche für das Recht eingetreten waren, diese Männer mußten es noch nicht zwei Jahrzehende später erleben, ihr eigenes gutes Recht mit Füßen getreten zu sehen, und das von denen, die sich sonst nur allzu gern als der Hort des Rechts der Fürsten und als Schirmherren der Legitimität zu geberden pflegten. Der Prinz hat seinen Ingrimm über diese Wendung der Dinge in einer so ungenirten Weise ausgesprochen, daß ich zur Vervollständigung seiner Charakteristik eine bezeichnende Stelle aus seinen Aufzeichnungen hersetze.

Die Frage, woran die gerechte Sache der Herzogthümer gescheitert sei, beantwortet der Prinz schließlich folgendermaßen:

„Die Schuld hievon tragen zwei Erscheinungen. Vor Allem, weil die provisorische Regierung sich bemühte, der Erhebung einen Anstrich von deutschem Freiheitskampf zu geben, statt einfach auf dem Standpunkt des alten Rechts stehen zu bleiben. Hiedurch entfremdete sie erst den nördlichen und dänischen Theil Schleswigs, brachte die Kabinette, welche nie aufgehört hatten, antiliberal zu sein, auf den Gedanken, daß man sich Inconsequenzen und späteren Ungelegenheiten aussetzen könnte, falls man zu viel für die Sache der Herzogthümer thäte, und schreckte alle außerdeutschen Höfe zurück, sich dieser sogenannten Insurgenten anzu-

nehmen. *) Das andere Hauptagens gegen die Sache der Herzogthümer war der Kaiser Nicolaus, der darin eine vortreffliche Gelegenheit fand, Rußland eine Expectance auf die dänischen Häfen zu verschaffen und durch die Wiedererwerbung Holsteins einen Sitz am Bundestage zu gewinnen. Dieser Mann, der in Dünkel und Herrschsucht befangen, eben so wenig Verstand hatte, als er viel Charakterstärke besaß, der in seinem eigenen Staate ein reiches Feld für die Ausübung der schönsten und höchsten Regentenpflichten gefunden hatte, versäumte diese letzteren auf die unverantwortlichste Weise, um seine Finger in alle Angelegenheiten anderer Staaten zu stecken, die ihn durchaus nichts angingen. Es sollte allen Regenten die genauere Betrachtung des Endes dieses Despoten gewiß eher zum warnenden Beispiel dienen, statt daß sie noch immer seine Anmaßungen, seinen Stolz, und seine Herrschsucht bewundern."

„Wie endete dieser Czar?"

„Das Einzige und Hauptsächlichste, welches er mit Eifer in seinem Reiche betrieben hatte, war die Bildung seiner Armee. Allerdings gingen seine militärischen Kenntnisse und Einsichten nicht über den Gesichtskreis eines Subaltern-Officiers hinaus, wie sein Feldzug im Jahr 1828 bewies; aber er hatte doch mit anhaltendem Eifer der russischen Armee eine höhere Ausbildung zu geben gesucht. Es kommt im Jahre 1853, 54, 55 der Krieg im Orient, und siehe da die ganze Sache bricht an allen Enden zusammen. Ein Theil der Armee existirt gar nicht. Generale, welche die Truppen außerhalb des Paradeplatzes führen könnten, sind keine vorhanden; ein Drittel der Armee stirbt aus Mangel und Entkräftung auf den Märschen, kurz die ganze Glorie des Parade-Kaisers zertrümmert vor den ebenfalls nicht besonders geführten Armeen der Alliirten. Nicolaus stirbt vor Aerger und sein Nachfolger findet das Reich in seiner Administration und seinen inneren Verhältnissen solchergestalt vernachlässigt, daß er eine gründliche Reform für seine erste Pflicht hält."

---

*) Diese Auffassung des Prinzen gehört zu seinen Vorurtheilen und steht mit seinen folgenden Auslassungen im offenen Widerspruch. Die eigentlichen Beweggründe der großen Kabinette waren ganz andere als der Widerwille gegen den Liberalismus; Rußland, Frankreich, England unterstützten das Dänische Revolutionsministerium, welches viel demokratischer war als die Regierung der Herzogthümer, im eigenen selbstsüchtigen Interesse.

„Dieses waren also die Thaten des Mannes, vor welchem fast alle deutschen Fürsten sich in den Staub beugten, und den sie priesen, während sie es gleichzeitig für die größte Ehre hielten, von ihm gepriesen zu werden. Kaum war er todt, so wendeten sie sich wiederum dessen Widersacher mit gleicher Devotion zu, und dieser Widersacher ist der Französische Kaiser, der Neffe des Mannes, der ihre Väter wie Schuljungen behandelt hatte, dessen ganzes Geschlecht in dem Friedensschlusse und den Verträgen von 1814 und 1815 von jedem Recht auf einen Thron ausgeschlossen worden war. Welche Hebel liegen aber dieser Erscheinung zu Grunde? Das Gefühl der Schwäche bemächtigt sich der Souveräne; sie klammern sich an jeden mächtigen Despoten, um Unterstützung gegen ihre Unterthanen zu finden, wenn diese auf Erfüllung der ihnen wiederholt versprochenen freien politischen Institutionen dringen sollten."

„Warum versprachen die deutschen Fürsten im Jahre 1813 und 1814 mehr Freiheit? Weil sie der Hülfe ihrer Unterthanen bedurften, um ihre Herrschaft wieder zu bekommen oder sie zu erhalten."

„Warum hielten sie nicht ihr Versprechen? Weil die Gefahr gegen außen verschwunden war und sie viel angenehmer sich zu befinden hofften, wenn sie allein über die Staatsgelder disponirten, als wenn unbequeme Abgeordnete ein Wort mitsprechen durften."

„Warum regte sich der öffentliche Unmuth im Jahre 1830? Weil Alles in den alten Schlendrian verfallen war und man aus dem Verhalten Frankreichs erkannte, daß man der Reaktion Grenzen zu setzen im Stande sei. Sogleich gaben die Regierungen nach und versprachen Besserung, aber die alte Geschichte ging wieder ihren Gang. Hofleute und Speichellecker bekamen einträgliche aber auch einflußreiche Stellen, zeigten sich natürlich diesen nicht gewachsen, blieben aber doch darin. Nun schlug die Stunde des Jahres 1848 wie ein Blitz aus blauem Himmel drein. Regenten wurden weggejagt oder liefen davon, den andern schrie der Pöbel etwas unter den Fenstern zu, und sogleich ward Alles versprochen, ja viel mehr noch als jemals verlangt ward. Was aber ward davon gehalten? Nichts!"

„Das böse Gewissen über solche heillose Wirthschaft, das ist der Zauber, welcher das sogenannte rothe Gespenst heraufbeschwört, die Fürsten zu geängsteten Geistersehern umschafft, und dazu treibt, sich der Knute im Osten oder dem Scepter im Westen anzuklammern" u. s. w.

Den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, wodurch mit Ausschließung

der Augustenburger ein jüngerer Prinz der jüngeren Glücksburger Linie zur Thronfolge in Dänemark und den Herzogthümern berufen ward, bezeichnet der Prinz von Noer als „das Todesurtheil aller bisher heilig gehaltenen Legitimitäts-Grundsätze", als „eine völlige Umwälzung des bisherigen Legitimitätsprincips"; es sei ganz wunderbar, wenn nach diesem Tractat Kaiser, Könige, Fürsten und Diplomaten über die Vorgänge in Italien sich noch mißbilligend aussprechen.

Namentlich auch auf die Diplomaten ist der Prinz sehr schlecht zu sprechen. „Was sind überhaupt Diplomaten?" fragt er an einer Stelle, und antwortet darauf: „Leute die mit hohlen Phrasen Verwirrung in aller Länder Verhältnissen und Interessen zu Wege bringen." Der Zweck des corps diplomatique bestehe darin, „einestheils die durch Verträge ihrem Lande zugestandenen Interessen zu überwachen, anderentheils den jüngeren adligen Herren, welche zu beschränkt oder zu träge waren, ein Amtsexamen zu bestehen, eine Laufbahn auf Staatskosten zu eröffnen, auf welcher sie in den größeren Residenzen den Hof zu umgeben, in den kleineren aber Feten zu veranstalten, befähigt werden".*)

Wenn man solche und ähnliche Aeußerungen liest, ohne zu wissen wer der Verfasser ist, so muß man glauben, daß man einen Demokraten vom reinsten Wasser vor sich hat. Daß es ein Prinz ist, der so spricht, ist gewiß charakteristisch. Sieht man freilich näher zu, wie der Bewunderer des Königs Ernst August zu einem Verächter des Kaisers Nicolaus, wie der Lobredner des Hannöverschen Rechtsbruchs zum Gegner des Londoner Protocolls geworden ist, so sind es wesentlich seine herben persönlichen Erfahrungen, die sein Urtheil bestimmen. Im Uebrigen hat er in alter gewohnter Weise gegen Demokraten, oder wie er sie mit Vorliebe nennt, Demagogen, geeifert und keinen Vorwurf sucht er ängstlicher von sich fern zu halten, als die Bezeichnung eines Revolutionärs. Aber die Provisorische Regierung, deren Mitglied der Prinz war, war sie keine revolutionäre Behörde? Nein, sagt der Prinz; im Gegentheil sie war „ein unumgängliches Bedürfniß, um Anarchie und Unordnung zu vermeiden". Aber die Ueberrumpelung Rendsburgs? War auch kein revolutionärer Akt, sagt uns der Prinz; denn die Provisorische Regierung, um ihre Aufgabe zu erfüllen, mußte „die Geldmittel, die bewaffnete Macht und das Arsenal des Landes in Händen haben. Diese waren alle drei in Rends-

*) Sämmtliche angeführte Stellen a. a. O. p. 374 ff.

burg concentrirt, folglich war die Constituirung der Provisorischen Regierung mit der Besetzung Rendsburgs identisch." Auch mußte der Prinz — nach seiner Darstellung — die Festung in seine Gewalt bekommen, weil er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, daß der König auf seine Vorschläge eingehen werde, er also „ein kräftiges Auftreten gegen die Demagogen (!) zu bestehen haben würde". Endlich war es doch gewiß „kein besonderer revolutionärer Akt, die Festung in Besitz zu bekommen, wenn man ohne einen Schuß zu feuern, in dieselbe geht und sich mit dem Commandanten und dem Höchstcommandirenden darüber verständigt, wer künftig daselbst kommandiren soll".*) (!!!) Als ob ein Ueberfall, bei dem kein Kampf statt findet, weniger revolutionär wäre, als eine Erstürmung der Festung, oder als ob die Uebergabe des Commandos Resultat einer freundschaftlichen Verständigung und nicht vielmehr der Unmöglichkeit es länger zu behalten, gewesen wäre!

Ich weiß nicht, ob der Prinz sich selbst durch solche Sophismen getäuscht hat; Andere werden dadurch in ihrem Urtheil schwerlich bestimmt werden. Die Einsetzung der Provisorischen Regierung und die Ueberrumpelung von Rendsburg waren revolutionäre Akte, und lassen sich nur rechtfertigen, wenn man zugiebt, daß ein von seinen Beherrschern in seinen heiligsten Rechten bedrohtes Volk im äußersten Fall berechtigt ist, durch revolutionäre Mittel sich selbst zu helfen. Das ist übrigens ein gut conservativer Glaubenssatz, gegen den der Prinz gar nicht so spröde hätte zu thun brauchen. Das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen unrechtmäßige Akte der Fürsten ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit, seit der Amerikanischen oder Französischen Revolution, sondern es ist schon im Mittelalter die übliche Grundanschauung und wird in Verträgen zwischen Fürsten, Adel und Städten oft genug sogar ausdrücklich ausgesprochen. Die Theorie von der absoluten Willkürgewalt der Souveräne, der die Völker nichts als leidenden Gehorsam entgegensetzen dürfen, ist für Deutschland erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert aufgekommen. Die conservativen Anhänger des alten historischen Rechtsbodens müssen, wenn sie consequent sein wollen, sich zu jener älteren Rechtsanschauung bekennen.

Nach alle dem wird es erklärlich sein, wie es kam, daß die Augustenburger beim Ausbruch der Erhebung isolirt und ohne nennenswerthe

*) Man vergleiche die Ausführung a. a. O. p. 68 ff.

Partei dastanden. Der Grund lag in ihrer Persönlichkeit und in der verkehrten Politik, welche sie bis dahin verfolgt hatten. Es giebt daher keine größere Absurdität, als wenn man, wie es von Dänischer Seite oft genug versucht ist, die Erhebung der Herzogthümer als den Ausbruch einer von den Augustenburgern angezettelten Verschwörung darstellt. Die Augustenburger haben in ihrem Sinne und Interesse mitgewirkt: das ist Alles; aber auf ihre Rechnung kommt nur ein sehr kleiner Bruchtheil des Ganzen.

V.

Eine schwüle gewitterschwangere Atmosphäre lagerte im Anfang des Jahres 1848 über Europa. Man hatte im Allgemeinen das Vorgefühl, daß große Erschütterungen im Anzuge seien. Die Wirklichkeit sollte freilich bald alle unbestimmten Vorahnungen weit hinter sich lassen.

Die Schweiz hatte soeben den Bann der Reaction gebrochen, und den jesuitisch=feudalen Sonderbund mit einem raschen kräftigen Schlage zu Boden geworfen, ehe sich die absolutistischen Kabinette über eine Hülfeleistung einigen konnten. In Italien hatte es schon seit der Thronbesteigung Pius IX. heftig gegährt; der Januar 1848 brachte die Revolution in Sicilien; bald folgten zu Neapel, zu Florenz, zu Turin mehr oder weniger revolutionäre Kundgebungen; überall wankte der alte Absolutismus, und die Völker begannen sich zu regen.

Am 20. Januar starb in Kopenhagen König Christian VIII.; ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende König Friedrich VII., damals vierzig Jahr alt, außer einem alten Oheim, dem Erbprinzen Ferdinand, der letzte männliche Sproß des Dänischen Königshauses. Er hatte den Ruf eines zwar gutmüthigen, aber beschränkten und rohen Naturells; es ließ sich in den Herzogthümern nichts Gutes von ihm erwarten, denn er war durch seine Maitresse, Fräulein Rasmussen, die Dänische Lola, vollständig in den Händen der ultra=dänischen Partei. Acht Tage nach seinem Regierungsantritt — am 28. Januar — erfolgte ein Patent, welches wahrscheinlich noch von Christian VIII. vorbereitet, die Idee eines Dänischen Gesammtstaats zu verwirklichen bestimmt war. Gemein=

same Stände für das ganze Reich wurden in Aussicht gestellt, daneben sollten Schleswig und Holstein in untergeordneten Dingen eine gewisse provincielle Selbständigkeit behalten. Die neue Verfassung sollte vor ihrer definitiven Feststellung noch einer theils von der Regierung ernannten, theils von den verschiedenen Landestheilen gewählten Versammlung erfahrener Männer vorgelegt werden, die demnächst in Kopenhagen zusammentreten sollte. Das Rescript steigerte in den Herzogthümern die Aufregung: man wollte eben keine mit Dänemark gemeinsame Verfassung, bei der die Herzogthümer stets niedergestimmt worden wären. Ueberall hörte man die Frage discutiren: Wählen oder nicht wählen? Die allgemeine Meinung neigte sich endlich dahin zu wählen, aber unter Vorbehalt der Rechte des Landes und in der Absicht, daß die gewählten Abgeordneten in Kopenhagen gegen jede gemeinsame Verfassung protestiren sollten.

Aber das ganze Project fiel vor der Ausführung ins Wasser; der Lauf der Ereignisse begann jene großartigen Dimensionen anzunehmen, welche aller Berechnung spotteten.

Ich war zu Ende Februar mit mehreren jüngeren Freunden Abends in einer Gesellschaft bei dem Advokaten Wichmann in Kiel; unsere Unterhaltung ward durch den Eintritt eines Bekannten unterbrochen, der soeben vom Bahnhofe kam und die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution mitbrachte. Also in Frankreich das Willkür-Regiment Louis Philippe's gestürzt, er selbst mit seinen Helfershelfern flüchtig, seine Dynastie entthront und statt der Monarchie mitten in Europa eine große und mächtige Republik! Die Nachricht elektrisirte uns Alle, und wir faßten sofort die Eventualitäten ins Auge, welche für unsere Herzogthümer aus diesem plötzlichen und unerwarteten Umschwunge folgen mußten. Es war uns klar, daß bei dem fanatischen Haß der Dänen an eine friedliche Lösung der Wirren nicht zu denken sei, und daß man sich bereit halten müsse, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Konnte man auch hoffen, daß unsere in Deutschland längst volksthümlich gewordene Sache unter den gegenwärtigen Umständen nicht ohne wirksamen Schutz von dieser Seite bleiben werde, so mußten doch die ersten Dänischen Schläge von uns selbst parirt werden, und es kam also darauf an, das Volk soweit es anging wehrfähig zu machen, und ihm Waffen zu verschaffen.

Unter dem Dänischen Regiment war nur ein kleiner Theil der Bevölkerung zum Waffendienst herangezogen; das Militär rekrutirte sich meist aus den niederen Klassen der Landbewohner; das Commando war

Dänisch und die Officiere waren der Mehrzahl nach Dänen. Die Bevölkerung der Städte und die höheren Stände waren des Waffendienstes ungewohnt; sie mußten erst in aller Eile dazu herangebildet werden. Um diesen Zweck zu erreichen, richteten wir unser Augenmerk einmal auf die Herstellung von Bürgerwehren in allen bedeutenden Städten, und sodann auf die Organisation kleinerer bewaffneter Corps, welche vorzugsweise aus jüngern Kräften bestehend für den Fall eines plötzlichen Losbruchs geeignet wären, sofort ins Feld zu rücken.

Sofort begannen, in Kiel und anderwärts, die Waffenübungen. Wir jungen Privatdocenten benutzten unseren Einfluß auf die Studirenden, Andere, unter ihnen namentlich der Advokat Hedde, Redacteur des Correspondenzblattes, wirkten in den Kreisen der kleinen Bürger und Handwerker für denselben Zweck und besonders war es das kräftige Turnercorps, welches sich auf seine Anregung rasch auch in der Handhabung der Waffen ausbildete. Um in der Nähe der Stadt ein allzu großes Aufsehen zu vermeiden, gingen wir meist in kleinen Abtheilungen zu Boot nach der andern Seite des Kieler Hafens hinüber. Hier, auf dem sogenannten Sandkrug, ward unter der Anleitung älterer gedienter Leute exercirt und nach der Scheibe geschossen. Wer konnte, schaffte sich selbst eine Spitzkugelbüchse an, sonst half man sich mit geliehenen Gewehren, deren eine kleine Anzahl für diesen Zweck an einem sicheren Orte deponirt war. Aus allen Ständen drängte sich die waffenfähige Jugend heran; eine entschlossene, zuversichtliche, freudige Stimmung beseelte Alle; bald waren die nothwendigsten Handgriffe am Gewehr und am Säbel erlernt und die am häufigsten vorkommenden taktischen Evolutionen, soweit es in kleineren Abtheilungen geschehen kann, eingeübt. Nur das Schießen oder vielmehr das Treffen ließ sich natürlich nicht in ein paar Wochen solchen beibringen, die bis dahin noch kein Gewehr in der Hand gehabt hatten. Manche von uns, gleich mir Freunde der Jagd, hatten indeß auch in dieser Hinsicht bereits früher eine gute Grundlage gelegt. Das Schwierigste war, die nöthigen Waffen in größerer Zahl und Munition in bedeutenderen Quantitäten zu erhalten. Es war damals in allen Ländern eine ungeheure Nachfrage nach Waffen; sie stiegen rapid im Preise, und bald waren sie für Geld kaum noch zu haben.

Während wir nach der einen Seite unmittelbar auf den Zweck der Wehrbarmachung des Volks hinarbeiteten, mußte sich die Nothwendigkeit fühlbar machen, der ganzen Bewegung einen einheitlichen und zusam-

menhängenden Charakter zu geben. Für Kiel ward der kurz zuvor begründete Bürger-Verein sehr bald zum Brennpunkt des gemeinsamen politischen Handelns. Er war nicht lange vor der Französischen Februar-Revolution gegründet. Die Anfangs sehr laue und geringe Theilnahme an den Bestrebungen desselben verwandelte sich unter dem Eindruck der welterschütternden Nachrichten, welche seit Ende Februar von allen Seiten eintrafen, allmälig in einen so stürmischen Andrang, daß die größesten Lokale der Stadt an Versammlungs-Abenden kaum noch ausreichten. Aehnliche Vereine bildeten sich in allen Städten und auch auf dem Lande traten derartige Vereinigungen zum Zweck des Nachrichten- und Ideen-Austausches zusammen. Die Polizei war machtlos geworden; Niemand kümmerte sich mehr um ihre Verbote. Zwar residirte Herr von Scheel noch immer als Regierungspräsident in Schleswig: allein ihn überkam bereits das Bewußtsein, daß seine Tage gezählt seien.

So verging die erste Hälfte des März unter steigender Aufregung und fortgesetzten Vorbereitungen für Organisation und Wehrhaftmachung des Volks. Die Dänen ihrerseits rüsteten in entgegengesetzter Richtung: während sie selbst ihre Beurlaubten einberiefen, wurden die Deutschen Truppen bis auf die nothwendigsten Mannschaften beurlaubt. Die Reste der letzteren sollten nach der Festung Rendsburg gezogen werden; ebendahin wurden die hier und da noch vorhandenen Waffenvorräthe beordert, während die Gelder der Altonaer und Rendsburger Cassen nach Kopenhagen eingefordert wurden. Hier in der Dänischen Hauptstadt bildete das Casino den Mittelpunkt der politischen Bewegung; seit dem Eintreffen der Pariser Nachrichten begannen die Häupter der sogenannten Eiderdänischen Partei, welche die Incorporation Schleswigs und Trennung von Holstein wollten, eine drohende Sprache gegen das gesammtstaatlich gesinnte Ministerium zu führen. Dabei ward der Ton gegen das Volk der Herzogthümer immer herausfordernder und fanatischer; so äußerte der Capitän Tscherning, der nachherige Kriegsminister: Was Schleswig wolle oder nicht wolle, darauf komme es gar nicht an; wolle Schleswig sich von der Dänischen Monarchie losreißen, so sei das Aufruhr, dem man mit Pulver und Blei entgegentreten müsse.

Unter diesen Umständen mußten die Führer in den Herzogthümern darauf denken, baldmöglichst eine entscheidende Wendung der Bewegung herbeizuführen, durch welche die Dänische Macht in Schleswig-Holstein gebrochen und dem Lande selbst die Verfügung über seine Kräfte an Geld

und Menschen gesichert würde. Es ward demgemäß der Plan einer großen Volksversammlung gefaßt, welche in Rendsburg tagen sollte; wo möglich alle Theile des Landes sollten dort durch Deputationen vertreten sein. Entscheidende Beschlüsse sollten gefaßt werden. Aber der namentlich von Olshausen gefaßte Plan der Volksversammlung war den vermittelnden Liberalen und Conservativen zu revolutionär. Vor Allem handelte es sich darum, in diesem Augenblick die Einheit des Handelns zu bewahren. Man beschloß daher, daß die Stände der beiden Herzogthümer, das zur Zeit legalste Organ derselben, am 18. März in gemeinsamer Sitzung in Rendsburg zusammentreten und das Nöthige beschließen sollten.*) Daneben ward auch die ursprünglich beabsichtigte Volksversammlung festgehalten; sie sollte gleichzeitig mit der Ständeversammlung in Rendsburg tagen; das ganze Land sollte sich wo möglich durch Deputationen betheiligen.

Am Morgen des 18. März fuhren wir von Kiel in langem Bahnzuge nach Rendsburg ab; in Neumünster trafen wir starke Schaaren von Altona und aus den südlichen Holsteinischen Districten, deren Ziel gleichfalls Rendsburg war. Man sah bei dieser Gelegenheit zuerst die Deutsche Kokarde in Masse an den Kopfbedeckungen; nicht wenige Theilnehmer des Zuges waren bewaffnet. Rendsburg war in großer Aufregung; Bürgerschaft und Militär untermischt empfing die Ankömmlinge mit Hurrah! Während die vereinigten Stände unter Beselers Präsidium im Saale eines Gasthauses tagten, füllten sich die Räume des Schauspielhauses bis auf den letzten Platz durch die große Volksversammlung. Alsbald begann hier eine erregte Debatte, an der auch Soldaten und Unterofficiere sich betheiligten. Die Letzteren legten unter dem donnernden Beifall der Zuhörer Zeugniß ab für die entschieden Deutsche Stimmung der Besatzung von Rendsburg. Schließlich ward eine Adresse der Volksversammlung im Schauspielhause an die vereinigten Stände beschlossen, als der concentrirte Ausdruck der allgemeinen Wünsche. „Wir wünschen und wollen", hieß es darin, „Alles, was das ganze Deutschland fordert, zum Theil schon errungen hat; zugleich Alles, was unsere eigenthümlichen Verhältnisse gebieterisch verlangen. Wir wollen eine unseren Herzog-

*) Diese gemeinsame Ständeversammlung hatte streng genommen nur einen rein privaten Charakter; denn erstens fehlte die königliche Berufung, und zweitens hatten die Stände beider Herzogthümer immer besonders getagt.

thümern gemeinsame constitutionelle Verfassung auf Grundlage allgemeinen Wahlrechts und allgemeiner Wählbarkeit, Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund, ein Deutsches Parlament, unbedingt freie Presse, unbeschränktes Recht der Versammlung und Vereinigung, Schwurgerichte, allgemeine Volksbewaffnung, namentlich sofortige Einrichtung von Bürgerwehren, die Erhebung Rendsburgs zu einer Deutschen Bundesfestung, die ungesäumte Zurückberufung der gegen ausdrückliches Landesrecht in Civil- und Militär-Aemtern in den Herogthümern angestellten Dänen" u. s. w. Schließlich ward die Entfernung zweier allgemein verhaßter Persönlichkeiten, des Grafen Karl Moltke und des Präsidenten von Scheel aus dem Staatsdienst als eine unbedingte Nothwendigkeit gefordert.

In einer Pause war ich mit einem Bekannten durch die Straßen und rings um die Wälle der Festung gegangen. Nirgends erblickten wir einen Dänischen Officier*); wir sprachen mit vielen Soldaten und den Schildwachen, welche wir auf den einzelnen Posten fanden. Die Wahrnehmungen, welche wir bei diesem Rundgang machten, waren so schlagender Art, daß wir die feste Ueberzeugung gewannen, die Festung werde in unseren Händen sein, wenn Männer von Namen und Einfluß, wie sie in der Ständeversammlung saßen, das Signal dazu gäben.

Hier war freilich die Stimmung keine so entschiedene, als bei der Volksversammluug im Schauspielhause. Die Stände der Herzogthümer, welche hier vereinigt tagten, waren noch nach einem veralteten Census-Wahlsystem gewählt; bei der Majorität herrschten Rücksichten und Bedenklichkeiten aller Art vor. Zwar Theodor Olshausen, Claussen und einige wenige Andere hielten den Augenblick für entscheidende Beschlüsse geeignet; sie hätten die sofortige Einsetzung einer provisorischen Regierung gewünscht und die Nothwendigkeit, sich der Festung sogleich zu versichern, wäre nur die Folge davon gewesen. Aber solch energisches Vorgehen entsprach dem politischen Standpunkt der Majorität zu wenig, und vor allen Dingen mußte in diesem Augenblick die Einmüthigkeit der Führer gewahrt werden. Wenn Varnhagen von Ense an einer Stelle seiner

*) Der Verfasser der Schleswig-Holsteinischen Denkwürdigkeiten (1851) erzählt (p. 13): Dänische Officiere seien durch die Straßen gegangen und hätten das Treiben der Schleswig-Holsteiner verhöhnt, dem sie ehestens ein Ende machen wollten. — Es ist möglich, daß das früher statt gefunden hat; gegen Abend, als ich meinen Rundgang durch die Stadt und über die Wälle machte, habe ich nirgends einen Dänischen Officier gesehen.

Tagebücher sagt, es habe am 18. nur von Theodor Olshausen abgehangen, ob die transalbingische Republik proklamirt werden solle, woran dann weitere Bemerkungen über die eventuellen Folgen eines solchen Ereignisses geknüpft werden, so hat er entweder nur eine sehr unvollkommene Kunde des eigentlichen Sachverhalts oder eine sehr sanguinische Auffassung desselben gehabt. Um „eine Transalbingische Republik" handelte es sich damals gar nicht; Olshausen so wenig als ein anderer Führer der am meisten fortgeschrittenen Partei konnte in diesem Augenblick an die Proklamation einer Republik denken, und wenn er es gethan hätte, da hätte er die große Majorität des Landes gegen sich gehabt. Auch die sehr demokratische Versammlung des Schauspielhauses verlangte, wie wir sahen, nur eine freisinnige constitutionelle Verfassung für die Herzogthümer auf der Grundlage allgemeinen Wahlrechts und allgemeiner Wählbarkeit. Das Ziel der damals am weitesten vorgerückten politischen Partei war einmal die Erringung nationaler Selbständigkeit, ein Verhältniß reiner Personal-Union zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark, wie zwischen Norwegen und Schweden, und sodann in diesem selbständigen Schleswig-Holstein die Herstellung freisinniger politischer Institutionen auf breitester Grundlage, wie die allgemeine Stimme der Zeit sie damals allerwärts forderte.

Nachdem die Verhandlungen der Stände den ganzen Nachmittag gedauert, einigten sie sich endlich Abends in dem Beschluß, als letzten Versuch eines friedlichen Arrangements eine Deputation mit nachfolgenden fünf Forderungen an den König nach Kopenhagen zu senden: 1) sofortige Vereinigung der Stände beider Herzogthümer zum Zweck der Berathung einer Schleswig-Holsteinischen Verfassung; 2) Einleitung der nöthigen Schritte zur Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund; 3) Sorge für die Einführung allgemeiner Volksbewaffnung. 4) Gewährung vollständiger Preßfreiheit und des Versammlungs- und Vereinsrechts; 5) endlich sofortige Entlassung des Regierunsgpräsidenten von Scheel aus seinem Amt.

Eine Deputation der Stände sollte diese Forderungen nach Kopenhagen überbringen; die Wahl fiel auf Th. Olshausen, Claussen, Gutsbesitzer von Neergaardt, Dr. Gülich und Regierungsrath Engel, sämmtlich mehr oder weniger zur Linken der Ständeversammlung gehörig. Man hat später eine Absicht von Seiten der Majorität in dieser Wahl erblicken wollen, um die Häupter der demokratischen Partei in einem kritischen

Augenblick aus dem Lande zu entfernen. Allein, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, gab ein großer Theil der Conservativen, bei denen man jenes Interesse am ehesten hätte voraussetzen müssen, den Genannten ihre Stimme nicht; sie wurden vielmehr vom Centrum und von der Linken gewählt, weil sie am meisten geeignet erschienen, so wesentlich demokratische Forderungen in Kopenhagen zu unterstützen. Der Graf Reventlou betheiligte sich an der Wahl gar nicht, protestirte vielmehr gegen die Absendung der Deputation, weil deren Forderungen ihm viel zu weit gehend erschienen.

Nachdem die Versammlung noch ein Comité, bestehend aus Beseler, Graf Reventlou und Bargum beauftragt hatte, sie, wenn der Gang der Ereignisse es erforderte, wieder zusammenzuberufen, trennten sie sich spät Abends. Ein sehr erheiterndes Intermezzo unterbrach die ernsten Verhandlungen nicht lange vor dem Schluß: es ging eine Depesche des Herrn von Scheel aus Schleswig ein, durch welche er seine Erlaubniß zur Abhaltung der Versammlung gab! Als ob irgend Jemand sich noch um diese Erlaubniß kümmerte! Ein allgemeines Hohngelächter folgte der Mittheilung dieser Botschaft, welche am besten die Ohnmacht des ehemals allmächtigen Mannes dokumentirte. Denn hätte er nur noch einen Schatten von Macht gehabt, so hätte er eine so revolutionäre Versammlung niemals gestattet.

Denn, wie man auch sonst die Sache ansehn möge, revolutionär war diese Versammlung vom Legitimitäts-Standpunkt aus betrachtet, und die Erhebung der Herzogthümer datirt in Wirklichkeit allerdings vom 18. März. Dieser Tag hatte sie ihre Macht kennen gelehrt und ihnen die Ohnmacht des bisherigen Regiments offenbar gemacht. Die Vereinigung beider Ständeversammlungen, die Tragweite ihrer Beschlüsse, die stürmische Volksversammlung im Schauspielhause mit ihrer Verbrüderung von Civil und Militär, die Deutschen Fahnen und Kokarden in der Hauptfestung des Landes — Alles das ungehindert von den Civil- und Militärbehörden, welche bis dahin alle Deutschen Volksregungen feindlich verfolgt hatten, Alles das bildete schon ein vollständig revolutionäres Ensemble. Freilich für die praktische Weiterförderung der Sache waren die Resultate dieses Tages von sehr zweifelhaftem Werth. Daß man noch einmal den Weg gütlicher Verständigung einzuschlagen beschlossen hatte, zeugt gewiß für die unverwüstliche Langmuth des Schleswig-Holsteinischen Volksstammes. Aber es war ein gefährliches

Experiment, welches man machte. Wer konnte es wissen, ob eine so günstige Gelegenheit, sich Rendsburgs zu bemächtigen und dadurch der nationalen Erhebung eine sichere Grundlage zu geben, jemals wiederkehrte? Wie, wenn die Dänen bei der ersten Kunde von den Rendsburger Ereignissen, mit rascher Entschlossenheit, wie auch Herr von Scheel es gerathen hatte, ein paar Bataillone gut Dänische Truppen zur See nach Eckernförde oder Kiel und von da nach Rendsburg führten, was in 24 Stunden geschehen konnte — was wäre dann aus der Schleswig-Holsteinischen Erhebung — ohne Rendsburg — geworden!

Freilich, man kann fragen, ob damals — am 18. — ein Versuch gegen Rendsburg mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden konnte. Mit Gewißheit läßt sich natürlich eine solche Frage so wenig beantworten, wie alle solche hypothetisch gestellten Fragen, was geschehen wäre, wenn dies oder das anders gewesen wäre, als es war; es handelt sich hier immer nur um eine gewisse Wahrscheinlichkeit. — Nehmen wir nun an, die vereinigten Stände hätten eine aus den populärsten Namen bestehende Provisorische Regierung eingesetzt, dieselbe wäre im Schauspielhause vor die große Volksversammlung getreten, hätte die Bürgerschaft Rendsburgs zu ihrem Schutz berufen und an das Militär die Aufforderung ergehen lassen, sich ihren Befehlen unterzuordnen. Alles hängt hier an der Frage, was das Militär gethan haben würde; folgte es den Befehlen seiner Dänischen Officiere, so war der Sieg der Bürgerschaft mindestens sehr zweifelhaft; weigerte es aber seinen Oberen den Gehorsam, so war der Sieg zweifellos. Alles spricht aber für die letztere Chance. Zwar hatte das Festungs-Commando die Vorsicht gehabt, die Soldaten zu consigniren, aber ich habe schon erzählt, daß sich trotzdem eine große Anzahl im Schauspielhause befand und sich zum Theil an den Reden betheiligte. Die an die Stände gerichtete Adresse war auch von etwa hundert Namen der Rendsburger Artillerie bedeckt. Die Geschütze, welche auf dem Hofe des Arsenals mit Kartätschen geladen standen, waren absichtlich verladen, die Büchse nach unten, die Kartuse oben darauf, so daß sie nicht losgehen konnten.*) Nach alledem zweifle ich nicht, daß das Militär sich nicht gegen die Bürgerschaft geschlagen haben würde. Und die Dänischen Behörden waren genau derselben Ansicht. Der Präsident von Scheel berichtete am 19. in Folge der Rendsburger Vorgänge nach Kopenhagen

*) Vergl. Denkwürdigkeiten zur neuesten Schlesw.-Holst. Gesch. 1851.

daß Alles verloren sei, wenn man nicht schleunigst eine hinreichende Dänische Militärmacht hersende, und der General von Lützow, der Höchstcommandirende in den Herzogthümern, hatte am 21. März nach Kopenhagen gemeldet, er habe keine Armee mehr unter seinem Befehl.

Wie man indeß auch über die Frage denke, ob es am 18. bereits geglückt wäre, sich der Festung Rendsburgs zu bemächtigen, Eins wird man nicht leugnen können, daß es eine große Unvorsichtigkeit war, Männer von politischer Bedeutung als Abgeordnete in die Löwenhöhle nach Kopenhagen zu senden; namentlich von Seiten der vorgeschrittenen Partei war es ein schwerer politischer Fehler, daß sie ihre Häupter Olshausen, Claussen und Gülich gehen ließ. Konnte man denn wissen, ob die Dänen sie nicht ganz festhalten würden, wie dies später in Kopenhagen wirklich einen Augenblick mit Olshausen wenigstens beabsichtigt wurde? Man muß den Muth dieser Männer, welche unter so bedrohlichen Verhältnissen in das feindliche Lager sich wagten, ohne Zweifel anerkennen, aber politisch war es eben nicht. Die Forderungen der Herzogthümer hätten auch eben so gut durch untergeordnete Persönlichkeiten überbracht werden können, zumal da eigentlich doch Niemand recht an ihre Bewilligung glaubte. Man nahm vielmehr an, daß ihre Rückkehr mit einer abschlägigen Antwort das Signal zur allgemeinen Erhebung geben werde. In privaten Versammlungen von Anhängern dieser Partei, welche theils am Tage nach der Rendsburger Versammlung in Neumünster, theils später in Kiel, um Olshausen und Claussen geschart gehalten wurden, kam diese Eventualität ausdrücklich zur Sprache und es ward beschlossen, alle noch nothwendigen Vorbereitungen ungesäumt zu treffen.

Als wir am Sonntag den 19. Nachmittags nach Kiel zurückfuhren, theilte uns ein von Berlin kommender Reisender, der mit uns in demselben Coupé fuhr, die ersten Nachrichten über die Berliner Ereignisse des gestrigen Tages mit. So waren also auch dort die Würfel der Entscheidung bereits gefallen, und wir jüngeren Leute bedauerten, daß sie bei uns abermals weiter hinausgeschoben war.

Der Abgang der Deputation nach Kopenhagen verzögerte sich noch bis zum Dienstag den 21. Gleichzeitig ging mit dem Dampfschiff ein bedeutender von Altona kommender Geldtransport aus dem Lande nach der Dänischen Hauptstadt; hätte man ein paar Tage früher in Rends-

burg losgeschlagen, so wäre auch das Geld, welches man nun in die Hände der Dänen lieferte, im Lande geblieben, wo man es später so nothwendig gebrauchte. Mit stummem Groll sahen die Kieler Bürger es mit an, als die schweren Fässer auf das Schiff gebracht wurden. Die Rendsburger hatten mit rascher Entschlossenheit die gleichfalls von den Dänen befohlene Absendung des in der dortigen Haupt=Casse angesammelten Geldes zu verhindern gewußt. Doch hinderte man in Kiel wenigstens den Abgang eines Dutzend eingeborener Matrosen, welche zum Marine=Dienst nach Kopenhagen eingezogen werden sollten; ein Volkshaufe umgab sie und das Dampfschiff mußte ohne sie abgehen.

Die nächsten Tage waren ein paar Tage gespanntester Erwartung. Man zweifelte kaum, daß die Deputation in Kopenhagen eine abschlägige Antwort erhalten werde, und in dem Kreise meiner Bekannten war man sich darüber einig, daß dann sofort gehandelt und mit Einsetzung einer Provisorischen Regierung vorgegangen werden müsse.*) Dazu bedurfte es aber eines bewaffneten Rückhalts und an Waffen mangelte es noch immer sehr. In Kiel befand sich ein kleines Waffendepot; der Commandant hatte Befehl es nach Rendsburg zu schaffen; es ward indeß, wenn ich nicht irre, in Neumünster angehalten und wieder nach Kiel zurückgebracht, wo die Gewehre und Säbel am Abend des 23. bei der Bewaffnung der Bürgerwehr, Turner und Studenten zur Verwendung kamen. Die Bürgerwehr, welche sich in diesen Tagen organisirte, wählte zum Obersten den Englischen Consul, M. T. Schmidt, einen intelligenten und unternehmenden Kaufmann, dessen Vermögensumstände leider, wie sich später herausstellte, durch die finanzielle Calamität, welche damals das Gefolge der großen politischen Erschütterungen bildete, schwer gelitten hatten. Zu seinem Adjutanten erwählten die Bürger den jungen talentvollen Advokaten Wichmann, der zu dem Kreise meiner näheren Bekannten gehörte. Die andern Bürgerwehrofficiere wurden zum Theil erst am Abend des 23. gewählt, als man schon auf dem Rathhause über Einsetzung einer Provisorischen Regierung rathschlagte.

*) Dies war auch der Inhalt einer Mission, mit der am Tage der Abreise der Deputation im Auftrage Olshausens eines der jüngeren Parteimitglieder sich nach Schleswig zu Beseler begab, um über die Eventualität der Fortsetzung einer provisorischen Regierung mit ihm zu verhandeln. Auch in Rendsburg wurde mit bekannten Persönlichkeiten Rücksprache genommen. Beseler sollte bei der Rückkehr der Deputation in Kiel anwesend sein.

Denn die Ereignisse nahmen nunmehr einen rapiden Verlauf. Am Nachmittage des 23. erhielten wir die Kunde, daß der Advokat Beseler mit wichtigen Nachrichten aus Schleswig in Kiel eingetroffen sei. Ich ging mit einigen meiner jüngeren Bekannten sogleich in Brandts Hotel, wo er logirte. Er berichtete uns nun, daß am Morgen in Schleswig eine inhaltsschwere Nachricht aus Kopenhagen eingetroffen sei. Die Kunde von der Rendsburger Versammlung war der Deputation nach Kopenhagen vorausgeeilt und schon am 20. dort eingetroffen. Die Führer der Eiderdänischen Partei, ein Orla Lehmann, Monrad, Tscherning und Andere, hatten davon Veranlassung genommen, den Dänischen Fanatismus bis zur Wuth aufzustacheln. In einer großen am Abend des 20. im Casino abgehaltenen Versammlung ward das Vorgehen der Herzogthümer als Aufruhr gebrandmarkt und die falsche Nachricht, daß in Rendsburg am 18. bereits eine Provisorische Regierung eingesetzt sei, mußte das Feuer schüren helfen. Der König ward für regierungsunfähig, die bisherigen gesammtstaatlichen Minister wurden für Verräther erklärt. Eine Sturm-Petition an den König ward beschlossen und am folgenden Tage (den 21.) unter dem Geleit einer drohenden Volksmasse von 15—16,000 Menschen auf dem Schloß übergeben. Der König hatte dem Sturm keinen Widerstand entgegenzusetzen, das alte Ministerium war entlassen und ein neues, an seiner Spitze der Renegat Orla Lehmann und die wüthendsten Feinde der Herzogthümer, war in der Bildung begriffen, die Incorporation Schleswigs in Dänemark ward verfügt und die neueste Nummer der Berling'schen Zeitung enthielt bereits einen kurzen Bericht über alle diese Vorgänge. Das war die inhaltsschwere Kunde, in Folge deren Beseler sofort nach Kiel geeilt war. Was nun zu thun sei, darüber sprach er sich gegen uns nicht näher aus; doch erfuhren wir, daß er sofort einen expressen Boten an den Grafen Reventlou nach Preetz entsandt hatte, um denselben zur schleunigen Herkunft aufzufordern. Beseler, Reventlou und Bargum hatten ja am 18. von den versammelten Ständen den Auftrag erhalten, dieselben wieder einzuberufen, wenn die Ereignisse es nöthig machen sollten. An den Prinzen von Noer hatte Sammer nach dem Eintreffen Beselers eine Stafette abgehen lassen, um ihn zur sofortigen Fahrt nach Kiel zu veranlassen.

Als wir Beseler verlassen hatten, war es uns sofort klar, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Bei der Wendung, welche die Dinge in Kopenhagen genommen hatten, konnte man nicht mehr daran

denken, die Rückkehr unserer Deputation abzuwarten. Von der fanatischen Partei, welche nunmehr die Gewalt in Händen hatte, waren keine Concessionen zu erwarten; vielmehr stand es zu gewärtigen, daß sie sofort die nöthigen Schritte thun werde, um jede Erhebung der Herzogthümer im Keime zu ersticken. Wie man später erfuhr, hatte Tscherning, der neue Dänische Kriegsminister, wirklich anfänglich den Plan gehabt, sofort ein Dänisches Truppencorps von Kopenhagen zur See nach Eckernförde oder Kiel und von da nach Rendsburg zu werfen. Es war unterblieben, theils weil man nicht wagte, bei der großen Gährung der unteren Volksmassen die Hauptstadt zu sehr von Truppen zu entblößen, theils weil man noch Zeit zu haben glaubte, so lange sich die Schleswig-Holsteinische Deputation noch in der Dänischen Hauptstand befand.

Wenn wir indeß darüber einig waren, daß sofort gehandelt und mit Einsetzung einer Provisorischen Regierung vorgegangen werden müsse, so befand sich doch unsere Partei, die ich der Kürze halber fortan als die Schleswig-Holsteinische Fortschrittspartei*) bezeichnen werde, in einer verhältnißmäßig sehr ungünstigen Lage. Sie zählte zwar in Kiel eine gute Anzahl namentlich jüngerer Kräfte zu den Ihrigen, aber Niemand, der eine bereits anerkannte politische Stellung und eine fest etablirte Autorität besessen hätte. Denn die Männer der Partei, welchen diese Attribute zukamen, waren abwesend in Kopenhagen und Niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob und wann sie zurückkehren würden. Der große Fehler, den man gemacht hatte, sie zu dieser Zeit in die Dänische Hauptstadt zu senden, ward uns nun klar genug. Aber was half es? Es handelte sich nun nur darum, mit den vorhandenen Elementen Vorsorge zu treffen, daß nicht eine große politische Partei des Landes bei den bevorstehenden Ereignissen ganz bei Seite geschoben werde. Wir beschlossen daher, uns zunächst in den Besitz des städtischen Rathhauses zu setzen, dorthin eine Anzahl unserer Anhänger und anderer in der Stadt angesehener Männer, namentlich die Chefs der Bürgerwehr zur Berathung einzuladen und endlich für ein zuverlässiges bewaffnetes Corps zu sorgen, welches wir zu unserer Disposition hätten. Zu dem letztern Ende wurden die Turner und Studenten unter der Hand benachrichtigt, sich vor dem Rathhause aufzustellen. Diejenigen, welche noch keine

*) Diese Benennung ist kein Anachronismus; ich finde den Namen schon 1848 in der Schleswig-Holsteinischen Zeitung auf unsere Partei angewandt.

Waffen hatten, erhielten dieselben aus den nach Kiel zurückgebrachten Waffenvorräthen. Ebenso ward die Bürgerwehr in aller Eile mit Waffen versehen; sie war am Abend versammelt, um die Wahlen ihrer Officiere zu beendigen. Zugleich mußte man suchen, sich des Militärs, der sogenannten Lauenburger Jäger, welche ihre Hauptwache auf der andern Seite des Marktes, dem Rathhause gegenüber hatten, zu versichern. Bald genug sah man die Jäger mit den Bürgern fraternisiren, und als einige Dänisch-gesinnte Officiere in den alten Dänischen Commandanten Oberst v. Hoegh drangen, an die Gewalt der Waffen zu appelliren, zeigte er auf die Soldaten, welche Arm in Arm mit den Bürgern, „Schleswig-Holstein" singend über den Markt zogen und sagte: „Sehen Sie dort! Ich kann nichts mehr thun." — Er legte noch denselben Abend das Commando nieder und übergab es dem Deutsch-gesinnten Major Sachau.

Inzwischen hatte sich mit Einbruch der Dunkelheit auf dem Rathhause eine Anzahl jüngerer und älterer Männer eingefunden, sodaß die Berathungen beginnen konnten. Wir occupirten das große Sitzungszimmer und placirten uns um den langen grünen Sessionstisch. Der Consul M. T. Schmidt, der durch seine Wahl zum Obersten der Bürgerwehr als Vertrauensmann der Kieler Bürgerschaft erschien, übernahm, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, auf Akklamation den Vorsitz und die Leitung der Debatten. Außerdem war die Commune durch einige städtische Beamte vertreten; die große Mehrzahl der Anwesenden bestand aus jüngeren Männern; von Seiten der Universität waren es außer mir der Professor Stein, Dr. Ahlmann und der Prosector Dr. Weber, von jungen Advokaten Hedde, der Redacteur des Correspondenzblattes, Wichmann durch seine Stellung als Adjutant der Bürgerwehr von Einfluß, und später hinzugekommen als Verfechter des Augustenburgischen Interesses Sammer, ferner der praktische Arzt Dr. Georg Weber und eine Anzahl anderer Persönlichkeiten, deren Namen noch weniger bekannt waren. Uebrigens ward Alles bei offenen Thüren verhandelt, es war ein beständiges Kommen und Gehen; je mehr der Abend vorrückte, desto mehr sammelte sich im Saal um unseren Tisch eine wachsende Menge von Zuhörern, von Denen der Eine und der Andere gleichfalls an der Debatte Theil nahm. Spät erschien auch der Herzog von Glücksburg, doch nur auf einen Augenblick; er schien ganz andere Persönlichkeiten hier erwartet zu haben und entfernte sich bald wieder.

Die Situation, in der wir uns von Anfang an befanden, hatte etwas sehr Linkisches und Schiefes; wir wollten über die Einsetzung einer Provisorischen Regierung verhandeln, und doch war keine der Hauptpersonen, um die es sich hierbei handeln mußte, auf dem Rathhause zugegen. Außer dem Consul Schmidt, von dem es Anfangs übrigens noch nicht einmal feststand, daß er in die Provisorische Regierung kommen sollte, der zudem eine bis dahin in den Herzogthümern noch wenig bekannte Persönlichkeit war, nahm kein Mann von hervorragendem Namen an unserer Versammlung Theil. Beseler hatte — wie am Nachmittage abgemacht war, — kommen wollen, sobald die Bürgerwehrorganisation einigermaßen vorgeschritten und die Versammlung auf dem Rathhause zusammengetreten wäre, aber — er kam nicht.

Inzwischen verbreitete sich die Nachricht, daß auch Graf Reventlou und der Prinz von Noer bereits in Kiel eingetroffen und bei Bargum versammelt seien. Da es sich dort vermuthlich gleichfalls um die Einsetzung einer Provisorischen Regierung handelte, wir aber der Ansicht waren, daß eine so wichtige Angelegenheit nicht von wenigen Personen in den vier Wänden einer Privatwohnung abgemacht werden dürfe, so beschlossen wir, die bei Bargum versammelten Herren einzuladen aufs Rathhaus zu kommen, um hier über die Einsetzung einer Provisorischen Regierung zu berathschlagen. Die Wahl für diese Mission fiel auf den Professor Stein. Man kann zugeben, daß diese Wahl nicht besonders glücklich war; bei allen literarischen Fähigkeiten und allem guten Willen besaß Stein ein gewisses praktisches Etwas nicht, was man gewöhnlich als Takt bezeichnet, ein Mangel, durch den sein Auftreten häufig Anstoß erregte. Die Mission aber, welche Stein übernahm, erforderte namentlich einem Mann wie dem Prinzen gegenüber, ebensosehr den feinsten Takt als die entschiedenste Festigkeit. Es dauerte nicht lange, so kam Stein in höchster Aufregung zurück; der Prinz hatte ihn nach Anhörung seiner Botschaft grob angefahren und mit dürren Worten erklärt, er wolle mit der Versammlung auf dem Rathhause nichts zu thun haben.*) Eine

*) Wie der Prinz die Sache darstellt (Aufzeichnungen p. 15), hätte Stein Namens der auf dem Rathhause Versammelten ihn aufgefordert, mit seiner Person in eine von derselben zu bildende Provisorische Regierung einzutreten. — Wenn das kein Gedächtnißirrthum ist, so ist es ein Mißverständniß gewesen, vielleicht veranlaßt durch eine unklare Aeußerung Steins. Wenigstens hatte er einen solchen Auftrag nicht, es handelte sich nur um eine Aufforderung auf das Rathhaus zu kommen. Dort sollte erst die Ver-

erregte Debatte folgte dieser Mittheilung; wir erblickten in dem Verhalten des Prinzen nicht ohne Grund die Absicht, unsere Partei bei Seite zu schieben und eine Regierung ohne unser Zuthun einzusetzen. Namentlich fand die brüske Grobheit des Prinzen die schärfste Verurtheilung, und man begann sehr ernstlich die Frage zu discutiren, ob man nicht ohne den Prinzen fertig werden könne. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich eine drastische Scene. Sammer suchte den Prinzen zu vertheidigen und seine Theilnahme an der Regierung als eine Nothwendigkeit nachzuweisen; Stein, der im Gefühl persönlicher Kränkung zu den Hauptgegnern des Prinzen gehörte, erlaubte sich in der Debatte einen bitteren Sarkasmus über das Verhältniß Sammers zu den Augustenburgern. Da lief diesem — die beiden blutsverwandten Vettern liebten sich überhaupt nicht sehr — die Galle über; er stampfte auf den Fußboden, riß den Säbel aus der Scheide — ein großer Theil von uns war an dem Abend bewaffnet — und gebot Stein mit drohendem Ton Stillschweigen. Da Stein glücklicher Weise ruhig blieb, so ward durch unsere Vermittelung die Sache bald beigelegt und die Debatte über das, was nun zu thun sei, ohne weitere Unterbrechung fortgesetzt. Es ward endlich beschlossen, den Dr. Ahlmann zu den bei Bargum Versammelten zu senden, sie nochmals einzuladen, mit uns in Verbindung zu treten, und ihnen zugleich in der bestimmtesten Weise bemerklich zu machen, daß ohne unsere Mitwirkung und Einwilligung die Einsetzung einer Provisorischen Regierung nicht erfolgen werde. Dr. Ahlmann, welcher Beseler bereits vergeblich in Brandts Hotel aufgesucht hatte, wo derselbe nach der am Nachmittage getroffenen Abrede hatte warten sollen bis er aufs Rathhaus abgeholt würde, fand denselben nunmehr bei Bargum, wohin er sich auf Droysens und Sammers Andringen begeben hatte. Dr. Ahlmann rief Beseler vor die Thür, stellte ihm hier die Sachlage kurz vor, erinnerte ihn an sein Versprechen aufs Rathhaus zu kommen und machte ihm bemerklich, daß, da wir hier faktisch im Besitz der Gewalt seien, ein Vorgehen ohne uns nicht ausführbar sein werde. Beseler theilte Ahlmann mit, daß

handlung über die Personen der Provisorischen Regierung statt finden. — Der Prinz erwähnt dann (p. 54) noch einer Anwesenheit Steins, die er mit der Erklärung abgeschnitten: er wolle lieber gleich zu Hause reisen, als sich mit seinen (Steins) Consorten einlassen. Ich erinnere mich dieser zweiten Mission Steins nicht mehr; es ist indeß möglich, daß sie bald nach der ersten statt gefunden hat, wenn der Prinz sie nicht mit der gleich zu erwähnenden des Dr. Ahlmann verwechselt hat, von der er nichts sagt.

der Prinz und Graf Reventlou zugegen seien, daß zwischen ihnen, Bargum und ihm selbst über Einsetzung einer Regierung verhandelt werde, daß indeß definitiv nichts ohne uns werde abgemacht werden und daß er selbst später aufs Rathhaus kommen werde. Es dauerte indeß noch geraume Zeit bis dies geschah.

Endlich — es mochte bereits gegen 10 Uhr sein — erschien Beseler auf dem Rathhause. Er theilte mit, daß auch Graf Reventlou und der Prinz bei Bargum versammelt seien, und daß man sich in erster Linie über eine Provisorische Regierung, bestehend aus ihm selbst, dem genannten Grafen, dem Prinzen und dem Advokaten Bargum geeinigt habe. Ein allgemeines Murren des Mißfallens folgte dieser Mittheilung. Namentlich gegen Bargum gab sich die allgemeinste und entschiedenste Abneigung kund; man ließ seinen advokatischen Talenten alle Gerechtigkeit widerfahren, aber Niemand traute ihm einen festen politischen Charakter und eine selbstverleugnende Hingabe an das Gemeinwohl zu, wie es das erste Erforderniß für die Theilnahme an einer Regierung sein mußte, welche in stürmischer und bewegter Zeit das Steuer des Landes führen sollte. Bargum ward auf dem Rathhause einstimmig verworfen und die spätere Zeit, nach der Dänischen Reoccupation, hat gezeigt, daß wir uns schon damals in diesem Charakter nicht geirrt hatten. Die Theilnahme des Grafen Reventlou an der Regierung fand keinen Widerspruch; wenn wir uns auch nicht verhehlten, daß sein politischer Standpunkt durch eine tiefe Kluft von dem unsrigen geschieden sei, so stand er doch sonst in allgemeiner Achtung und in der Regierung repräsentirte er ein mächtiges und einflußreiches Element, welches man von der Bewegung nicht füglich ausschließen konnte, die Schleswig-Holsteinische Aristokratie. Ebenso wenig Widerspruch erfuhr Beseler; sein politisches Renommée war damals so fest begründet, daß seine Theilnahme an einer Provisorischen Regierung als selbstverständlich galt, wenn gleich sein Benehmen an dem heutigen Abend uns nicht gerade gefallen hatte. Desto mehr Gegner fand der Prinz. Sein schroffer politischer Charakter, sein Mangel an Bildung, seine Unverträglichkeit, seine oftmals an Rohheit grenzende Brüskerie fanden eine scharfe Beleuchtung. Dagegen ward von anderer Seite hervorgehoben — namentlich war es Sammer, der sich des Prinzen eifrig annahm — daß derselbe als militärischer Führer unentbehrlich sei, daß er viel bei den Soldaten gelte, daß das Beispiel eines so hochgestellten Mannes, der seit seiner Bekleidung der Statthalterwürde bei den Schles-

wig-Holsteinischen Truppen in gutem Andenken stehe, unwiderstehlich hinreißend wirken würde. — Gut, ward erwidert, dann möge man ihn zum Höchst-Commandirenden der Armee ernennen, nicht aber zum Mitglied der Regierung. Zudem, wie wolle der Prinz zwei Chargen vereinigen, von denen die eine, die des Oberfeldherrn, seine Anwesenheit im Felde vor dem Feinde, die andere, die Mitgliedschaft eines Regierungs-Collegiums, seine Gegenwart am Sitz der Regierung erheische? Entweder das eine oder das andere Amt werde bei dieser Vereinigung zu kurz kommen. — Aber alle diese, wie sich später erwies, wohlbegründeten Einwendungen wurden niedergeschlagen durch die kategorische Erklärung: wenn der Prinz nicht in die Regierung komme, so wolle er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Da auch Beseler, der, wie wir wußten, keineswegs zu den Freunden des Prinzen gehörte, so ward der Widerspruch endlich aufgegeben, vorausgesetzt, daß die Zulassung des Prinzen durch eine hinlänglich starke Repräsentation unserer Partei in der Regierung ausgeglichen werde.

Mehr noch als ein paar der uns mitgetheilten Namen hatte uns das Stillschweigen über ein paar andere verletzt, die nach unserer Ansicht in der Provisorischen Regierung nicht fehlen durften. Ich meine Olshausen und Claussen. Sollten wir zugeben, daß sie bei Seite geschoben wurden, weil sie zufällig abwesend waren? Hatten sie sich nicht gerade dadurch, daß sie sich für das Wohl des Landes einer gefährlichen Mission unterzogen hatten, doppelten Anspruch auf unsern Dank? So forderten wir denn, daß für Beide ein paar Stellen in der neu zu bildenden Regierung offen gehalten würden. Aber da zeigte sich die Schwierigkeit. Wer stand uns dafür, daß sie überall zurückkehrten, daß nicht die ganze Deputation als Gefangene dort behalten wurde? Und namentlich, wenn es bekannt ward, daß Olshausen und Claussen mit in die Provisorische Regierung gewählt seien, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Dänen sie nicht wieder fortließen. Wie hätte es aber verschwiegen bleiben sollen, wo Alles öffentlich verhandelt ward und verhandelt werden mußte? Zudem erklärte uns Beseler, daß Graf Reventlou und der Prinz mit Claussen, dessen rücksichtslose Schärfe ihnen namentlich zuwider war, nicht zusammen in der Regierung würden sein wollen. Einer von uns schlug dann eine Trias, bestehend aus Beseler, Graf Reventlou und Olshausen für die eigentliche Regierung vor, mit Claussen als Minister und dem Prinzen als Oberfeldherrn. Aber abgesehen davon, daß dem Letzteren

diese Stellung nicht genügte, wäre diese Combination der disparatesten Elemente in der Praxis gewiß auf die größesten Schwierigkeiten gestoßen. Hinsichtlich Olshausens sprach sich Beseler dahin aus, daß seine Aufnahme in die Regierung sich, wenn er zurückkehre, hoffentlich werde machen lassen; bestimmte Verpflichtungen glaubte er indeß auch für Olshausen nicht übernehmen zu können, und ich habe bereits die Gründe angeführt, aus denen es für den Betreffenden selbst gefährlich hätte werden können, hätten wir hier ein bestimmtes Engagement urgirt. — Der Hauptfehler war immer der, daß beide Männer, Olshausen und Claussen, nicht da waren, und daß wir auch nicht wußten, ob und wann sie da sein würden, während mit der Einsetzung der Regierung keinen Augenblick gezögert werden durfte. Wären sie zugegen gewesen, so wären sie ohne Zweifel auch in die Regierung gekommen, denn unsere Partei war zahlreich und gut organisirt.

Da es wünschenswerth sein mußte, daß auch der tüchtige und betriebsame Handelsstand der Herzogthümer in der Regierung durch wenigstens einen Repräsentanten vertreten war, so hatte sich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit auf den Consul Schmidt gerichtet, der an den Vorbereitungen dieses Abends einen regen Antheil genommen hatte und zudem als Oberst der Kieler Bürgerwehr bereits eine einflußreiche Stellung behauptete. Er hatte der Rathhausversammlung bis dahin präsidirt, und als er in Vorschlag gebracht ward, ward er, soviel ich mich entsinne, bei uns ohne Gegenrede acceptirt und auch bei der Bargum'schen Versammlung scheint er auf keine erheblichen Einwendungen gestoßen zu sein, als er Beseler später dorthin begleitete. In Altona soll man sich in der Folge durch diese Wahl verletzt gefühlt haben, indem man betonte, daß der Vertreter des merkantilisch-finanziellen Elements wohl hätte aus den großen Kaufleuten der bedeutendsten Handelsstadt des Landes genommen werden sollen. So richtig dies auch an sich sein mag, so bedachte man dabei doch nicht, daß Alles in höchster Eile ging und gehen mußte, und daß man, weil sofort gehandelt werden sollte, die Regierung aus den anwesenden Persönlichkeiten möglichst completiren mußte. Der elektrische Telegraph existirte noch nicht; Zeit zu langen Verhandlungen nach Altona hin war nicht; man hätte es höchstens vorbehalten können, einen der dortigen bedeutenderen Kaufleute aufzufordern. Allein man war ohnehin schon genöthigt, die Ernennung eines Abwesenden vorzunehmen, ohne daß man seine Einwilligung hatte. Beseler meinte nämlich,

daß es zweckmäßig sein würde, wenn auch ein Nord-Schleswiger zum Regierungsmitglied gewählt würde, damit auch jener Landestheil einen Repräsentanten seiner Interessen in der höchsten Behörde habe. Beseler schlug dafür den (nicht anwesenden) Advokaten Bremer aus Flensburg vor. Niemand von uns kannte diesen Mann näher; er ward auf Beselers Empfehlung acceptirt, da die Rücksicht auf Nord-Schleswig, wo es manche zweifelhafte Elemente gab, in der That nicht von der Hand zu weisen war. Freilich glaube ich, daß eine bessere Wahl hätte getroffen werden können. Bremer war, wie sich später herausstellte, eine sehr unbedeutende Persönlichkeit und dazu sehr conservativ, so daß er eher einen Hemmschuh als einen Hebel durchgreifender und entscheidender Maßnahmen im Sinne des Fortschritts bildete.

Ehe Beseler uns verließ, um den Herren bei Bargum die Resultate seiner Verhandlung mit uns vorzulegen, erhielten wir noch die Zusage, daß die definitive Installation der Regierung auf dem Rathhause erfolgen solle, und daß namentlich eine zu erlassende Proklamation uns werde vorgelegt werden. Auch unser bisheriger Vorsitzender, der Consul Schmidt, begab sich nunmehr zu Bargum. Aber es verging eine Viertelstunde nach der andern und die Herren kamen nicht zurück, ließen auch sonst nichts von sich hören. Wir wußten nicht, was wir denken sollten; war die Vereinbarung, wie sie in ihren Grundzügen bei Beselers Anwesenheit auf dem Rathhause festgestellt war, von den bei Bargum zurückgebliebenen Vertretern des conservativen Princips nicht genehmigt? Wollte man dennoch schließlich ohne uns vorgehen? Wir mußten Gewißheit haben. Dazu kam, daß die Massen, welche auf dem Markt vor dem Rathhause, in den angrenzenden Straßen und dem Lokale des Bürgervereins ab und zu wogten, begannen unruhig zu werden. Man bedenke: seit 6 oder 7 Uhr Abends war Alles in Bewegung und auf den Beinen gewesen; von Stunde zu Stunde hatte man ein Resultat der Verhandlungen erwartet, die, wie man wußte, zwischen dem Rathhause und den bei Bargum Versammelten gepflogen wurden. Nun war es bereits nach Mitternacht; die fieberhafte Aufregung der Massen war aufs Höchste gestiegen: es mußte endlich zu einem Ende kommen. Wir entsandten also abermals den Dr. Ahlmann zu Bargum, die Sachlage vorzustellen und zu erklären, daß bei längerer Zögerung von jener Seite wir genöthigt sein würden, unsererseits die Provisorische Regierung zu proklamiren. Dr. Ahlmann wandte sich wieder speciell an Beseler, dem er unter vier

Augen die äußerste Dringlichkeit der Sache vorstellte. Dies wirkte, und nicht lange darauf erschienen die Herren auf dem Rathhause.

Hier nahm Beseler zuerst das Wort, gab ein kurzes Resumé der Ereignisse, welche uns zu außerordentlichen Maßnahmen nöthigten, theilte mit, daß der Prinz, Graf Reventlou, Consul Schmidt und er selbst sich darüber geeinigt hätten, provisorisch die Regierung zu übernehmen, daß an den Advokaten Bremer in Flensburg die Aufforderung werde gerichtet werden, noch beizutreten, und verlas schließlich die Proklamation, mit welcher die Provisorische Regierung sich installiren wolle. Dies Aktenstück, welches man fast in allen Darstellungen jener Begebenheiten ausführlich mitgetheilt findet, war in einem sehr nüchternen Ton gehalten und verrieth stellenweise durch den gewundenen und unklaren Stil, daß verschiedene Verfasser daran gearbeitet und ihre Ideen hineinzubringen versucht hatten.*) Das Auftreten der Provisorischen Regierung wird motivirt durch die Unfreiheit des Landesherrn, der durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen. Dem entsprechend verheißt die Proklamation, die Regierung werde im Namen des angestammten Herzogs zur Aufrechthaltung seiner Rechte wie der Rechte des Landes geführt werden. Dies ist denn auch später immer die officielle Version in den Herzogthümern geblieben, als man sehr wohl wußte, daß von einer Unfreiheit des Königs-Herzogs nicht mehr die Rede sein könne, und daß er nach eigener Neigung auf die aggressiven Tendenzen der Dänischen Partei einging. Die Provisorische Regierung versprach in ihrer Proklamation die übernommene Gewalt zurückzugeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein werde (!) oder wenn von der demnächst einzuberufenden vereinigten Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Angelegenheiten beauftragt werden sollten. Das Freiheitsstreben der Zeit, welches damals einen so wichtigen Faktor der Bewegung bildete, war mit dem kurzen Satz abgefunden: „Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen." — Schon dies wenige war dem Prinzen zuviel gewesen; er hatte indeß end-

*) Nach den Mittheilungen des Prinzen hätten Beseler und Graf Reventlou die Proklamation entworfen, während er mit militärischen Vorbereitungen beschäftigt gewesen. Sonst schrieb man auch dem Professor Droysen einen hervorragenden Antheil an der Abfassung der Proklamation zu.

lich nachgegeben, da Beseler behauptet habe, dies müsse „der Leute auf dem Rathhause halber“ bleiben und auch „um den Enthusiasmus in Deutschland für die Herzogthümer rege zu erhalten“. Den Schluß der Proklamation bildete die Aufforderung an alle „wohlgesinnten Einwohner des Landes“, sich mit der neuen Regierung zu vereinigen, und durch „Festigkeit und Ordnung dem Deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes zu geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfülle“. —

Ein kühles Stillschweigen der Enttäuschung folgte auf die Verlesung der Proklamation. Dann als durch eine Wendung, deren ich mich nicht mehr genau entsinne, unsere Versammlung zur Beistimmung aufgefordert ward, trat der Advokat Hedde vor, und erklärte mit beredten Worten, daß die eben gehörte Proklamation uns durchaus nicht befriedige. Was solle die Halbheit mit dem unfreien Herzog? Wolle man sich etwa die Incorporation Schleswigs durch Dänemark und sonstige Uebergriffe gefallen lassen, wenn sie vom freien König-Herzog verfügt würden? Wir müßten unser gutes Recht zum Ausgangspunkt nehmen und nicht die Unfreiheit des Fürsten. Zudem sei in der Proklamation nichts gesagt von dem, was jetzt überall in Deutschland gefordert und gewährt würde, nichts von Preß- und Vereinsfreiheit, nichts von Versammlungsrecht und Wehrbarmachung des Volks, nichts von der Ersetzung der veralteten ständischen Volksvertretung durch ein zeitgemäßes Repräsentationssystem, nichts endlich von der Betheiligung an einem Deutschen Parlament. Statt diese Punkte bestimmt und ausdrücklich in der Proklamation zu erwähnen, habe man uns mit der allgemein gehaltenen und vieldeutigen Phrase von dem Anschluß an die Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands abgespeist. Was verstehe man darunter? Darüber müsse erst Klarheit herrschen, ehe wir unsere Zustimmung geben könnten. Nach Hedde, der leidenschaftlich erregt, aber gut gesprochen hatte, nahm, wenn ich nicht irre, Stein noch das Wort und hob hervor, daß die nationale Bedeutung unserer Erhebung in der Proklamation durchaus nicht mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben sei. Während der Prinz die Redner mit den Blicken souveräner Verachtung maß und man ihm den Widerwillen, sich nun doch mit den Demagogen des Rathhauses eingelassen zu haben, recht deutlich ansah, — während die anderen Mitglieder der Provisorischen Regierung verlegen schwiegen: da war es der Graf Reventlou, dessen besonnenes und taktvolles Eingreifen der Situation

eine andere Wendung gab. Sei es, daß sein Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl ihm unsere Forderungen als wenigstens theilweise berechtigt erschienen ließ, oder, daß er mit richtigem Takt begriff, wie im jetzigen Augenblick vor Allem Einigkeit und Versöhnung der Partei-Gegensätze erstrebt werden müsse: er sprach durchaus im versöhnlichen Sinn. Zwar vertheidigte er im Allgemeinen die Proklamation und ihre Auffassung. Er machte sein Bleiben in der Regierung davon abhängig, daß die gewählte Fassung erhalten bleibe. Die Regierung müsse im Namen des Königs handeln, der, wie die Kopenhagener Ereignisse lehrten, faktisch unfrei sei; er habe die Ueberzeugung, daß der König, wenn er frei sei, für uns sein würde. Was dann aber die anderen Forderungen, Preßfreiheit u. s. w. anbetrifft, so sei ihre Gewährung in einer Zeit wie die gegenwärtige selbstverständlich und er verbürge sich dafür, daß sie erfolgen werde. Zugleich hob er nachdrücklich die nationale Seite unserer Erhebung hervor, welche ihrer Natur nach gar nicht anders vor sich gehen könne, als im engsten Anschluß an die große gleichzeitige Bewegung des ganzen Deutschen Vaterlands. Graf Reventlou sprach warm und eindringlich und als er uns schließlich aufforderte, ihm nunmehr durch Handschlag unsere Zustimmung auszusprechen, da geschah dies ohne weiteren Widerspruch.*)

Als auf dem Rathhause die Sache geordnet war, begleiteten wir die Provisorische Regierung vor die Thür, wo die Menge in athemloser Spannung der Dinge harrte, die da kommen sollten. Beseler verlas hier noch einmal die Proklamation; ein dreifaches Hurrah! aus mehreren tausend Kehlen begrüßte die neue Regierung; Militär und Bürgerwehr, Turner und Studenten stellten sich ihr zur Disposition und der zweite Akt der Schleswig-Holsteinischen Erhebung — der erste war der Tag von Rendsburg gewesen — war zu Ende.

Das ist die Geschichte dieser Nacht, die ich noch nirgends nur einiger-

*) Der Inhalt der Rede des Grafen Reventlou ist vom Prinzen in seinen Aufzeichnungen (p. 58) nur sehr einseitig und verstümmelt wiedergegeben, indem er alle freisinnigen und nationalen Aeußerungen Reventlous fortgelassen hat, um ihn auf Grund dieser Auslassung der später bewiesenen Schwäche und des Wankelmuths beschuldigen zu können. Dafür, daß Graf Reventlou noch etwas Anderes gesagt hat, als was der Prinz ihn sagen läßt, spricht schon der faktische Erfolg seiner Rede, indem wir durch die entgegenkommenden und versöhnlichen Erläuterungen des Grafen bewogen wurden, von aller weiteren Opposition abzustehen.

maßen genügend dargestellt gefunden habe.*) Es erhellt aus der obigen Darstellung, daß die Bildung der Provisorischen Regierung keineswegs so leicht und glatt vor sich ging, als es nach bekannten Darstellungen den Anschein haben könnte. So sagt der Verfasser der Schleswig-Holsteinischen Denkwürdigkeiten „die Provisorische Regierung war das Werk eines Augenblicks!“ und auch die Darstellung des neuesten Geschichtsschreibers der Schleswig-Holsteinischen Bewegung **) giebt dem Leser keine Ahnung von den Geburtswehen, aus denen die Provisorische Regierung ins Leben trat. Daß sie überall ins Leben treten konnte, das hatte seinen Grund darin, daß der Haß gegen die Dänische Unterdrückung und der Wille, das Joch abzuwerfen, stärker waren, als alle politischen Parteiunterschiede; Alle fühlten, daß Einigkeit dem äußern Feinde gegenüber das erste Bedürfniß sei, und so entsprang die Provisorische Regierung einem Compromiß, indem alle Parteien etwas von ihren Ansprüchen aufgaben, am meisten die Fortschritts-Partei, die sich durch die Abwesenheit ihrer Führer am ungünstigsten gestellt sah.

Weiter erhellt aus meiner obigen Darstellung die Abgeschmacktheit der Dänischen Auffassung, welche in den Ereignissen jener Nacht den Ausbruch einer Augustenburgischen Verschwörung erblickt. Die Augustenburger folgten nur der allgemeinen Strömung und hatten sogar Mühe,

---

*) Ich habe mit meinen Erinnerungen die Berichte auch anderer Theilnehmer der Ereignisse verglichen. Bei der Darstellung machte ich freilich die Erfahrung, wie schwierig es oft ist, bei combinirten Hergängen die Zeitfolge des Einzelnen genau zu constatiren, namentlich wenn bereits längere Zeit seit dem Ereigniß verflossen ist. Es ergeben sich da oft auch unter Augenzeugen Differenzen, die nicht gut auszugleichen sind. So setzt eine mir vorliegende schriftliche Mittheilung eines Mannes, der einen hervorragenden Antheil an den Verhandlungen jenes Abends genommen hat, die Sendung Steins zu Bargum erst nach der Anwesenheit Beselers auf dem Rathhause, und den Conflict zwischen Stein und Samwer erst an das Ende des Ganzen, als die Provisorische Regierung bereits auf dem Rathhause gegenwärtig war und Hedde und Stein gesprochen hatten. Ich habe indeß geglaubt, hier meiner Erinnerung folgen zu dürfen, in dem ersteren Punkt um so mehr, als auch der Prinz die erste Ankunft Steins bei Bargum bald nach seiner Ankunft in Kiel und eine zweite wenigstens auch noch vor der Anwesenheit Beselers auf dem Rathhause statt finden läßt. — Ich gebe die Möglichkeit zu, daß ich namentlich in Betreff der Aufeinanderfolge des Einzelnen hier und da geirrt habe; es sind 15 Jahre seit den geschilderten Ereignissen verflossen; das Wesentliche des Verlaufs und die entscheidenden Momente glaube ich richtig und getreu wiedergegeben zu haben.

**) Graf Adelbert Baudissin, Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Krieges. Hannover 1862.

sich einen Platz neben Anderen in der Regierung zu sichern. Das Gegenstück zu der Dänischen Auffassung bildet die von ultra-radikaler Seite aufgestellte Behauptung, daß der verfrühte Losbruch in Kiel am 23. März das Resultat einer Conspiration der conservativ-aristokratischen Partei gewesen, um die abwesenden Führer der demokratischen Partei von der Regierung auszuschließen; es habe durchaus keine Nothwendigkeit vorgelegen, vor der Rückkehr der Deputation loszuschlagen. Eine solche Ansicht konnte nur von Leuten aufgestellt werden, welche die Ereignisse nicht mit erlebt hatten. Wenn es eine abgekartete Intrigue war, so wäre es schwerlich nöthig gewesen, Graf Reventlou und den Prinzen erst durch expresse Boten von ihren einige Meilen entfernten Wohnsitzen nach Kiel zu bescheiden, ganz abgesehen von allen andern in den Personen liegenden Unwahrscheinlichkeiten einer solchen Aufnahme. Zudem weiß Jeder, welcher jene Nacht mit erlebt hat, daß auch in der Fortschritts-Partei, so sehr man auch die Abwesenheit der Führer beklagte, doch durchaus kein Zweifel darüber bestand, daß sofort mit Einsetzung einer Provisorischen Regierung und Sicherung Rendsburgs vorgegangen werden müsse, und daß eine Zögerung bis zu der gänzlich unbestimmten Rückkehr unserer Deputation Allen als vollständig unzulässig erschien.

Ein drittes Seitenstück zu den obigen Extravaganzen hat neuerdings der Prinz von Noer in seinen Aufzeichnungen geliefert. Nach seiner Darstellung (p. 55) wollte die Rathhausversammlung die Republik proklamiren, und das Verdienst, dies verhindert zu haben, nimmt er für sich in Anspruch. Er meint hierfür den besondern Dank der Deutschen Fürsten verdient zu haben und in Anspruch nehmen zu können, beklagt sich aber bitter, daß sie ihm seine in diesem Punkt geleisteten Dienste mit Undank gelohnt haben. — Hoffentlich hat der Prinz noch andere bessere Ansprüche auf den Dank seiner fürstlichen Vettern; diesen, den er hier sich selbst vindicirt, bedaure ich ihm als eine Illusion zerstören zu müssen. Ich bin ziemlich genau mit den Ideen und Absichten der Rathhausversammlung bekannt gewesen; aber von der angeblich beabsichtigten Proklamation der Republik ist mir nie etwas bekannt geworden. Ich kann dies um so eher versichern, als ich die Idee einer Republik dort im Norden der Elbe gar nicht für etwas so Schlimmes halte: die Schleswig-Holsteiner haben in einer Zeit von beinahe drei Jahren gezeigt, daß sie mit Mäßigung und Besonnenheit sich selbst zu regieren verstehen und das ist das erste und hauptsächlichste Erforderniß zu einer Republik. Wenn es irgendwo in

Deutschland Republikaner giebt, so sind sie dort im Norden der Elbe zu finden. Handelt es sich aber um die einfache historische Beantwortung der Frage, welches damals am 23. März die Absichten unserer Partei waren, so kann ich nur sagen, daß sie nicht auf Errichtung einer Republik gingen. Das Ziel, was uns für Schleswig-Holstein damals vorschwebte, war eine unabhängige, lediglich durch Personal-Union mit Dänemark verknüpfte Stellung, etwa wie Norwegen sie zu Schweden einnimmt, dabei engerer Anschluß an Deutschland, und im eigenen Innern eine Verfassung begründet auf freisinnigen und zeitgemäßen Institutionen, wie sie damals überall gefordert wurden, endlich zur Herbeiführung jenes Ziels durch Kampf nach außen und durch Reformen im Innern, die Einsetzung einer freisinnigen und thatkräftigen Provisorischen Regierung. Das waren in aller Kürze damals unsere Absichten; was der Prinz als solche bezeichnet hat, ist ein Mährchen.

Es mochte in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr sein, als ich vom Rathhause in meine Wohnung zurückkehrte. Ich schrieb noch einen kurzen Bericht für die Weserzeitung, für die ich damals correspondirte, und warf mich dann ermüdet aufs Bett. Nur wenige Stunden mochte ich geschlafen haben, da weckte mich der General-Marsch der Bürgerwehr. Ich kleidete mich in aller Eile an, ergriff Gewehr und Säbel und lief nach unserm Sammelplatz, von wo wir sofort nach dem Hafen dirigirt wurden, da dort ein Dampfschiff in Sicht sei. Ich erinnere daran, daß man damals fürchten mußte, die Dänen würden Truppen zur See nach Eckernförde und Kiel schicken, um sie von dort nach Rendsburg zu werfen und sich diese wichtige Festung zu sichern. Der Dampfer hatte indeß kein Militär an Bord; es war, wenn ich mich recht entsinne, der Dampfer Christian VIII., welcher den Verkehr zwischen Kiel und Kopenhagen bis dahin vermittelt hatte. Der Capitän Sommer, ein guter Däne, war nicht wenig überrascht, den ganzen Hafen-Quai von Bewaffneten besetzt zu finden; die Bayonnette funkelten im Glanz der Morgensonne und darüber wehte die Deutsche Fahne. So rasch hatte man in Kopenhagen die Entwicklung nicht erwartet; man hatte das Dampfschiff in Kopenhagen einen Tag zurückgehalten, um die Kopenhagener Nachrichten nicht zu früh nach Kiel gelangen zu lassen. Wir waren sehr gespannt auf Nachrichten von unserer Deputation, konnten aber nichts Bestimmtes darüber erfahren.

Während am Quai das Dampfschiff anlandete, setzte sich vom Bahnhofe die gegen Rendsburg gerichtete Expedition in Bewegung. In der

Frühe, bei Tagesanbruch, war die Provisorische Regierung noch einmal unter Glockengeläut vom Rathhause proklamirt; dann hatten sich der Prinz und Beseler an die Spitze des Rendsburger Expeditionscorps gestellt. Dasselbe war klein genug, etwa 250 Jäger der bisherigen Kieler Garnison und ungefähr 50 Freiwillige aus Kiel; das etwa drittehalb hundert Mann starke Bürger- und Studentencorps, welches die Expedition auch hatte mitmachen wollen, hatte sich durch ein Mißverständniß bei Austheilung der Munition verspätet, und konnte erst mit einem spätern Zuge nachgeführt werden. Trotz der kleinen Zahl, welche nach Rendsburg ging, zweifelte indeß Niemand an dem Gelingen der Unternehmung. Der Prinz hat freilich, um sein Verdienst bei der Sache zu erhöhen, den Zug als sehr gefährlich dargestellt und schreibt, es sei Zehn gegen Eins zu wetten gewesen, daß sie Alle massakrirt werden würden.*) Ich glaube, man kann das Verdienst des Prinzen bei diesem Zuge anerkennen, auch ohne zu Uebertreibungen der Gefahren desselben seine Zuflucht zu nehmen. Ich weiß wenigstens Niemand, der damals jene Auffassung des Prinzen getheilt hätte; unter uns Allen galt es als selbstverständlich, daß Rendsburg mit leichter Mühe werde genommen werden, sobald sich nur ein paar Männer von Ansehn und Einfluß an der Spitze einer, wenn auch nur kleinen bewaffneten Macht dort zeigten. Unsere Annahme gründete sich auf die Wahrnehmungen, die wir vor wenigen Tagen persönlich in Rendsburg gemacht hatten, wo freilich der Prinz damals nicht gewesen war. Dazu waren jetzt die Führer der Bewegung in Rendsburg durch eine geheime Botschaft von den nächtlichen Vorgängen in Kiel unterrichtet und instruirt, die Bürgerschaft, die am Abend zuvor bereits theilweise bewaffent war, für die am nächsten Morgen bevorstehende Ankunft der Kieler in Bereitschaft zu setzen. Zugleich war Vorsorge getroffen, daß keine andere etwa an die Dänischen Militärbehörden adressirte Nachricht vor dem entscheidenden Augenblick von Kiel nach Rendsburg gelangen konnte. Da die Dänischen Officiere völlig in Unwissenheit über das Geschehene und die Rendsburger Bürger im Einverständniß waren, so hätte es ein besonderes Mißgeschick sein müssen, wenn der Zug nicht unangefochten bis mitten in die Stadt gelangte. Das sofortige Läuten der Feuerglocken war gewiß eine sehr zweckmäßige Maßregel, um die Dänen zu verwirren; aber der Erfolg wäre immer noch zweifelhaft

*) Aufzeichnungen p. 71.

gewesen, wenn die Garnison von Rendsburg fest geblieben wäre. Aber es zeigte sich jetzt deutlich, was sich schon am 18. unzweifelhaft verrathen hatte: die Truppen waren innerlich bereits abgefallen von den Dänen, und ergriffen nun mit Freuden die Gelegenheit, den Abfall auch äußerlich zu vollziehen. So ist die Einnahme Rendsburgs neben der, wie ich gern anerkenne, geschickten Oberleitung des Prinzen eben so sehr der thätigen Betheiligung der Rendsburger Bürger und dem im entscheidenden Augenblick über die starre Disciplin triumphirenden lebendigen Nationalgefühl der Truppen zu danken.

Als sich bald nach Mittag in Kiel die Nachricht verbreitete, daß Rendsburg in der Gewalt der Unsrigen sei, machte diese Kunde kaum irgend welche Sensation: man hatte diesen Ausgang mit Sicherheit erwartet. Noch vergingen ein paar Tage in Unsicherheit und Spannung, weil man von der See her die Ankunft Dänischer Kriegsschiffe und Truppen fürchtete. Am Sonntag den 20. ward wieder ein Dampfschiff signalisirt; abermals ward Alles, was damals in Kiel an Bewaffneten noch vorhanden war, nach dem Hafen beordert. Statt der gefürchteten Dänischen Gäste, brachte uns indeß dieser Dampfer unsere Deputation zurück, die wir bereits fast aufgegeben hatten, zudem eine Menge Deutscher Beamten, welche bis dahin in den Bureaus der sogenannten Schleswig-Holsteinischen Kanzelei und der General-Zollkammer in Kopenhagen gearbeitet hatten, nun aber in Folge der dortigen Revolution ihre Stellungen verlassen hatten, um nach den Herzogthümern zurück zu kehren. Unsere Deputation, die auch von den Dingen, die hier inzwischen passirt waren, noch nichts wußte, ward namentlich mit Jubelruf begrüßt. Eine zahllose Menge begleitete sie bis auf den Markt, wo sie einen kurzen Bericht über ihre Erlebnisse in Kopenhagen erstattete. Die Deputirten hatten natürlich nichts ausgerichtet; die Antwort, welche ihnen der König und das neue Eiderdänische Ministerium gegeben, war die Incorporation Schleswigs in Dänemark gewesen, während man Holstein allerlei Zugeständnisse gewähren wollte. Wo sie sich öffentlich zu zeigen gewagt hatten, waren sie von wüthenden Volksmassen insultirt. Nur die Dazwischenkunft einiger namhafter Dänischer Männer, wie des Consul Hoge, hatte sie vor noch Schlimmerem bewahrt. Doch hatten sie sich dem gegenüber auf Ehrenwort verpflichten müssen, keinen Fluchtversuch zu machen, und waren so die ganze Zeit in Kopenhagen von der Außenwelt abgesperrte Gefangene gewesen. Eine Zeit lang war davon die Rede gewesen, sie,

namentlich Olshausen, als Geißeln für die Ruhe der Herzogthümer dort zu behalten. Und als man endlich, das Unwürdige und Nutzlose solches Verfahrens einsehend, beschloß sie freizugeben, wurden sie heimlich und ohne Aufsehn an Bord des Dampfers gebracht.

Die Deputation begab sich sofort nach Rendsburg, um dort der Provisorischen Regierung Bericht zu erstatten. Hier ward denn auf Beselers Betrieb Olshausen in die Provisorische Regierung aufgenommen, zum großen Mißvergnügen des Prinzen. In seinen Aufzeichnungen macht er sich und Graf Reventlou Vorwürfe, der Aufnahme Olshausens in die Regierung nachgegeben zu haben. Er meint, wenn Olshausen nicht in die Regierung aufgenommen wäre, so würde die Schleswig-Holsteinische Sache von den Höfen und Diplomaten mit viel günstigeren Augen angesehen sein. Gewisse „angesehene Diplomaten" hätten sich in diesem Sinne gegen Graf Reventlou geäußert, dem es nun zum Vorwurf gemacht wird, daß er darüber geschwiegen habe. Ich will hier nicht wiederholen, was der Prinz an einer andern Stelle seiner Schrift über die Diplomaten und ihren Werth äußert. Nur daran will ich erinnern, daß sogar das allem Demokratischen, Revolutionären sonst am meisten abgeneigte Kabinet, das Russische unter Kaiser Nicolaus, sich durchaus nicht genirte, Hand in Hand mit der Dänischen aus der März-Revolution hervorgegangenen Regierung zu gehen, welche einen viel entschiedener freisinnigen Charakter hatte, als die Schleswig-Holsteinische Provisorische Regierung auch nach Olshausens Beitritt. Es waren eben andere Gründe, welche die großen Kabinette der Schleswig-Holsteinischen Sache feindlich stimmten, als conservative oder legitimistische Neigungen. Es waren eigennützige, deutschfeindliche Interessen, welche die Haltung Rußlands, Englands und Frankreichs in dieser Sache bestimmten. Daß sie eine andere gewesen wäre, wenn Olshausen etwa nicht in die Provisorische Regierung gekommen wäre, ist eine Illusion, die sich seltsam ausnimmt bei einem Manne, der wie der Prinz die wahren Triebfedern namentlich des Kaisers Nicolaus so scharf und treffend gewürdigt hat.

VI.

In den letzten Tagen des März hatten die Dänen, welche den Krieg von langer Zeit her vorbereitet hatten, die Insel Alsen besetzt und waren von Norden über die Königsau in Schleswig eingerückt. Die Gefahr einer Landung in Kiel war, seit Rendsburg und die kleine am Eingang der Kieler Bucht gelegene Festung Friedrichsort sich in unserer Gewalt befand, in den Hintergrund getreten. So konnte von der jüngeren waffenfähigen Mannschaft noch eine Anzahl für den Felddienst mobil gemacht werden. Das Turner- und Studenten-Corps war bereits am 24. nach Rendsburg abgegangen und von dort nach wenigen Tagen mit den Kieler Jägern, den sogenannten Lauenburgern, und einigen Infanteriebataillonen nach dem Norden entsandt, wo sie bei Flensburg Position genommen hatten.

Wir beschlossen in Kiel noch eine Freiwilligen-Compagnie zu bilden; eine Anzahl Studenten, welche noch zurückgeblieben war, außerdem jüngere Kieler Bürger aus allen Ständen traten in dieselbe ein. Zum Führer ward der Rechts-Candidat Rabe gewählt, ein tüchtiger und entschlossener junger Mann, der wenige Wochen später Gelegenheit hatte, sich bei einem Ueberfall Dänischer Vorposten unter Führung des Bairischen Lieutenants Aldosser durch Umsicht und persönlichen Muth auszuzeichnen. Die Compagnie war in Rotten zu 12 Mann eingetheilt; eine jede hatte ihren Rottenführer; als einer derselben ward ich gewählt.

An einem der letzten Tage des März ging unsere Compagnie nach Rendsburg ab und stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung. In Rendsburg war es damals von Freiwilligen und in der Bildung begriffenen Truppen überfüllt; ich wurde mit ein paar Leuten meiner Rotte in einem Keller, nicht gerade sehr comfortable, einquartiert. Aber die Bewohner des Kellers thaten, was in ihren Kräften war, um uns zufrieden zu stellen, und da wir uns für unser eigenes Geld beköstigten, so verursachten wir ihnen wenig Kosten. Gewehre empfingen wir aus den Rendsburger Waffendepots, dazu Mäntel und Tornister; sonst ging Jeder in seinem Civil-Anzuge; als Kopfbedeckung sah man meistens den grauen halbaufgeschlagenen Filzhut mit der Deutschen Cokarde dran, übrigens auch Mützen und andere Arten von Hüten. Unsere Compagnie wurde dem damals in der Bildung begriffenen zweiten Freicorps zuge-

theilt, welches unter den Befehl eines Grafen Rantzau gestellt ward, der, ein geborner Holsteiner, in früheren Jahren, wenn ich nicht irre, Bairischer Officier gewesen war.

Wir standen kurz vor Mittag am 2. April auf dem großen Platz vor dem Regierungsgebäude im Carré aufmarschirt, um ich weiß nicht mehr welchen Ausrüstungsgegenstand noch in Empfang zu nehmen, die Kriegsartikel verlesen zu hören und dann nach Norden auszumarschiren, da ward mir gesagt, daß Olshausen mich zu sprechen wünsche. Ich trat aus den Reihen und er theilte mir mit, daß die Provisorische Regierung mehrere Sendboten an die benachbarten Deutschen Höfe zu schicken beabsichtige, um die schlennige Sendung von Hülfstruppen herbeizuführen, und daß auch ich für eine dieser Missionen in Aussicht genommen sei. Dieser Antrag kam mir sehr unerwartet; ich wäre lieber mit meinen Kameraden gegen den Feind nach Norden marschirt; auch war meine Ausrüstung und Bekleidung lediglich auf die Campagne berechnet, meine sonstige Garderobe und damit die für eine diplomatische Mission nothwendigen Kleidungsstücke befanden sich in Kiel außer meinem Bereich, und Zeit sie von dorther kommen zu lassen, war nicht, da wir bereits nach ein paar Stunden mit dem Nachmittagszuge abreisen sollten. Da mir indeß Olshausen sagte, daß Mangel an geeigneten Persönlichkeiten vorhanden, und daß ich bereits bestimmt designirt sei, zögerte ich nicht, mich bereit zu erklären. Dem Mangel einer geeigneten Garderobe konnte ich auf der Durchreise in Hamburg abhelfen. Gleichzeitig mit mir und zu demselben Zweck war auch der junge Baron Rochus Liliencron aus unserem Corps ausgetreten, den ich von Kiel her kannte, wo er namentlich wegen seines hervorragenden musikalischen Talents ein gern gesehener Gesellschafter war. Nachdem wir unsere Waffen und sonstige uns gelieferte Ausrüstungsgegenstände zurückgegeben und uns bei unsern Führern und Kameraden verabschiedet hatten, gingen wir ins Regierungsgebäude, um das Nähere zu erfahren. Wir trafen dort noch den Geh. Justizrath Michelsen aus Jena, früher in Kiel, der sich der Provisorischen Regierung temporär zur Verfügung gestellt hatte, ferner den Professor Otto Jahn, den bekannten Philologen und Biographen Mozarts, und einen Baron (oder Grafen) Friedrich Moltke, den ich sonst noch nicht gesehen hatte; vielleicht war es dieselbe Persönlichkeit, welche jetzt, nach den Zeitungen, mit der Präsidentur der ausgesonderten Holsteinischen Regierung beauftragt sein soll.

Wir wurden alsbald zu Beseler, dem Präsidenten der Provisorischen Regierung, beschieden, der uns mittheilte, daß wir bestimmt seien, uns sofort an die nächstgelegenen norddeutschen Höfe zu begeben, um die Sendung von Hülfstruppen, wo möglich in kürzester Frist, herbeizuführen. Die Provisorische Regierung verhehlte sich nämlich trotz der äußerlich kund gegebenen Zuversicht durchaus nicht, daß unser kleines Heer den Dänen durchaus nicht gewachsen sei, und sich damals ihnen gegenüber in einer sehr exponirten Stellung befand. Die Dänische Armee war schon im Laufe des März auf den Kriegsfuß gesetzt und mit Officieren und Material reichlich versehen; sie rückte jetzt theils von Alsen, theils von Hadersleben her in einer Stärke von 10—11,000 Mann gegen die bei Flensburg postirten Schleswig-Holsteiner heran, und die Dänische Kriegsmarine unterstützte die Landarmee, theils indem sie Truppenabtheilungen nach einzelnen unbewachten Küstenpunkten überführte, wo sie landeten, um die Aufmerksamkeit der Schleswig-Holsteiner zu theilen, theils indem sie sich, wo es möglich war, auch aktiv am Kampfe betheiligte. Die Streitkräfte, welche die Herzogthümer dem entgegenzusetzen hatten, waren, ganz abgesehen von dem Mangel einer Flotte, an Zahl viel schwächer; beim Ausbruch der Erhebung mochten die Truppen der Herzogthümer kaum 3000 Mann betragen, welche durch Completirung der Bataillone, Einrufung der älteren Jahrgänge und der zwei eilig ins Leben gerufenen Freicorps bis zum 9. April, dem Tage des Gefechs von Bau, auf etwas über 6000 Mann gebracht wurden. Dazu war die Organisation und das Material mangelhaft, weil die Dänen in letzter Zeit Alles absichtlich desorganisirt hatten. Aber das Schlimmste war der Mangel an tüchtigen Officieren; die große Mehrzahl der Officiere hatte bis zum 24. März aus Dänen bestanden; sie waren frei nach Dänemark entlassen, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, nicht gegen die Herzogthümer zu dienen. Aber die Herren hielten es nicht für nöthig, ein den „Insurgenten" gegebenes Ehrenwort zu halten; mehr als funfzig hatten sich in den ersten Tagen des April bereits wieder beim Dänischen Kriegsministerium zum Dienst gemeldet; 16 andere, die ihr Ehrenwort zu geben verweigert hatten, blieben als Kriegsgefangene in den Herzogthümern. Der Ausfall an Officieren war natürlich sehr empfindlich und konnte nicht so rasch ersetzt werden. Man half sich so gut man konnte. Aber es war klar, daß die kleine Schleswig-Holsteinische Armee bei allem patriotischen Eifer der Dänischen in zu vielen Beziehungen nachstand, um nicht für den Ausgang

eines ernstlichen Zusammentreffens die schlimmsten Befürchtungen zu hegen. Man hätte die bis über Flensburg vorgeschobenen Truppen nach Rendsburg zurücknehmen können, um ihre Organisation unter dem Schutz der Festung zu vollenden, aber dann hätte man ganz Schleswig der Rache der Dänen Preis gegeben, und so beschloß die Provisorische Regierung die Armee so lange als möglich bei Flensburg stehen zu lassen und durch dringliche Mahnungen an die benachbarten Höfe bald thunlichst Deutsche Hülfe herbeizuschaffen. Bereits früher waren in Berlin und Hannover Schritte in dieser Richtung gethan, allein da noch immer keine Hülfstruppen gesandt waren und die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen den Dänen und den Unsrigen im Norden immer näher heranrückte, so hatte die Provisorische Regierung beschlossen, durch besondere Missionen die Sache den benachbarten Regierungen abermals recht dringlich ans Herz zu legen. Wir erhielten demgemäß von Beseler außer einer kurzgefaßten Instruction für uns, eine etwas ausführlichere Darlegung der Sachlage, welche für die betreffenden Regierungen bestimmt war, um die höchste Dringlichkeit der Absendung von Hülfstruppen darzuthun. Für Berlin ward Geh. Justizrath Michelsen bestimmt, für Hannover Baron Liliencron, für Braunschweig Graf Moltke, für Oldenburg Professor Jahn und ich für Schwerin.

Ein paar Stunden später saßen wir im Coupé des Eisenbahnzuges, der uns noch denselben Abend nach Hamburg bringen sollte, und ich hatte Zeit, über die sonderbare Laune des Schicksals nachzudenken, welche mich in einem Augenblicke, wo ich einer ernsten Campagne entgegenzugehen geglaubt hatte, von dem Kriegsschauplatze verschlug und mir eine höfisch-diplomatische Mission gab, von der ich mir nichts hatte träumen lassen. Den anderen Herren ging es indeß nicht anders und wir belustigten uns weidlich über unser neugebackenes Diplomatenthum.

Als wir in Altona anlangten, hörten wir dort vom Eisenbahndirector Dietz, daß so eben Preußische Officiere von Berlin eingetroffen seien, welche für die nächsten Tage die Ankunft Preußischer Truppen angemeldet hätten. Damit verlor die Mission nach Berlin eigentlich ihren Gegenstand; der Geh.-Rath Michelsen glaubte indeß zur größeren Sicherheit seine Reise nach Berlin doch ausführen zu müssen. Die Absendung von Truppen war dort wirklich bereits beschlossen und die ersten Preußen trafen am 5. April in Rendsburg ein.

Wir stiegen in Hamburg sämmtlich im Victoria-Hotel ab, um dort

zu übernachten und am andern Tage mit den Frühzügen weiter zu gehen. Ich hatte Mühe, die nothwendigen Ergänzungen meiner Garderobe in der gewünschten Weise auszuführen; denn es war an einem Sonntag Abend und alle Läden waren geschlossen. Dennoch fand ich endlich was ich suchte, in einem der ersten Herren=Kleider=Magazine am Neuen Jungfernstieg, dessen Eigenthümer zufällig zu Hause war.

Am andern Morgen trennten wir uns und ein Jeder eilte seinem Bestimmungsorte zu. Nach einigen Stunden in Schwerin angelangt, machte ich alsbald dem Minister von Lützow meine Aufwartung, welcher damals die Geschicke Mecklenburgs leitete, theilte ihm mein Anliegen mit und ersuchte ihn mir eine Audienz beim Großherzog zu verschaffen. Herr von Lützow versprach sein Bestes, und ein paar Stunden später erhielt ich bereits die gewünschte Audienz. Das neue Schloß war damals noch im Bau begriffen und der Großherzog bewohnte ein ziemlich unscheinbares Haus in der Nähe. Ich ward in ein nicht gerade glänzend ausgestattetes Zimmer geführt und alsbald trat auch der Großherzog ein, damals noch ein sehr junger Mann von etwa 25 Jahren, doch waren die Haare oben auf dem Kopf bereits sehr gelichtet. Seine erste Frage war: „Kommen Sie vom Herzog von Augustenburg?“ — Als ich dies verneinte und erwiderte, daß ich von der Provisorischen Regierung gesandt sei, schien ihn dies wesentlich kühler zu stimmen. Das Wort „Provisorische Regierung“ hatte seit der Französischen Februar=Revolution einen unangenehmen Klang in den Ohren der souveränen Herren; durch eine allerdings begreifliche Ideen=Association knüpften sich daran sofort Vorstellungen von unfreiwilliger Flucht, Entsetzung der Dynastie und Republik. Damit hatte nun freilich unsere Provisorische Regierung nichts zu schaffen, aber es war doch eben auch eine „Provisorische Regierung“. Ich gab dem Großherzog ein kurzes Bild der Lage der Dinge auf dem Kriegstheater, und hob auf Grund derselben schließlich die äußerste Dringlichkeit der Absendung von Hülfstruppen durch die benachbarten Staaten hervor. Der Großherzog äußerte sich zwar im Allgemeinen sehr wohlwollend, glaubte indeß wegen des Abmarsches seiner Truppen keine bestimmten Zusagen ertheilen zu können, und verwies mich wegen des Näheren an seinen Adjutanten, den Major von Zülow. Dieser, offenbar schon vorher instruirt, versicherte mich zwar auch seiner wärmsten Sympathien für die Sache Schleswig=Holsteins, erklärte mir aber, daß einem sofortigen Abmarsch der Mecklenburgischen Truppen namentlich zwei

Gründe entgegenständen: einmal könne Mecklenburg nicht eher marschiren lassen, als von Hannover, bei dem sich das Obercommando des zehnten Bundes-Armeecorps befand, der Befehl dazu gekommen; und sodann seien auch die Zurüstungen für die Kriegsbereitschaft noch nicht soweit gediehen, daß sich ein bestimmter naher Termin für den Abmarsch angeben lasse.

Dies Resultat meiner Mission war nichts weniger als erfreulich; die Absendung der Truppen, deren wir so dringend bedurften, blieb in unbestimmte Ferne gerückt. Ich berichtete sofort über den Erfolg oder vielmehr Nicht-Erfolg meiner Bemühungen an die Provisorische Regierung und ersuchte um weitere Verhaltungsbefehle. Nach meiner Instruction mußte ich annehmen, daß ich in einem solchen Falle bis auf Weiteres in Schwerin zu bleiben habe.*)

Während ich auf Antwort von Rendsburg wartete, suchte ich in Schwerin, wo ich konnte, das Interesse für die Sache der Herzogthümer anzuregen. Dies war allerdings sehr nöthig. Man wußte im Allgemeinen, selbst in Kreisen, von denen man es hätte voraussetzen sollen, sehr wenig von unsern Verhältnissen. Zudem ward die ohnehin durch die Zeitverhältnisse gedrückte Stimmung der Handelswelt durch die Besorgniß vor einem Kriege mit Dänemark, der den Seehandel, eine der Haupterwerbsquellen Mecklenburgs, lähmen würde, noch mehr niedergedrückt. Endlich war Mecklenburg damals so sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß eine Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit von den innern Schäden durch eine Diversion nach außen selbst in liberalen Kreisen nicht gerade erwünscht schien. Meine Stellung war also nicht sehr leicht und angenehm, und meine Aufnahme jedenfalls sehr verschieden von derjenigen, welche die Sendboten der Provisorischen Regierung namentlich in Oldenburg und Braunschweig gefunden

---

*) Meine Instruction lautete: „Die Provisorische Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein beauftragt hierdurch den Herrn Dr. Fock mit dem angeschlossenen an das Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'sche Departement der auswärtigen Angelegenheiten gerichteten Schreiben, wovon eine Abschrift hierbei anliegt, sich sofort nach Schwerin zu begeben, dasselbe an das Ministerium abzugeben und bei dem Letzteren für die Sache der Herzogthümer Schleswig-Holstein eifrigst zu wirken, auch der Provisorischen Regierung über den Stand dieser Angelegenheit daselbst schleunigst Nachricht zu geben. — Rendsburg, d. 2. April 1848. Die provisorische Regierung. Beseler. Reventlou. Th. Olshausen." —

hatten, wo man in Hof- und bürgerlichen Kreisen in Aufmerksamkeiten und Bezeigungen der Theilnahme gegen die dorthin gesandten Herren gewetteifert hatte. Selbst in Hannover war man liebenswürdig gewesen; hatte doch der alte König Ernst August schon früher, als sich die Provisorische Regierung ihm zuerst annoncirt und ihn um baldigste formelle Anerkennung ersucht hatte, in seiner derben Manier in des Ministers Stüve Gegenwart geantwortet: „Ich müßte ja ein Hundsfott sein, wenn ich das nicht thäte." Dagegen charakterisirt es die Stimmung der Schweriner Hof- und Regierungskreise, daß weder der Großherzog noch sein Minister Herr von Lützow es für angemessen hielten, mir während meines Aufenthalts in Schwerin eine Einladung zugehen zu lassen, was, wenn auch weiter nichts, eine einfache Höflichkeit gewesen wäre.

Ich benutzte die Zeit, welche mir reichlich zugemessen war, mir eine oberflächliche Kenntniß der damaligen Mecklenburgischen Zustände zu erwerben; denn ich machte die Wahrnehmung, daß, wenn man in Mecklenburg im Ganzen sehr wenig von unseren Schleswig-Holsteinischen Verhältnissen wußte, mir dies in Betreff der Angelegenheiten und Persönlichkeiten Mecklenburgs nicht besser erging. Ich begnügte mich indeß zu sehen, zu hören und zu lesen, und nahm Anstand mich irgendwie aktiv in das politische Parteitreiben zu mischen, um durch eine solche Betheiligung nicht den Zweck meiner Mission irgendwie zu compromittiren.

Während ich noch immer vergebens auf eine Antwort von Rendsburg wartete, ob ich zurückkehren, oder noch weiter in Schwerin bleiben solle, brachten die Hamburger Zeitungen die erste Nachricht von dem am 9ten April bei Bau gelieferten Treffen, wo die Schleswig-Holsteiner durch die Dänische Uebermacht geschlagen und zum Rückzug gezwungen waren. Besonders empfindlich war die Niederlage dadurch, daß das der Avantgarde zugetheilte Elite-Corps der Studenten und Turner bei dieser Gelegenheit völlig aufgerieben war, denn was nicht verwundet oder todt war, ward mit einigen wenigen Ausnahmen gefangen.

Ich begab mich sofort auf die erste Zeitungsnachricht wieder zu dem Minister von Lützow, machte ihm bemerklich, daß dies Unglück nun bereits eine Folge der Zögerungspolitik sei, die man in Absendung der Hülfstruppen beobachtet habe, und ergriff die Gelegenheit, von Neuem in der dringlichsten Weise die Beschleunigung des Abmarsches der Truppen zu befürworten. Herr von Lützow wußte als guter Diplomat der unangenehmen Sache sofort die beste Seite abzugewinnen. Er

meinte, für die Betroffenen sei allerdings die Affaire von Bau ein sehr schlimmes Ereigniß, allein für die Schleswig-Holsteinische Sache im Großen und Ganzen werde sie gerade sehr günstig wirken. Denn nun werde sich die Theilnahme Deutschlands den Schleswig-Holsteinern erst recht zuwenden. Ich bemerkte Herrn von Lützow, daß diese allerdings sehr wahrscheinliche Folge des Unglücks die Saumseligkeit derer immer nicht rechtfertige, welche durch rechtzeitige Hülfe den schweren Schlag hätten abwenden können, den die Herzogthümer durch den Tod oder die Gefangennahme so vieler tüchtigen jungen Männer erlitten hätten. Herr von Lützow versicherte mich, daß es in der That nicht seine Schuld sei, daß die Mecklenburger nicht schon unterwegs seien, glaubte mir indeß die Zusage geben zu können, daß sie nach einigen Tagen marschfertig sein würden. Ich berichtete den Inhalt dieser Unterredung mit dem Mecklenburgischen Minister sofort an die Provisorische Regierung, indem ich dringend um Antwort bat, ob ich noch in Schwerin zu bleiben habe oder zurückkehren dürfe.

Die ausführlicheren Nachrichten, welche nach und nach über das Unglück bei Bau einliefen, genügten um einen Einblick in die Ursachen der Niederlage zu gewinnen. Der allgemeine Grund lag in der numerischen Schwäche der Schleswig-Holsteiner, in ihrer unvollkommenen Organisation, in dem Mangel an Officieren, namentlich an höheren und Generalstabsofficieren. Was die speciellen Gründe der Niederlage anbetrifft, so mag es sein, daß die Dispositionen des Generals Krohn, welcher bei Flensburg den Oberfehl führte, vom militärischen Standpunkt aus mit Recht mannichfachem Tadel unterliegen. Allein der General Krohn war ein bejahrter Mann, seit einem Menschenalter dem kriegerischen Leben entwöhnt — er hatte in den Jahren 1813—14 in der Dänischen Armee gegen die Alliirten gestanden, war aber beim Ausbruch der Erhebung der Herzogthümer schon seit lange Hofchef der verwittweten Herzogin von Glücksburg —; bei allem guten Willen fühlte er sich offenbar sehr unsicher und genirt durch die schwere Verantwortlichkeit, die es dem Prinzen auf seine Schultern zu wälzen beliebt hatte. Die Hauptschuld fällt auf den Prinzen. Es zeigten sich jetzt die traurigen Folgen der Vereinigung zweier unvereinbarer Aemter in seiner Person, auf die wir in der Nacht, als die Provisorische Regierung gebildet ward, vergebens aufmerksam gemacht hatten. Der Prinz war zugleich Mitglied der Regierung und Ober-Commandant der Armee; so kam es, daß er in Rends-

burg saß, und organisirte und diplomatisirte, während er als Ober-Commandant der Armee neun Meilen davon bei Flensburg hätte sein sollen. Hier wäre um so mehr sein Platz gewesen, als er durch die Depeschen des Generals Krohn sehr wohl wußte, daß die Dänische Armee der Unsrigen bereits unmittelbar gegenüber stehe und daß jeden Tag ein Angriff zu besorgen sei. Zudem mußten ihm besser als jedem Andern die Schwächen und Mängel der Schleswig-Holsteinischen Armee bekannt sein, und auch die Unsicherheit des Generals Krohn konnte ihm nicht entgehen. Derselbe hatte zwar endlich auf seine dringende Vorstellung, daß seine Stellung den Dänen gegenüber unhaltbar geworden, vom Prinzen die Erlaubniß erhalten zurückzugehen, zugleich aber die Anzeige, daß der Prinz demnächst selbst kommen werde, und so kam es, daß Krohn die Entscheidung über die Nothwendigkeit des Rückzugs bis zur Ankunft des Prinzen auszusetzen beschloß. Der Prinz seinerseits hatte einige Tage früher einen Armeebefehl an die Truppen mit den Worten geschlossen: „Am Tage der Ehre bin ich bei Euch!" Der Prinz kam auch am „Tage der Ehre", aber erst als es zu spät war. Er langte, nachdem er am Morgen zuvor Rendsburg verlassen und sich die Zeit genommen, in Schleswig zu übernachten, erst gegen 10 Uhr in Flensburg an, als das Gefecht bereits 4 Stunden gedauert hatte, als die gemachten Fehler nicht mehr gut zu machen waren und die Truppen aus den nördlichen Stellungen in voller Deroute auf Flensburg zurückkamen. Der Prinz hat in seinen Aufzeichnungen die Schuld des Unglücks von Bau auf den Major Michelsen abzuwälzen gesucht, dessen Corps namentlich dadurch betroffen ward, indem es abgeschnitten und theils getödtet, theils gefangen ward. Der Major Michelsen ist ein todter Mann — er fiel schwer verwundet in Gefangenschaft und starb bald nachher gehöhnt und gemißhandelt von den Dänen — er kann sich nicht mehr vertheidigen. Es ist möglich, daß er nach militärischen Regeln seine Stellung zu lange behauptet hat; es ist aber zu bedenken, daß am Tage zuvor der Befehl ausgegeben war „die detachirten Befehlshaber haben die ihnen angewiesene Stellung so lange wie möglich zu halten" und die Rückzugsordre, welche kurz vor Mittag an Michelsen abgefertigt ward, konnte nicht mehr zu ihm durchdringen.*) Jedenfalls sind es immer nicht die schlechtesten

---

*) Was es mit einem mysteriösen Rückzugsbefehl, den Michelsen schon um $8\frac{1}{2}$ Uhr erhalten haben soll, eigentlich auf sich hat, ist nicht aufgeklärt. Derselbe soll gelautet

Officiere, welche ohne einen Rückzugsbefehl erhalten zu haben, zu lange auf dem ihnen anvertrauten Posten ausharren. Die Schuld fällt da auf diejenigen, die sie nicht rechtzeitig zurückbeorderten.

Seit den Unglücksnachrichten von Bau brannte mir in Schwerin der Boden unter den Füßen. Ich wartete noch ein paar Tage auf Antwort von Rendsburg, dann, da ich abermals vergebens wartete, schrieb ich privatim an ein mir bekanntes Mitglied der Provisorischen Regierung, ich weiß nicht mehr ob an Olshausen oder M. T. Schmidt; ich beschwerte mich über das hartnäckige Schweigen, welches man in Rendsburg meinen dringenden Bitten um Antwort gegenüber beobachtete, und ersuchte, da ich hier nichts mehr nützen könne, um die Erlaubniß zur Rückkehr. Ich erhielt dann umgehend von dem mir bekannten Regierungsmitglied gleichfalls privatim die Antwort, ich möge nur zurückkehren. Etwas Officielles habe ich die ganze Zeit meiner Anwesenheit in Schwerin — etwa 16 Tage — nicht erhalten. Es war dies jedenfalls eine sehr eigenthümliche Art der Geschäftsführung. Die „auswärtigen Angelegenheiten" standen unter der besonderen Leitung des Grafen Reventlou; ich denke, wenn derselbe auch sonst sehr beschäftigt und die Schweriner Angelegenheit vergleichsweise sehr unbedeutend war, so wäre doch so viel Zeit übrig gewesen, daß er einem seiner Kanzleibeamten den Auftrag gegeben hätte, mir auf meine dringende Anfrage die drei Worte zu schreiben: „Kommen Sie zurück." Von allen andern Rücksichten abgesehen, wäre dies schon im finanziellen Interesse des Landes geboten gewesen; denn ich lebte in Schwerin natürlich nicht aus meiner Tasche.

Ich begab mich nunmehr, sobald ich jenen privaten Bescheid erhalten hatte, ungesäumt auf die Rückreise. Da es meine Absicht war, wieder einzutreten, ich aber befürchten mußte unter den jetzigen Umständen in Rendsburg kein gutes Gewehr mehr erhalten zu können, so beschloß ich mir auf der Durchreise in Hamburg eine Spitzkugelbüchse anzuschaffen. Allein vergebens suchte ich dort in den ersten Waffenhandlungen: kein einziges Spitzkugelgewehr, nicht einmal eine leidlich gute gewöhnliche Büchse war mehr zu bekommen. Das einzige Stück, welches mir als

---

haben: „Sie ziehen sich langsam zurück, aber längs dem Strande und nicht auf Flensburg" — ein offenbarer Unsinn, weil der Weg längs dem Strande gerade auf Flensburg führt. Der Befehl blieb seines Widersinnes halber unbeachtet, und scheint durch Verrath irgendwie aufgefangen und gefälscht gewesen zu sein. Vergl. Denkwürdigkeiten der neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte p. 72.

möglicher Weise brauchbar, von dem Eigenthümer einer der bedeutendsten Geschäfte dieser Art präsentirt werden konnte, war ein Doppelgewehr mit einem glatten Jagd- und einem gezogenenen Kugellauf. Da ich es aber zur Vorsicht erst auf der Schießbahn zur Probe anschoß, erwies es sich als so schlecht, daß mir der Eigenthümer selbst abrieth es zu nehmen.

Als ich nun in Rendsburg ankam, fand ich alsbald meine Besorgniß bestätigt, denn auch hier war für kein Geld weder Büchse noch Hirschfänger noch Tornister aufzutreiben. Nur ein Zufall setzte mich in den Besitz einer Waffe. Als ich bald nach meiner Ankunft in Rendsburg dem Regierungsmitgliede, Herrn Schmidt, einen Besuch machte und demselben meine Noth klagte, war derselbe so freundlich mir eine in seinem Zimmer stehende Büchse anzubieten, welche mit noch fünf anderen als ein Geschenk des Königs von Baiern, durch die vor wenigen Tagen angelangten Bairischen Officiere überbracht war. Es war eine Stutzbüchse von schöner Arbeit, namentlich was die sauber ausgeführte Schnitzerei des Kolbens und Schafts betraf. Uebrigens machte ich später die Erfahrung, daß sie nicht besonders gut schoß, namentlich trug sie lange nicht so weit, als die Spitzkugelbüchsen der Dänen oder die Zündnadelgewehre der Preußen. Auch ging das Geschäft des Ladens — nach alter Manier mit hölzernem Ladestock — viel zu langsam für den Campagne-Gebrauch.

Ich war indeß froh, wenigstens soviel erreicht zu haben. Ledergurt und Patrontasche ließ ich mir bei einem Rendsburger Sattler machen, und da ein Hirschfänger nirgends mehr zu erlangen war, kaufte ich, um wenigstens für vorkommende Fälle eine kurze Handwaffe zu haben, ein Englisches Dolchmesser, welches ich noch bei einem Messerschmied fand. Statt eines Tornisters, der auch nicht mehr aufzutreiben war, nahm ich eine Jagdtasche von Seehundsfell, um darin die nothwendigsten Bedürfnisse mit mir zu führen.

In Rendsburg war damals Alles voll Truppen. Ab und zu marschirte noch ein fremdes, vom Süden kommendes Freicorps durch; im Allgemeinen waren die Leute gut bewaffnet und von militärischer Haltung. Sie wurden meist gegen Eckernförde dirigirt, wo sie unter von der Tanns Oberbefehl kamen. Bald nach meiner Ankunft zog ein Berliner und ein Kölner Freicorps durch Rendsburg; die Leute hatten kurz darauf, am stillen Freitag den 21. April, bereits Gelegenheit, sich im Feuer rühmlich zu bewähren; auch waren unter den Berlinern viele, welche am 18. März den Barrikadenkampf mitgemacht hatten. Sie

schlugen an dem genannten Tage einen Ausfall der Dänen aus Eckernförde sehr tapfer zurück und trieben das reguläre Militär des Feindes zuletzt durch eine entschlossene Bayonnet-Attake in die Flucht. Trotzdem indeß die Freicorps damals wie auch später mehrfach sich durch Entschlossenheit und Tapferkeit auszeichneten, ruhte von Anfang an die officielle Ungunst auf ihnen. Es ist viel auf ihre Kosten gelästert und gelogen. Es ist wahr, es gab unter ihnen rohe und schlechte Elemente, aber ihnen ward durch die tüchtigen, für die Sache selbst begeisterten jungen Männer mehr als das Gegengewicht gehalten und meist wurden die schlechten Bestandtheile bald genug durch das Urtheil der eigenen Kameraden ausgemerzt. Jedenfalls waren die Freicorps eine Truppe, mehr als andere zu kühnen raschen Unternehmungen geeignet. Aber was sie mißliebig machte, war der politische Geist, der sie beseelte; es war der demokratische Geist der selbstbewußten Volkskraft, nicht der des stummen Gehorsams und der blinden Disciplin; sie wollten sich nur für eine Sache schlagen, die es werth war, daß man Gut und Blut daran setzt: für einen Schein- und Kabinets-Krieg, wie er in Schleswig-Holstein aufgeführt werden sollte, waren sie nicht die Leute. Der Prinz von Noer war von Natur nicht der Mann, mit solchen Elementen etwas anzufangen, und die Preußischen Befehlshaber haßten in ihnen die Erinnerung an die Barrikaden von Berlin. —

Es war nicht die officielle Ungunst, welche mich bewog, nicht wieder bei einem Freicorps einzutreten. Ich schloß aus manchen Anzeichen, und es ward mir von gut unterrichteten Seiten bestätigt, daß die Haupt-Aktion demnächst im Centrum durch die Preußen gerade gegen Schleswig werde ausgeführt werden. Die Preußen standen seit dem 5. April in und bei Rendsburg; doch waren sie bis dahin unthätige Zuschauer des Kriegs gewesen, da sie von Berlin keine Erlaubniß hatten erhalten können, in Schleswig einzurücken. Nun war endlich in Frankfurt und Berlin Alles geordnet; der Krieg gegen Dänemark war beschlossen, das zehnte Bundes-Armeecorps ging über die Elbe, selbst die Mecklenburger setzten sich in Marsch, und nachdem anfänglich der Hannoversche General Halkett für den Oberbefehl designirt war, wußte Preußen es leider durchzusetzen, daß der General Wrangel auch von-Deutschen Reichs wegen zum Oberbefehlshaber ernannt ward. Damit war das Schicksal des Kriegs entschieden, denn Wrangel handelte, wie wir bald sehen werden, nach den Instructionen und im Interesse des Preußischen Hofs, nicht des Deutschen

Reichs. Ich sah den Mann, an den sich damals so große Hoffnungen knüpften, zuerst auf dem großen Platz vor dem Regierungsgebäude in Rendsburg; er trug die blanke Kürassier- (oder Garde du corps-) Uniform, und wie er da stand, umgeben von einer Menge Preußischer und anderer Officiere, sah er kriegerisch genug aus. Als er sich der Provisorischen Regierung zuerst vorstellte, hatte er ungefähr Folgendes gesprochen: „Meine Herren, mit den diplomatischen Verhandlungen ist es jetzt aus; ich verstehe nichts davon, und ich denke, Sie werden eben so wenig mehr davon wissen wollen. Ich werde jetzt nicht eher ruhen, als bis ich vor der Königsau (die nördliche Grenze von Schleswig) stehe." Als ihm darauf bemerkt wurde, daß die Dänen wahrscheinlich die Deutschen Schiffe mit Beschlag belegen würden, oder vielmehr schon den Anfang damit gemacht hätten, entgegnete Wrangel: „Nun, wenn das ist, so gehe ich über die Königsau und nehme fort, was ich bekommen kann (d. h. ganz Jütland)." Vor seiner Abreise von Berlin hatte derselbe General dem Preußischen Minister Heinrich von Arnim versprochen, in acht Tagen solle die ganze Geschichte vorbei sein, das konnte nur heißen, daß er die Dänen dermaßen schlagen wolle, daß sie um Frieden bitten müßten. Der Tagesbefehl, den er unmittelbar vor dem Beginn der Feindseligkeiten an die Truppen erließ, schloß mit den Worten: „Vorwärts für Deutschland sei fortan unser gemeinsames Losungswort, und mit Gott im Herzen wird der Sieg dann unser sein. — Es lebe unser gemeinsames Vaterland, es lebe Deutschland hoch! — und nun vorwärts!" — Wir werden bald sehen, was diesen großen Reden für eine Erfüllung zu Theil ward.

Wie ich hörte, war der erste Ostertag — 23. April — zum Vormarsch gegen Schleswig bestimmt und ich beschloß, ohne mich einem bestimmten Corps anzuschließen, als Freiwilliger auf meine eigene Hand die Sache mitzumachen.

Am Ostermorgen in der Frühe, etwa gegen sechs Uhr, verließ ich Rendsburg und marschirte auf der gegen Norden führenden Schleswiger Chaussee vorwärts. Es war ein kühler, naßkalter Morgen; hin und wieder fiel ein leichter feiner Sprühregen; doch war es immer noch besser als am Tage zuvor, wo es in Strömen geregnet hatte. Auch hörte der Regen nach wenigen Stunden ganz auf und kam auch die Sonne nicht ordentlich zum Durchbruch, so blieb es doch wenigstens bis Abend trocken.

Als ich etwa eine Meile gemacht und die kleine Ortschaft Sorgbrück erreicht hatte, wo ein Theil der Truppen seinen Rendez-vous-Platz hatte,

machte ich die Bemerkung, daß ich zu schwer bepackt sei, namentlich drückte mich die ziemlich vollgestopfte Jagdtasche, um so mehr, weil sie nicht wie ein Tornister auf beiden Schultern, sondern nur auf einer getragen ward. Da ich außerdem noch Büchse und Munition und meinen Mantel zu tragen hatte, und die Entfernung von Sorgbrück bis Schleswig noch etwa drei Meilen betrug, so fürchtete ich gänzlich ermüdet auf dem Kampfplatz anzukommen. Unter diesen Umständen war es mir sehr erwünscht, daß ich gleich hinter Sorgbrück auf einer Koppel, wo eine Anzahl Wagen des Hauptquartiers aufgefahren waren, um dort bis auf Weiteres zu halten, auf einem derselben meinen Bekannten, den Maler Charles Roß erblickte, der, ich weiß nicht mehr in welcher Eigenschaft, dem Hauptquartier folgte. Ich bat ihn, mir meine Jagdtasche auf seinem Wagen mitzunehmen und sie mir aufzubewahren, bis ich sie wieder abfordern würde. Er war gern bereit dazu und nun schritt ich, um eine schwere Last erleichtert, rasch vorwärts, den Mantel militärisch gerollt über der einen, die Büchse über der anderen Schulter, die Munition in der Kugeltasche vorn am Gürtel.

Bald füllte sich die Chaussee, welche von Sorgbrück aus ziemlich gerade nördlich auf Schleswig zuführt, vor und hinter mir mit marschirenden Truppen. Ich befand mich mitten in der linken Flügelkolonne, welche, von dem General Bonin commandirt, auf der großen Straße gegen Schleswig vorging, während rechts von uns, doch außerhalb unseres Gesichtskreises, von Steuten-Mühle und Duvenstedt aus eine andere Kolonne unter dem Befehl des Generals Möllendorf, aus den Garde-Regimentern Kaiser Franz und Alexander, Garde-Schützen und Garde-Artillerie bestehend, parallel mit der Chaussee gegen Schleswig vorging. Meist hinter der Kolonne des Generals Bonin auf der Chaussee folgte die kleine Schleswig-Holsteinische Armee unter dem Prinzen von Noer, während die durch einige reguläre Truppen verstärkten Freicorps unter dem Major v. Zastrow bei Missunde und weiter östlich zu einer Umgehung der Dänen über die Schlei und durch Angeln bestimmt waren. Die Stärke der Preußen mochte nicht ganz 12,000, die der Schleswig-Holsteiner und Freicorps etwa 6000 Mann betragen. Das zehnte Bundes-Armeecorps, Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Mecklenburger und Hanseaten unter Generai Halkett befand sich noch rückwärts von Rendsburg und kam an diesem Tage gar nicht in die Gefechtslinie. Der Plan des Generals Wrangel war, an diesem Tage erst bis in die Nähe von

Schleswig vorzugehen, dort Position zu nehmen, und erst am nächsten Tage, am Oster-Montag, wenn man das 10. Bundes-Armeecorps herangezogen und das Zastrow'sche Flankencorps seinen Uebergang über die Schlei bewerkstelligt hätte, den Hauptangriff auf die Dänen namentlich von unserm linken Flügel aus statt finden zu lassen. Der Plan, auf dessen Bedeutung ich später zurückkommen werde, ward indeß, wie sich bald zeigen wird, durch verschiedene Zufälle und namentlich durch das Ungestüm der Truppen vereitelt. Der Vollständigkeit wegen möge hier noch bemerkt werden, daß die Stärke der Dänischen Armee, welche mit ihrer Hauptmacht bei Schleswig, und mit einigen kleineren detachirten Corps an der Schlei und in Eckernförde standen, im Ganzen etwa 11,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals von Hedemann betrug; sie erwarteten keinen Angriff der Preußen.

Ich war eine Strecke gegangen, da hörte ich hinter mir Gesang; es war das alte wohlbekannte Reiterlied: „Morgenroth! Morgenroth! Leuchtest mir zum frühen Tod! Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in ein kühles Grab!" — Die Sänger gehörten zu dem 2. Kürassier- (Pommerschen) Regiment, welches mich bald ganz einholte und eine Strecke neben mir herritt. Als ich die stattlichen Reiter mit ihren weißen Uniformen, mit ihren Helmen und blanken Stahlharnischen so betrachtete, dachte ich unwillkürlich hundert und drei Jahre rückwärts. Damals war es noch das Regiment Baireuth Dragoner, mit kornblumenblauen Röcken und ponceaurothen Aufschlägen, auf dem Kopf den kleinen aufgeschlagenen Hut und im Nacken den unvermeidlichen Zopf und Haarbeutel. Ich dachte an den Ehrentag dieses Regiments, an den Tag von Hohenfriedberg, wo es unter der Führung eines Schwerin und Chazot dem großen Friedrich einen seiner glänzendsten Siege gewann, indem es mehr als ein Dutzend Oesterreichischer Bataillone niederritt und ich weiß nicht, wie viele Gefangene und Standarten heimbrachte. War es noch der Geist von Hohenfriedberg, der in dem Regiment lebte? Leider war ihm weder an dem heutigen Tage noch später Gelegenheit gegeben sich zu zeigen und ein neues Blatt des Ruhms in den hundertjährigen Lorbeerkranz zu flechten.

Hinter den Kürassieren folgte ein Regiment Schleswig-Holsteinischer Dragoner. Zwar boten sie nicht den stattlichen, glänzenden Anblick der Preußischen Harnischreiter, die Uniform der Dragoner, hellblau mit Roth war nicht gerade schön; aber wer sie näher ansah, der mußte in den kräf-

tigen vierschrötigen Gestalten der Reiter und in den vortrefflichen gedrungenen Pferden das Material einer vorzüglich brauchbaren Cavallerie erblicken. Den Dragonern folgte eine Schleswig-Holsteinische Batterie. Die Artillerie ist das eigentliche Element des Schleswig-Holsteiners; hier wenn es gilt auch im feindlichen Feuer mit Ruhe den Dienst bei den Geschützen zu versehen und mit sicherem Blick das Ziel zu nehmen, kommt dem Schleswig-Holsteinischen Artilleristen seine angeborene, an das Phlegma grenzende Kaltblütigkeit außerordentlich zu statten. Namentlich als man die erste Ungeübtheit überwunden hatte, war die Schleswig-Holsteinische Artillerie anerkannt immer der am gleichmäßigsten ausgebildete und zuverlässigste Bestandtheil der Armee.

Ich hatte so in wechselnder Begleitung die Hälfte des Wegs von Rendsburg nach Schleswig zurückgelegt. Dort liegt unweit des seitwärts gelegenen Dorfes Kropp ein kleines Gehöft mit einem Wirthshause an der Chaussee, Namens der Kropper Busch. Ich trat in dasselbe ein, um zu sehen, ob eine kleine Erfrischung zu haben sei. Ich erhielt ein Glas Milch und ein Stück Schwarzbrod; mein Appetit war durch den Marsch geschärft und es schmeckte mir ganz vortrefflich. Die Wirthin erzählte, daß am Morgen hier noch Dänische Vorposten gestanden hätten; sie hätten sich indeß eiligst entfernt, sobald sie die Spitzen unserer vormarschirenden Colonnen in der Ferne auf der Chaussee gewahr wurden.

Als ich nach etwa einer Viertelstunde wieder heraustrat, zog gerade das 2. Preußische Infanterie-Regiment vorüber. Ich kam mit einigen Officieren ins Gespräch über die bevorstehenden Eventualitäten und hatte mir bereits vorgenommen, mich diesem Regiment, wenn es zum Kampf kommen sollte, näher anzuschließen, um so mehr, weil es Pommersche Landsleute waren. Zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung machte ich indeß nach einiger Zeit die Bemerkung, daß mir meine Brille fehlte. Ohne dieselbe konnte ich nicht weiter gehen, denn ich war gewohnt auch auf der Jagd stets mit der Brille zu schießen. Bis zum Wirthshause zum Kropper Busch hatte ich sie, wie ich bestimmt wußte, noch gehabt und ich beschloß dahin zurück zu gehen. Ich fand sie richtig auf dem Tisch, an dem ich mein frugales Frühstück verzehrt hatte, wieder, aber als ich nun wieder herauskam, hatten meine Landsleute vom 2. Regiment bereits einen solchen Vorsprung gewonnen, daß ich sie nicht wieder einholte. Zudem wurden sie später links von der Chaussee ab nach dem linken Flügel dirigirt, während ich bis vor Schleswig auf derselben blieb. Als

ich solchergestalt wieder allein auf der großen Straße vorwärts marschirte, ritt der Prinz von Noer, der Oberbefehlshaber der Schleswig-Holsteinischen Streitkräfte, an mir vorüber. Er drückte seine Verwunderung über meine isolirte Erscheinung aus; ich erwiderte ihm indeß, der Jäger schieße am besten, wenn er allein sei, sonst arte das Schießen nur zu häufig in ein wüstes Geknalle aus. Er lachte und fragte, ob der Professor Christiansen (bei dem ich ihm vor längerer Zeit einmal vorgestellt war) die Jagd nicht auch habe mitmachen wollen. Ich entgegnete, daß ich darüber nichts sagen könne, da ich seit mehreren Wochen aus Kiel entfernt sei. Er ritt dann weiter, muß indeß später wieder seitwärts abgebogen sein, da er erst nach mir beim Dannewerk anlangte. Auch mein Freund Dr. Ahlmann, der als Civil-Commissar den Preußischen Truppen attachirt war und dem Gefecht später in der Umgebung des Generals Bonin beiwohnte, ritt hier an mir vorüber; ich beneidete ihn um sein Pferd, welches ihn rascher vorwärts brachte.

Auch mir schien indeß das Glück ein rascheres Beförderungsmittel zugedacht zu haben; ein leerer Chaise-Wagen kam hinter mir drein, der an dem Tage noch nach Schleswig sollte. Ich bewog den Kutscher, mich gegen das Versprechen eines Trinkgeldes einsitzen zu lassen. Als wir indeß nach etwa einer kleinen halben Stunde Mielberg erreicht hatten (etwa noch anderthalb Meilen von Schleswig), erklärte er, seinen Pferden ein wenig Brod geben zu müssen. Ich bewilligte dazu eine Viertelstunde; aber das Unglück wollte, daß sich gerade während dieser Zeit die ersten Kanonenschüsse von Norden her hören ließen, anfangs in längeren Zwischenräumen, bald rasch auf einander folgend. Nun erklärte mir mein Kutscher sehr kaltblütig, daß er nicht weiter fahren werde, und blieb dabei trotz aller meiner Gegenvorstellungen, daß wir ja noch sehr weit vom Kampfplatz seien und er ohne alle Gefahr noch eine halbe oder ganze Meile fahren könne. Auch das Versprechen doppelten und sogar dreifachen Trinkgeldes verlor dem fernen Kanonendonner gegenüber seine überzeugende Kraft, und so blieb mir nichts übrig, als mich ärgerlich über die verlorene Zeit wieder auf den Marsch zu begeben.

In der Nähe des Dorfes Jagel fand ich rechts von der Chaussee auf der Haide hinter einem Hügelrücken die Kürassiere und Dragoner nebst der Schleswig-Holsteinischen Batterie wieder, welche am Morgen vor mir vorübergezogen waren. Sie hatten hier — etwa noch eine Meile von Schleswig — eine Reservestellung und wurden erst später vorbeordert.

Ein höherer Schleswig-Holsteinischer Officier sprengte auf der Chaussee hin und her, wie es schien in großer Aufregung. Als ich herankam, fragte er mich, ob ich nicht links von der Chaussee westlich in der Ferne Truppen, welche er für Dänische hielt, heranrücken sähe. Er wollte seine Batterie dann nach dieser Seite als Flankendeckung auffahren lassen. Ich sah in der angegebenen Richtung nur einige vereinzelte Reiter, welche ich für Ordonnanzen und zwar der Unsrigen hielt. Ich bemerkte ihm, daß nach meiner unmaßgeblichen Meinung dort schwerlich Dänen im Anrücken sein könnten, daß vielmehr unsere Truppen an der Stelle bereits seit längerer Zeit postirt sein müßten. Es war mir in der That befremdend, wie ein höherer Officier, von dem man doch einige Einsicht in die Gefechtsdispositionen erwarten mußte, auf einen solchen Gedanken kommen konnte, da an der fraglichen Stelle nur Dänen heranrücken konnten, wenn unsere Armee auf ihrer linken Flanke vollständig umgangen und in den Rücken gefaßt war, eine Annahme, zu der nach meinem Dafürhalten durchaus kein Grund war. Der in Rede stehende Officier nahm zugleich Veranlassung, mich vor den Gefahren eines weiteren isolirten Vorgehens zu warnen, und meinte, ich sollte mich doch lieber dem Bracklow'schen Schützencorps anschließen. Ich dankte für seinen wohlgemeinten Rath, lehnte ihn indeß ab, weil das Bracklow'sche Corps damals noch eine Meile rückwärts bei Kropp stand, und ich demnach diese Meile wieder hätte rückwärts marschiren müssen; ich fürchtete, daß dasselbe gar nicht ins Gefecht kommen würde. Ich zog also meines Wegs, nachdem ich noch den guten Rath erhalten hatte, ich möge mich nur hüten, in eine falsche Position zu gerathen. In diesem Betreff war ich ohne alle Besorgniß, zwar war mir das Terrain unbekannt; ich war noch niemals in Schleswig gewesen; allein ich marschirte immer dem Schall des Kanonendonners nach und mußte auf diese Weise endlich auf den Gefechtsplatz kommen, wo ich die Unsrigen treffen mußte, und das Weitere mußte sich dann finden.

Als ich das Dorf Jagel, etwa noch eine Meile von Schleswig, hinter mir hatte, konnte ich nicht mehr zweifeln, daß sich vor mir ein lebhaftes Gefecht engagirt hatte. Der Kanonendonner dröhnte immer vernehmlicher zu mir herüber, die Pausen zwischen den einzelnen Schüssen wurden immer kürzer, und dazwischen konnte ich bald bereits das Knattern des kleinen Gewehrfeuers unterscheiden. Denn ein Knattern ist es aus der Ferne angehört, so respectabel auch eine Büchse oder Muskete in der Nähe knallen mag. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich diese

Musik von einem wirklichen Gefecht veranlaßt hörte und ich beschleunigte meine Schritte, um bald auf einen Punkt zu gelangen, wo ich etwas sehen konnte.

Da sich meine Erzählung jetzt dem Schauplatz des Kampfes nähert, so sei es mir gestattet, denselben hier für diejenigen, welche ihn nicht aus eigener Anschauung kennen, mit ein paar kurzen Zügen zu charakterisiren.

Um das westliche Ufer der Schlei, welche hier ein großes, mehr als tausend Schritt breites, seeartig erweitertes Bassin bildet, liegt in langgestrecktem Bogen die Stadt Schleswig, vor Alters berühmt als ein Stapelplatz des Ostseehandels, aber schon seit Jahrhunderten durch das Emporkommen Lübecks und das allmälige Versanden der Schlei-Mündung in seiner ehemaligen Bedeutung beeinträchtigt. Der langgestreckte Bogen, den die Stadt am Ufer der Schlei bildet, ist in der Mitte etwa durch eine kleinere Einbucht der Schlei durchbrochen und in eine nördliche und südliche Hälfte auseinander getrennt; jene wird gebildet durch die Altstadt und den sogenannten Lollfuß, diese durch die Vorstadt Friedrichsberg. Die beiden Stücke des Bogens werden zusammengehalten durch zwei Dämme. Der erstere, etwa 400 Schritt lang, der in der Mitte mit einer Brücke versehen, trennt die Außen-Schlei von dem Binnengewässer, welches hier als Schloßteich noch tiefer ins Land hineinschneidet; dieser Damm, am meisten gegen Osten gelegen, vermittelt den Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen Stadttheilen. Ein anderer Damm führt etwas weiter gegen Westen gleichfalls nach der Vorstadt Friedrichsberg durch die Binnen-Schlei; in seiner Mitte, oder genauer etwas näher am nördlichen Ende liegt auf einer kleinen Insel das befestigte Schloß Gottorf, von wo aus nicht allein der eigene Damm nord- und südwärts, sondern auch der östlich davor liegende Communikations-Damm, sowie die rings umher liegenden Ufer erfolgreich bestrichen werden können. Westlich von der Binnen-Schlei bildet das Terrain eine starke Einsenkung, mehrfach durch kleinere Anhöhen unterbrochen; diese gegen Westen laufende Niederung wird nördlich durch die Abhänge des großen Plateaus begrenzt, welches sich von Idstedt bis dicht vor Schleswig hinzieht; die Abhänge sind meist bewaldet, in der Nähe von Schleswig ist es der sogenannte Thiergarten, von dem die kleinen von Gärten und Unterholz umgebenen Gehöfte Annettenhöhe und Pulvermühle, die am meisten südwärts gegen die Niederung vorspringenden Ausläufer bilden. Die südliche Begrenzung der Einsenkung wird durch den Höhenzug gebildet, auf dessen Kamm der

sogenannte Margarethenwall oder Dannevirke hinläuft. Unmittelbar südlich an die Vorstadt Friedrichsberg schließt sich nämlich das langgestreckte Dorf Bustorf, welches von Osten durch ein aus Gärten, mit Knicks eingehegten Koppeln, kleinen Anhöhen und Einsenkungen bestehendes sehr coupirtes Terrain, im Westen durch den großen sumpfigen Bustorfer Teich geschützt ist. Vor dem südlichen Ende des Dorfes Bustorf zieht sich quer über die nach Rendsburg führende Landstraße, der genannte vor Alters von den Dänen gegen die Deutschen angelegte Wall. Nur ein kleines Stück desselben liegt ostwärts der Chaussee; er reicht hier bis an das sogenannte Selker Noer, ein seeartiges, am Südufer der Schlei sich ansetzendes, tief in das Land einschneidendes Bassin. Westlich (links) von der Chaussee erstreckt sich dagegen der Margarethenwall noch ein paar Meilen etwa ins Land hinein. Im Ganzen ist es nur noch eine Wallruine, in einer wechselnden Höhe von etwa 16—36 Fuß, mit öfteren Unterbrechungen und Einschnitten. Von den Dänen war damals wenig oder nichts für eine Befestigung geschehen.*) An den südlichen wie an den nördlichen Abhängen des Walls finden sich jene mit sogenannten Knicks**) eingefriedigten Koppeln, welche es fast überall in Schleswig-Holstein giebt, wo kein Haide- oder Moorland ist.

Schon diese ganz oberflächliche Skizzirung des Terrains von Schleswig zeigt, daß es namentlich für die Defensive eine sehr gute Stellung bot, in welcher die Vertheidiger mehr als eine sehr haltbare Position vorfanden. Das Gros der Dänischen Armee stand in und bei Schleswig, aber der Dänische Oberfeldherr erwartete an diesem Tage keinen Angriff. Vielleicht hatte er einen diplomatischen Wink bekommen, denn auch der Plan des Generals Wrangel ging, wie bereits bemerkt, nicht dahin, schon an diesem Tage ernstlich anzugreifen. Thatsache ist jedenfalls, daß die Dänen anfangs vollständig überrascht wurden. Die rechte Preußische Flügelkolonne, welche etwas schneller vorgerückt war, als die linke auf der großen Straße marschirende, fand daher, als ihre Spitzen der Dänischen Stellung gegenüber anlangten, den rechts der Chaussee (östlich) gelegenen Theil des Dannewerks unvertheidigt, besetzte ihn und drang jenseits in das coupirte Terrain auf der Ostseite von Bustorf vor. Die Dänen

*) Bei der obigen Skizze des Terrains habe ich dasselbe natürlich nur, wie es damals war, im Auge gehabt.

**) Knicks sind kleine Erdwälle, drei bis vier Fuß hoch mit dichten Hecken darauf.

hatten in aller Eile, was an Truppen zur Hand war, zusammengezogen und den Preußischen Truppen entgegengeworfen. Das Gefecht war bald zum Stehen gekommen und gewann, da beide Theile Verstärkungen an sich zogen, eine immer größere Ausdehnung. Die Preußen schlugen sich hier fast ganz gegen den ursprünglichen Plan des Oberbefehlshabers; ein Abbrechen des Gefechts hätte nur schwer und mit Verlusten bewerkstelligt werden können; zudem wollte man, da man einmal in den Besitz eines Theils vom Dannewerk gekommen war, dasselbe nicht wieder Preis geben. Die Dänen, welche, nachdem die erste Ueberraschung sich gelegt hatte, im Ganzen mit großer Umsicht manövrirten, hatten, um ihren in und bei Bustorf kämpfenden Truppen Luft zu machen, eine Diversion von der Westseite her angeordnet. Einige Bataillone gingen westlich des Bustorfer Teichs vor, gelangten hier von der Rückseite auf den westlich der Chaussee gelegenen Theil des Dannewerks und drängten nun, indem sie theils oben auf dem Kamm des Walles, theils zu beiden Seiten desselben vorgingen, östlich gegen die Chaussee. Hier waren sie im ersten Augenblick nur auf schwächere Streitkräfte gestoßen, und mehrere Geschütze hatten in höchster Eile rückwärts abfahren müssen. Von der linken Flügelkolonne war ein Theil unter dem General Bonin, bereits dem ursprünglichen Plan gemäß, früher bei Jagel von der Chaussee ab gegen Westen zu marschirt, um ganz auf dem linken Flügel bei dem Dorf Klein-Reide Position zu nehmen. Was sich noch auf der Chaussee befand, ward sofort auf den bedrohten Punkt gerichtet, und auch zwei Bataillone vom 2. Regiment, welche bereits mit dem General links abmarschirt waren, wurden, ohne daß er es sofort erfuhr, durch einen unmittelbaren Befehl des Höchstcommandirenden gegen das Dannewerk in die rechte Flanke der Dänen beordert. Noch ehe sie indeß herankommen konnten, war von der andern Seite, von der Chaussee und Ober-Bustorf aus, durch ein paar Bataillone des 20. und 31. Infanterie-Regiments und ein paar Compagnien des Garde-Regiments Alexander ein combinirter Angriff gegen die vordringenden Dänischen Bataillone unternommen.

Dies war der Augenblick, wo ich den Schauplatz des Gefechts zuerst in Sicht bekam. Es mochte etwa 1 Uhr Mittags sein; ich hatte das Dorf Jagel etwa seit einer halben Stunde hinter mir; bei jeder Anhöhe, die ich überschritt, glaubte ich etwas sehen zu müssen. Endlich, als ich wieder auf einer Stelle angekommen war, wo die Chaussee über eine leichte Erhebung des Terrains führte, sah ich vor mir das Gefecht in vollem Gange.

Ich sah die weißgrauen Rauchwolken bald hier bald dort aufsteigen, größere von dem groben Geschütz und kleinere von dem Gewehrfeuer. Der rollende Donner des ersteren und das Geknatter des letzteren hörten keinen Augenblick auf. Mein Gesichtskreis nach vorn ward durch eine Erhöhung begrenzt; es war, wie sich beim Näherkommen zeigte, der Wall des Dannewerks. Auf demselben, links von der Chaussee, gewahrte ich eine lange rothe Linie; es war eine Dänische Abtheilung, welche oben auf dem Kamm des Walles postirt war; die Dänische Infanterie hatte damals noch rothe Fracks mit kurzen Schößen und hellblaue Hosen. Auch in dem Terrain vor dem Wall und seitswärts desselben schienen sich Dänen festgesetzt zu haben, wenn ich auch aus der Entfernung nichts Genaueres sehen konnte. Diesseits, nach mir hin, sah ich auf der Chaussee und seitwärts derselben dunkle Massen vor der feindlichen Stellung sich ansammeln, die ich an den Pickelhauben als Preußen erkannte.

Ich war etwa noch ein paar tausend Schritt entfernt und beschleunigte meinen Marsch so sehr ich konnte. Noch ehe ich indeß herankommen konnte, schallte den Kanonendonner und das Gewehrfeuer übertönend ein gewaltiges Hurrah! aus mehr als tausend Kehlen zu mir herüber; die dunklen Massen mit den Pickelhauben stürzten auf den Wall los; die rothe Linie oben auf dem Kamm desselben hüllte sich noch einmal in den weißlichgrauen Rauch und einen Augenblick später war sie von oben verschwunden — sie war an den jenseitigen Abhängen hinabgeflüchtet — und ich sah die Unsrigen oben auf dem Wall.*)

*) Wie man in der ersten Zeit nach dem Gefecht bei Schleswig die Erstürmung des Dannewerk als eine ganz hervorragende Waffenthat feierte — der Funfziger-Ausschuß in Frankfurt erließ eine eigene Dankes-Ansprache „An die Stürmer der Schanze Dannevirke bei Schleswig" — so ist es in neuester Zeit Mode geworden, darauf etwas spöttisch herabzublicken und die fragliche Erstürmung als gar nicht existirend zu behandeln. Auch der neueste Geschichtschreiber des Kriegs, Graf Baudissin, verfällt in diesen Fehler (p. 199). Er meint, die Ansprache des Funfziger-Ausschusses könne nur ein Lächeln abnöthigen, man sehe, daß die Herren in Frankfurt Wrangels Bericht, in dem er die fast unblutige Besetzung der unvertheidigten Dannevirke eine Erstürmung der Schanzen genannt, für Wahrheit genommen hätten. — Zu Anfang allerdings wär die Dannevirke unvertheidigt, und der Theil östlich von der Chaussee namentlich ward ohne Blutvergießen genommen. Aber der Theil westlich von der Chaussee ward später von den Dänen sehr tüchtig besetzt, sie drängten die Preußen sogar zurück, und erst durch das Zusammenwirken mehrerer Bataillone wurde dann dieser Theil der Dannevirke wirklich mit stürmender Hand genommen, und wer dort gegenwärtig war, der weiß auch, daß es durchaus nicht „fast unblutig" abging. Die Preußen hatten nicht unbeträchtliche Verluste, und die Dänen namentlich verloren dort sehr viel Leute.

Ich befand mich bereits ganz in der Nähe des Kampfplatzes; ein todtes von einer Kanonenkugel durchbohrtes Pferd lag mitten auf der Chaussee und bald sollte ich auch den ersten erschossenen Menschen sehen. Während ich meine ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen vor mir zugewandt hatte, rasselte hinter mir etwas heran; ich drehte mich um und eine Batterie, welche in scharfem Trabe vorging, befand sich dicht hinter mir; es war die Schleswig-Holsteinische Batterie, welche bis dahin bei der Cavallerie in Reserve gehalten hatte, und in dem kritischen Augenblick, als die Dänen am Dannewerk vordrangen, vom General Wrangel vorbeordert war. Sie fand hier nun zwar nichts mehr zu thun, ward aber später dazu verwandt, von einer seitwärts Schleswig gelegenen Koppel das Schloß Gottorf zu beschießen; ihr wurden bei dieser Gelegenheit ein paar Pferde getödtet und ein paar Leute verwundet. Als ich plötzlich die Batterie dicht hinter mir gewahrte, sprang ich, um nicht überfahren oder niedergeritten zu werden, über den Chausseegraben. Unweit von mir über einen Knick sah ich etwas Rothes hängen; ich ging näher und fand einen todten Dänen, welcher gerade in dem Augenblick, wo er den Knick hatte überklettern wollen, von der feindlichen Kugel erreicht und nun in dieser Stellung hängen geblieben war.

Als die Batterie vorüber und ich auf die Chaussee zurückgekehrt war, traf ich nach wenigen Schritten auch auf die ersten Preußischen Verwundeten; sie lagen oder saßen meist unmittelbar vor dem Dannewerk an den Böschungen der Chaussee, welche hier den Wall durchschneidet. Auf den Achselklappen zeigten sie meist, wenn ich nicht irre, die Nummern 20. und 31. Ich machte hier eine Bemerkung, die ich auch später öfter wieder bestätigt gefunden habe, die, daß Verwundungen in der Brust, Schulter und in den Armen bei weitem keine so heftigen Schmerzen zu verursachen schienen, als Wunden im Unterleibe und den Beinen. Ein Füsilier, dem die Kugel vorn unter dem Schlüsselbeine in die Brust herein und hinten an der Schulter wieder hinaus gegangen war, ging dabei umher und klagte nicht besonders. Ueberhaupt hörte man nur von Wenigen ein Wort der Klage, die meisten litten schweigend. Nur ein Unterofficier, der eine Bauchwunde hatte, aus der die Eingeweide herausquollen, stöhnte während der Untersuchung der Wunde durch den Militärarzt entsetzlich und griff mit den Händen krampfhaft in den Rasen, auf dem er lag. Nachdem ich den noch in meiner Feldflasche befindlichen Rest Madeira unter die Leute, welche noch trinken mochten, vertheilt

hatte, eilte ich vorwärts. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl in mir niederzukämpfen; der erste Anblick von Verwundeten, namentlich wenn man selbst noch nicht im Feuer gewesen ist und die Aufregung des Kampfs nicht daneben hat, wirkt entmuthigend und niederschlagend; die Reflexion, daß man vielleicht nach kurzer Zeit ebenso daliegt, ist zu nahe gelegt, und man wird immer wohl thun sie möglichst abzukürzen.

Ich bog hier links von der Chaussee ab, erstieg den Wall und eilte unseren Truppen nach, welche den über die jenseitigen Abhänge flüchtenden Dänen folgten. Die letzteren hatten hier offenbar große Eile gehabt; man sah auf den Koppeln die deutlichen Spuren davon in zahlreichen weggeworfenen Tornistern, Patrontaschen, selbst einzelnen Hirschfängern und Gewehren; ja sogar, was mir am auffälligsten war, man fand viele Schuhe auf dem Kampfplatz umherliegen; die früheren Besitzer derselben hatten offenbar ohne dieselben besser laufen zu können geglaubt, als mit ihnen. Das ist für Jemand, der an unser modernes Schuhwerk gewöhnt ist, allerdings schwer begreiflich. Allein wenn man bedenkt, daß die große Mehrzahl der Dänischen Soldaten aus den unteren Klassen der Landbewohner rekrutirt ward, so verliert die Sache ihr Auffälliges; die Leute waren in ihrer Jugend theils barfuß zu gehen, theils die plumpen Jütischen Holzschuhe zu tragen gewöhnt gewesen; durch die knapp an den Fuß schließenden Leder-Schuhe, die sie als Soldaten tragen mußten, fühlten sie sich genirt und als es ans Laufen für Leben und Tod ging, bedachten sie sich nicht, sie abzuwerfen. Von den Patronen, welche umher lagen, öffnete ich mehrere; sie waren eigenthümlich construirt: auf dem Pulver lag zunächst eine runde Bleiplatte, auf dieser eine Kugel von derselben Größe, und dieser endlich eine kleinere Kugel, so daß die Patrone eigentlich drei verschiedene Geschosse enthielt. In der Nähe gegen größere Massen mag allerdings ein solcher Schuß mehr wirken, als die einfache Kugel; auf größere Distancen aber und namentlich gegen einzelne Objecte angewandt ist er gewiß sehr unpraktisch, und beeinträchtigt die Sicherheit des Treffens. Auch machte ich die Bemerkung, daß die Dänische Infanterie, die sich dieser dreifachen Geschosse hauptsächlich zu bedienen schien, sehr mittelmäßig schoß; bei dem eben beschriebenen Angriff der Preußen auf das Dannewerk gingen die Kugeln der Dänen meist über die Angreifer fort, was bei einem von oben nach unten gerichteten Schuß an sich schon immer leicht statt findet. Dagegen schossen die Dänischen Jäger, welche meist mit Spitzkugelbüchsen bewaffnet waren,

recht gut und zeichneten sich überhaupt durch Gewandtheit des Tiraillirens und geschickte Benutzung des Terrains sehr vortheilhaft aus.

Die Dänen hatten, wie der Augenschein lehrte, hier am Wall beträchtliche Verluste gehabt; namentlich lagen an den jenseitigen Abhängen gegen den Bustorfer Teich hinunter viele Todte und Verwundete, oft mehrere über einander, welche auf der Flucht von der Kugel der Verfolger erreicht waren. Hier und da schien es selbst zum Kampfe Mann gegen Mann gekommen zu sein; neben der Leiche eines großen Dänischen Soldaten vom ersten Regiment lag sein Gewehr mit abgeschlagenem Kolben und das Bayonnet ganz verbogen; der Mann hatte sich offenbar tapfer gewehrt. Nicht blos die Todten hatten die Dänen liegen lassen, auch viele namentlich schwer Verwundete lagen auf den Koppeln jenseits des Walles. An einem derselben kam ich in der Entfernung einiger Schritte vorüber; ich hielt ihn für todt; sein Gesicht war mit einem Taschentuch bedeckt, was die Dänen öfter mit ihren Gefallenen thaten, ich weiß nicht in welcher Absicht. Als ich indeß ganz in seiner Nähe war, hörte ich ein leises Stöhnen; ich nahm das Taschentuch ab: der Mann hatte eine furchtbare Gesichtswunde, das ganze Gesicht war mit Blut bedeckt und er konnte nicht aus den Augen sehen. Ich winkte einem Preußischen Militärarzt, den ich eine Strecke rückwärts gewahrte, heranzukommen und zeigte ihm die Stelle, wo der schwerverwundete Däne lag, der vielleicht sonst noch lange ohne Beistand gelegen hätte; denn er lag dicht an einem Knick, und wenn man nicht nahe an ihm vorüber kam, so sah man ihn nicht.

Während ich hier auf meine eigene Hand vorging, wäre ich doch auf ein Haar in eine „falsche Position" gerathen, um mich des Ausdrucks meines früheren militärischen Rathgebers zu bedienen. Ich hatte in einer zweifelhaften Gegend, wo noch vor nicht lange Rothröcke gesehen waren, vorsichtig einen Knick überklettert und sprang an der andern Seite herunter. Ich erblickte keine Dänen mehr, wohl aber eine Compagnie Zwanziger, welche von einer andern Richtung her auf die Koppel gelangt war. Die Leute wußten offenbar nicht, ob ich nicht für einen Feind zu halten sei. Sobald ich diesseits des Knicks erschien, hoben sich sofort mehrere Gewehre zum Anschlag auf mich. Glücklicher Weise war ich schon früher darauf bedacht gewesen, mich durch ein äußeres Abzeichen für die Unsrigen als Alliirten zu legitimiren; ich hatte nämlich mein weißes Taschentuch um meinen linken Arm gebunden, und auf dies weiße

Tuch zeigte ich nun, als man Miene machte mich mit einigen Kugeln zu begrüßen. Zugleich gab ich mich durch Rufen als guter Freund zu erkennen. Die auf mich gerichteten Gewehrläufe wurden alsbald gesenkt, ich ging heran und klärte das Mißverständniß, welches mir leicht das Leben hätte kosten können, auf. Ich ward übrigens durch diesen Vorfall etwas vorsichtiger und hielt mich, um ähnlichen Mißverständnissen für die Zukunft vorzubeugen, von jetzt an immer in der unmittelbaren Nähe unserer avancirenden Truppen.

Lange dauerte indeß das Vorrücken hier nicht. Die Dänen hatten sich durch die Defileen, westlich des Bustorfer Teichs, über die Koppeln und Wiesen nach den waldigen oder buschigen Abhängen und Vorbergen zurückgezogen, welche die große Terrain-Einsenkung im Norden begrenzen. Die Unsrigen, welche noch nicht stark genug waren, sie dort anzugreifen, folgten nur bis an die diesseitigen Abhänge. Für das kleine Gewehr war die Entfernung zu groß, und selbst die Kanonenkugeln kamen häufig bereits ganz matt an, so daß man sie hüpfen und schließlich rollen sehen konnte, wenn sie sich nicht in den weichen Boden einwühlten. Auch das Artilleriefeuer ermattete auf diesem Punkt beinahe gänzlich; nur ab und zu fiel noch ein Schuß und es schien, als ob die Sache hier jetzt zu Ende sei.

Da ich nun von rechts herüber, von der Vorstadt Friedrichsberg noch ein lebhaftes Feuer hörte und dort das Haupttreffen vermuthete, so beschloß ich, längs des Dannewerk-Walles wieder zurück und dann durch Bustorf nach der Vorstadt Friedrichsberg zu gehen. Es mochte nach 2 Uhr sein. Als ich meinen Plan ausführte, begegnete ich in der Nähe der Chaussee, oben auf dem Wall, dem Prinzen von Noer mit seiner Suite, welcher so eben auf dem Kampfplatz angelangt war. Ich wechselte eine kurze Begrüßung mit ihm, und er ging dann weiter in der Richtung, woher ich eben kam. Wahrscheinlich begab er sich bald nachher zum General Wrangel und es fanden dann die Scenen statt, welche der Prinz in seinen Aufzeichnungen so drastisch beschrieben hat.*) Wrangel, der schon früher das Gefecht einmal bei Bustorf hatte abbrechen wollen, damals aber durch das erneute Vorgehen der Dänen daran gehindert war, hatte, nachdem die Dänen, wie oben erzählt, vom Dannewerk in die nördlich gelegenen Positionen zurückgeworfen waren, abermals, wenig-

*) Seite 162 ff.

stens zeitweilig aufzuhören beschlossen, und diesem Beschluß war die Gefechtspause zu verdanken, welche mich veranlaßte, den westlich von Bustorf und Friedrichsberg gelegenen Kampfplatz zu verlassen und mich nach der Stadt Schleswig zu wenden, wo noch gefeuert ward. Der General Wrangel hatte gemeint, er müsse in Ruhe essen, und daher eine Stunde Ruhe befohlen. Der General hatte den Prinzen, dessen Truppen auf unnöthigen Umwegen einen anstrengenden Marsch von 5 Meilen hatten machen müssen, anfangs vorcommandirt, dann aber, als der Prinz gegen $4^1/_2$ Uhr zu ihm kam, gemeint: „Ich denke wir hören für heute auf;" und als der Prinz dagegen remonstrirte, und seine Jäger auf die feindliche Stellung vorgehen ließ: „Ich sage Ihnen, wir wollen aufhören, verstehen Sie mir?"

Ich kehre zu mir und meinen Erlebnissen an diesem Tage zurück. Als ich vom Dannewerk in das Dorf Bustorf hinabstieg, fand ich dasselbe mit Truppen von verschiedenen Corps angefüllt. Am Brunnen standen ein paar Posten, um die durch den Marsch und zum Theil durch den Kampf erschöpften Soldaten vom unvorsichtigen Trinken abzuhalten. In einer Scheune war eine Anzahl Dänischer Gefangener untergebracht. Dieselben hatten sich jetzt schon etwas beruhigt; bei der Gefangennahme, die sie fast mehr als den sichern Tod zu scheuen schienen, und kurz nachher, waren sie sehr für ihr Leben in Angst gewesen. Die Ursache, welche wir von den Gefangenen selbst erfuhren, war allerdings der Art, daß das Begriffsvermögen ungebildeter Leute dadurch verwirrt und in Schrecken gesetzt werden mußte. Man hatte nämlich den gemeinen Soldaten gesagt, wenn sie sich gefangen nehmen ließen, so würden sie doch erhängt oder erschossen werden: ja man hatte es noch dahin gesteigert: erst müßten sie drei Tage lang hungern — wie furchtbar für einen wohlgenährten Jütischen oder Seeländischen Bauernjungen! — dann würden sie gebrandmarkt und schließlich gehängt. Natürlich, daß bei solchen Aussichten die Armen bei der Gefangennehmung zitterten und bebten wie Espenlaub und mit flehender Stimme um Schonung ihres Lebens baten. Wirklich liebenswürdig zeigten sich unsere Soldaten hierbei in der Art, wie sie den armen Gefangenen Muth einzuflößen und den Wahn zu benehmen suchten, als ob sie von ihnen etwas zu fürchten hätten. Auch die Einwohner von Bustorf und Schleswig waren in ihrem Benehmen gegen die Gefangenen sowohl des heutigen als des folgenden Tags durchaus freundlich und ohne alle gehässige Feindseligkeit. Das Verhalten der

Deutschen gegen die Dänischen Gefangenen bildete in der That den schroffsten Gegensatz zu der widerlich rohen Gemeinheit, mit welcher die Gefangenen von Bau in Kopenhagen von niederem und vornehmem Pöbel insultirt und selbst mit Handgreiflichkeiten nicht verschont waren. Gefangenen Civilpersonen, welche nach der Hauptstadt transportirt wurden, erging es nicht besser; die innerliche Rohheit des Dänischen Volkscharakters, der unter der Hülle äußerer Politur liegt, kam bei jenen Gelegenheiten recht kraß zum Durchbruch. Eine Nation, die es über sich vermag, im ehrlichen Kampf überwundene und gefangene Feinde zu schmähen und zu mißhandeln, entbehrt jedes Adels der Gesinnung. Ich erkenne es gern an, daß sich auch unter den Dänen Männer fanden, die sich bemühten, den an wehrlosen Gefangenen verübten Nichtswürdigkeiten zu wehren; aber daß die letztern bei der großen Masse Anklang fanden, daß sich selbst Menschen aus den höhern Ständen daran betheiligten, war schon schlimm genug.

In Bustorf traf ich auch auf das Corps der Bracklow'schen Scharfschützen, welches mit den andern Schleswig-Holsteinischen Truppen von Kropp angelangt war und hier weitere Befehle erwartete. Wenn dasselbe jetzt die Ordre zum Vorrücken gehabt hätte, so würde ich mich ihm angeschlossen haben, um so mehr, da ich einige Bekannte darunter hatte. Das Corps, welches erst später vorcommandirt ward, und sich dann sehr brav mit den Dänen im Thiergarten schlug, hatte indeß damals, als ich durch Bustorf kam, noch keinen Befehl zum Vorrücken und da ich eilte, nach Schleswig hineinzukommen, wo noch immer Schüsse fielen, so begnügte ich mich, meine Bekannten im Vorbeigehen zu begrüßen, und marschirte dann durch das langgestreckte Ober- und Nieder-Bustorf nach der Vorstadt Friedrichsberg. Ich fand hier überall die Spuren des frischen Kampfes; die Dänen hatten sich hier in den Gärten, hinter den Mauern und Häusern hartnäckig vertheidigt. Namentlich ein Haus fiel auf, dessen Giebelwand oben weite Lücken zeigte. Man sagte mir, daß dort bei diesem Hause Dänische Geschütze postirt gewesen seien, die von hier aus nach den umliegenden Anhöhen gefeuert hätten, während ein paar Preußische Kanonen ihrerseits ihr Feuer hierher gerichtet und die Dänischen Geschütze endlich zum Abfahren genöthigt hatten. Ein heftiger Kampf hatte namentlich an dem engen Defilé statt gefunden, welches von Bustorf nach der Vorstadt Friedrichsberg führt; zur Linken — wenn man von Rendsburg kommt — hat man hier den Bustorfer Teich, zur Rechten eine tiefe Ein-

bucht der Schlei, die sogenannte Otternkuhle; hier war eine größere Dänische Abtheilung abgeschnitten; ein Theil war gefangen, eine Anzahl Anderer, die den Versuch machten, durch die Otternkuhle nach dem Friedrichsberg zu entkommen, ertrank in dem sumpfigen, durch den Ostwind höher als gewöhnlich aufgestaueten Gewässer.

Auch in Friedrichsberg hatten sich die Dänen nicht zu halten vermocht, und waren nach dem Schloß Gottorf und nach den nördlich jenseits der Dämme gelegenen Positionen zurück gewichen. Das Schloß Gottorf war von Dänischer Garde, deren Bärenmützen man über den Brustwehren erblickte, und einigen Geschützen besetzt. Die Unsrigen hatten Friedrichsberg, als ich hineinkam, bereits im Besitz; es waren Garde-Schützen — sogenannte Neufchateller — und Kaiser-Franz-Füsiliere, welche ich hier antraf. Ich ging durch die große Straße bis an die Allee vor, welche auf den Schloßdamm zuführt; hier standen unsere am weitesten vorgeschobenen Posten; Jeder deckte sich, so gut er konnte, hinter den großen Bäumen der Allee. Ich ging zu ihnen heran und unterhielt mich mit ihnen über die Ereignisse des Tags. Auf meine Frage, warum es denn jetzt nicht weiter vorwärts gehe, ward mir geantwortet, daß nach Aussage der Schleswiger Bürger die Dämme, welche man beim weiteren Vordringen zu passiren hatte, unterminirt seien. Zudem lagen beide, sowohl der nach der Altstadt führende Damm als der Schloßdamm, unter dem bestreichenden Feuer der auf dem Schloß postirten Dänischen Artillerie. Dieselbe machte sich auch jetzt noch in kleinen Zwischenpausen vernehmlich. Bald sauste eine Kugel über uns durch die Bäume der Allee und zerschmetterte einige Zweige, die uns vor die Füße fielen, bald hörten wir die Kugeln in die Dächer der Häuser einschlagen. Wir machten uns über den vergeblichen Munitionsaufwand der Dänen lustig, als endlich eine dieser aufs Gerathewohl abgeschossenen Kugeln doch ein beklagenswerthes Ziel fand.

Ein paar hundert Schritt rückwärts von unseren vorgeschobenen Posten lag unweit der Hauptstraße ein großes Gebäude, das sogenannte Prinzen-Palais; von der Straße führte eine kleine Brücke über einen, irre ich nicht, vom Schloßteich herkommenden Wasserlauf nach dem etwas rückwärts gelegenen Gebäude, dessen vorspringende Flügel einen gegen das Feuer vom Schloß her geschützten Raum bildeten. Eine Compagnie der Franz-Füsiliere, denen auch die gegen das Schloß ausgestellten Posten angehörten, hatte das eine gute Deckung darbietende Gebäude besetzt. Als ich mich von meiner Excursion zu den Vorposten wieder nach der Haupt-

straße zurückwendete, bemerkte ich, daß mehrere Soldaten, welche Strohbündel trugen, die kleine nach dem Prinzen-Palais führende Brücke im Galopp und in großen Sprüngen passirten. Mir fiel dies auf, da ich früher beim Vorbeigehen die Soldaten die Brücke ganz nonchalant hatte passiren und auf derselben stehen sehen. Auf meine Nachfrage, was die großen Sätze, mit denen die Brücke jetzt passirt ward, bedeuteten, hörte ich, daß auf dieser Stelle kurz zuvor ein Unglück passirt war, und wie es zu gehen pflegt, man deckte den Brunnen zu, als das Kind hineingefallen war. Auch zwei Officiere, der Hauptmann von Normann und der Lieutenant von Berg waren auf der Brücke stehen geblieben. Da kommt eine der Kugeln, mit denen uns Schloß Gottorf noch regalirte, schlägt durch das Brückengeländer, reißt eine Stange desselben ab, und die letztere zerschmettert jedem der beiden genannten Officiere ein Bein. Bei Beiden mußte die Amputation vorgenommen werden, Beide starben indeß in den nächsten Tagen an den Folgen der schweren Verwundung.*)

Als ich in der Hauptstraße von Friedrichsberg in der Erwartung, daß es bald wieder vorwärts gehen werde, auf und ab ging, begegnete mir hier der General Fürst Radziwil, der unter Wrangel commandirte. Ihm mochte die isolirte Erscheinung eines bewaffneten Civilisten unter seinen Gardesoldaten auffallen, und er fragte mich daher, wer ich sei und was ich dort wolle. Ich nannte ihm meinen Namen, ich sei mit am Dannewerk gewesen und habe nun sehen wollen, wie die Sache hier in Schleswig stünde; zu meinem Bedauern fände ich, daß es auch hier nicht vorwärts gehe. Der General schien durch meine Erklärung befriedigt, und meinte, es lasse sich hier zur Zeit nichts thun. Ob weitere Operationen an dieser Stelle wirklich so unmöglich waren, überlasse ich dem Urtheil militärischer Sachverständiger; ich hätte denken sollen, wenn man eine stärkere Artillerie gegen die Besatzung des Schlosses angewandt hätte, so hätte es möglich sein müssen, die dort postirten Dänischen Geschütze, wenn auch nicht zum Schweigen zu bringen, so doch so weit zu beschäftigen, daß man einen Versuch auf den nach der Altstadt führenden Damm hätte wagen können. Daß die von den Dänen angelegte Mine, vor der die

---

*) Eine vorzugsweise nach officiellen Quellen gearbeitete Darstellung des Gefechts bei Schleswig im Beiheft zum Militär-Wochenblatt für 1854 setzt p. 267 den oben erzählten Vorgang gegen 5 Uhr Nachmittags. Verschiedene Umstände, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, machen es mir wahrscheinlich, daß hier ein Irrthum in der Zeitangabe statt findet. Es muß etwa eine Stunde früher gewesen sein.

Schleswiger Bürger warnten, durch den hohen Wasserstand der Schlei unbrauchbar geworden war, hätte man, wenn man sich ernstlich darum bemüht hätte, bald erfahren können. Doch fehlte es, wie ich denke, an dem ernstlichen Willen hier weiter vorzubringen, wie es ja überall nicht die Absicht des Höchst-Commandirenden gewesen war, an dem heutigen Tage ein ernstliches Gefecht zu liefern. Hatte er doch demgemäß bereits mehrfach den Versuch gemacht, das Gefecht abzubrechen und hier fand sich nun in den Verhältnissen der Oertlichkeit ein wenigstens scheinbar plausibler Grund, auf ein weiteres Vorgehen zu verzichten.

Es mochte gegen 4 Uhr Nachmittags sein; ich war von dem Marsch, von dem Herumklettern über Wälle und Zäune müde geworden und setzte mich im Anfang der großen Friedrichsberger Straße auf die Stufen von einer Hausthüre. Alsbald kam der Hauswirth, ein Tischler H., der mich sofort bemerkt hatte, heraus, bewillkommnete mich auf das Herzlichste und lud mich ein, hineinzutreten und zu essen; bereits säßen dort einige Schützen beim Mittag. Die Preußischen Truppen waren von den Schleswiger Einwohnern bei ihrem Einzuge mit Jubelruf als Befreier empfangen, alsbald hatten sich die Häuser mit Deutschen Fahnen geschmückt, welche während der Dänischen Occupation den feinen Nasen der Dänischen Spione entgangen waren. Die guten Schleswiger ließen es indeß nicht blos bei dem Enthusiasmus bewenden; sobald die Truppen einigermaßen Zeit und Ruhe bekamen, fanden sie in den Häusern die nöthige Stärkung durch Speise und Trank, und trotzdem die Dänische Einquartierung der vorangegangenen Tage schon große Opfer von Seiten der Einwohnerschaft Schleswigs erheischt hatte, fanden sich doch überall in Küche und Keller noch Vorräthe, um die einziehenden Befreier zu laben. Im Zimmer traf ich vier Garde-Schützen, sogenannte Neuschateller, die es sich gut schmecken ließen; wir waren alle hungrig wie die Wölfe und ich habe selten mit einem solchen Appetit gegessen wie damals.

Ich fragte unsern Wirth nach dem Betragen der Dänen während ihrer Anwesenheit in Schleswig und erfuhr, daß sie sich gegen die Bürger im Allgemeinen anständig und ordentlich betragen hätten. Dagegen hörte ich eine Reihe von Zügen, welche den Dänischen Charakter von jener kleinlichen, unlautern Seite zeigten, der ihm längst zum Vorwurf gemacht ist. So hatten die Dänen wenige Tage zuvor eine Deutsche Fahne, die sie wahrscheinlich auf irgend einem Hause gefunden hatten, an einen

Pferdeschweif gebunden durch den Koth geschleppt, dagegen eine Englische Fahne als Unterpfand einer nahen Englischen Hülfe im Triumph durchs Lager geführt. Ueberhaupt hatte man sich bemüht, den Glauben an nahe Englische, Russische und Schwedische Hülfe in jeder Weise unter den Soldaten zu verbreiten; selbst noch mehrere Tage nach dem Gefecht bei Schleswig hatte der Dänische Commandant von Hadersleben durch öffentlichen Anschlag die Fabel bekannt gemacht, daß Rendsburg von den Engländern erobert sei. Dagegen hatte man, was die Preußen anbetrifft, die Soldaten glauben gemacht, bald daß sie zur Unterdrückung des Aufruhrs in Holstein erschienen und gar nicht gegen die Dänen kämpfen würden, bald, daß gar keine Preußen da seien, daß es vielmehr lauter Gesindel in Preußische Uniformen gesteckt sei, zu deren Ankauf der Herzog von Augustenburg seine Güter und Juwelen verkauft habe. Noch am Tage vor dem Gefecht hatte ein bei unserem Wirth in Quartier liegender Sergeant denselben beschworen, ihm nun doch um Gotteswillen einmal die Wahrheit hinsichtlich der Preußen zu sagen. Nach solchen durch lügenhafte Vorspiegelungen hervorgerufenen Illusionen mußte die Enttäuschung um so größer sein, als nun die wirklichen Preußen angegriffen, und zwar mit einem Ungestüm, wie er den Dänen noch nicht vorgekommen war, und diese Enttäuschung hat auch zu der Demoralisation des Dänischen Heeres nach dem Gefecht sehr viel beigetragen. An lächerlichen Prahlereien hatten es besonders die Dänischen Officiere nicht fehlen lassen; so hatten sie mehrere Male in den vorangehenden Tagen, wenn sie ausgerückt waren, geäußert, sie wollten nun in Rendsburg frühstücken. Einer unserer Schützen bemerkte sehr gut hierzu: das Frühstück hätten sie ihnen nun vorgesetzt, allein es seien blaue Bohnen gewesen, und die hätten die Herren Dänen nicht gemocht.

Ein ziemlich komisches Intermezzo erfolgte, während wir uns an Speise und Trank stärkten. Schräg gegenüber dem Hause, in dem wir saßen, hatte sich ein hoher Preußischer Officier, irre ich nicht, der Oberst-Lieutenant Graf Waldersee, einquartiert. Er steht gerade in der Thür, als zwei Dänen, ein Thierarzt vom Militär und ein Anderer, angeritten kommen, die noch gar nicht zu wissen schienen, daß dieser Stadttheil von den Unsrigen besetzt sei. Der genannte Officier ruft sie an und sagt ihnen, daß sie seine Gefangene seien. Höchst erstaunt, daß ein einzelner Mensch es wagt, sie zu Gefangenen machen zu wollen, haben sie anfangs noch keine Lust Ordre zu pariren, müssen sich indeß, da im Augenblick eine An-

zahl Preußen aus den umliegenden Häusern auf die Straße kommen, in ihr Schicksal ergeben.

Nach dem Essen ward ich von meinen Freunden, den Neufchatellern, aufgefordert, mit ihnen das in der Nähe befindliche Dänische Lazareth zu besuchen. Gleich auf dem Vorhofe lagen mehrere Leichen auf dem Steinpflaster umher, zum Theil durch schreckliche Wunden entstellt, und als wir das Haus selbst betraten, bot sich uns ein Bild des Elends und des Jammers dar, welches ich nie wieder vergessen werde. Nicht nur, daß die eigentlichen Lazarethzimmer voll waren von größtentheils schwer Verwundeten, sondern auch unten der Hausflur und einige daran stoßende, sonst zu anderm Gebrauch bestimmte Zimmer, überhaupt jeder Winkel, wo noch Platz war, ward zur Lagerstätte für die Armen benutzt, von denen in jedem Augenblick neue Wagen voll ankamen. Ein paar Dänische Aerzte, welche Gefangene auf Ehrenwort waren und ihre Verwundeten besorgten, waren in Verzweiflung, wo sie mit den Menschen bleiben sollten. Da wurden sie denn hingelegt auf dem harten Fußboden, wie es traf, einen Tornister unter dem Kopf und kaum etwas nothdürftiges Stroh unter dem Leibe, welches sich alsbald von ihrem Blute roth färbte. Wie manche kraftvolle Gestalt habe ich hier auf die schauderhafteste Weise verstümmelt gesehen, welche herzzerschneidende Jammertöne habe ich hier gehört, wie mancher brechende Blick hat hier mit jenem flehenden Ausdruck namenloser Angst auf mir geruht, als stände es in meiner Macht, die Qualen zu enden! Wer einen gründlichen Widerwillen gegen die Barbarei des Kriegs bekommen, wer die ganze Schwere der Verantwortlichkeit empfinden will, welche auf den Urhebern des Kriegs lastet, der sehe ein solches Nachspiel einer Schlacht! Ich hielt es nicht lange aus und als ich aus dem Hause des Jammers wieder ins Freie trat, stand mir noch lange die entsetzliche Scene vor Augen.

Inzwischen dröhnte vom Westen herüber der Kanonendonner wieder in immer kürzeren Pausen und auch das Klein-Gewehrfeuer machte sich trotz des abstehenden Windes vernehmlich. Ich dachte einen Augenblick daran, wieder nach dem westlichen Theil des Kampfplatzes hinüber zu gehen, allein da ich immer noch erwartete, daß es hier in Schleswig wieder vorwärts gehen werde, und ich außerdem zu müde war, um noch viele unnöthige Kreuz- und Quermärsche zu machen, so blieb ich wo ich war. Wir sollten freilich vergeblich auf einen Befehl zum Vorgehen warten; es geschah hier nichts, obwohl man bei einigem Eifer und größerer

Aufmerksamkeit kurz nach fünf Uhr das Schloß Gottorf, ohne einen Schuß zu thun, hätte besetzen können. Der Dänische Commandant hatte dasselbe damals auf ein falsches Gerücht hin, als sei die Altstadt von den Unsrigen besetzt, eilig geräumt. Dies war aber nicht bemerkt, weil von unserer Seite nicht aufgepaßt ward. Eine halbe Stunde später hatten die Dänen, welche ihres Irrthums inne geworden waren, das Schloß wieder besetzt, schossen aber nachher nicht mehr nach dem Friedrichsberg hinüber, so daß etwa von 5 Uhr ab das Gefecht hier ganz ruhte. Dagegen dauerte es im Westen bis zum Einbruch der Dunkelheit, bis etwa gegen 7 Uhr. Hier waren die Dänen nach der längeren Pause, welche auf den Kampf am Dannewerk gefolgt war, in ihren Positionen an dem nördlichen Rande der Einsenkung angegriffen, welche sich westlich des Schloßteichs hinzieht. Namentlich bei der Annettenhöhe und Pulvermühle war es zu einem hartnäckigen Kampf gekommen. Zugleich war endlich auf unserem äußersten linken Flügel bei den Dörfern Groß- und Klein-Dannewerk, Husby und Schuby auch das Gros der von General Bonin befehligten Streitkräfte in Aktivität gekommen, und auch die vom Prinzen commandirten Schleswig-Holsteiner Regulären und das Bracklower Schützencorps hatten noch einen rühmlichen Antheil an der schließlichen Vertreibung der Dänen aus allen ihren Positionen. Die Schützen, denen das Terrain größtentheils wohl bekannt war, stellten ein förmliches Treibjagen mit den Dänen durch den Thiergarten an, wobei leider ihr Führer, der ehemalige Preußische Lieutenant Hellmundt, schwer in den Arm verwundet ward, so daß er amputirt werden mußte. Mit Einbruch der Dunkelheit waren sie auch aus dem Thiergarten hinausgeworfen und standen nördlich gegen die Flensburger Chaussee auf das große Plateau gedrängt, welches sich gegen Idstedt hinzieht. Auch das Schloß Gottorf ward endlich gegen 7 Uhr geräumt; doch besetzten die Unsrigen es erst eine geraume Zeit später, nicht lange nach 9 Uhr.

So waren die Dänen nach einer hartnäckigen Gegenwehr aus Schleswig vertrieben, die man um so mehr anerkennen muß, als sie an diesem Tage durch den Angriff eigentlich überrascht waren. Sie mochten etwa 150 Todte und 500—600 Verwundete, dazu gegen 150 unverwundete Gefangene verloren haben; auch von den Verwundeten blieb ein großer Theil in Deutschen Händen. Der Verlust der vereinigten Preußen und Schleswig-Holsteiner war viel geringer, er betrug gegen 50 Todte, 300 Verwundete und etwas mehr als 100 Vermißte, welche theils in Ge-

fangenschaft gerathen, theils auch verwundet und später noch aufgefunden wurden.

Am Abend bedauerte ich meine armen Landsleute, die Preußen, welche trotz der anstrengenden Strapazen des Tages größtentheils im Freien bivouakiren mußten; selbst in der Stadt mußten sie bei der Nähe des Feindes auf Stroh vor den Häusern liegen, und das in einem furchtbaren Regen-Wetter, welches den Abend hereinbrach. Da ich als Volontair auf meine eigene Hand an Niemandes Befehle gebunden war, so bedachte ich mich nicht ein gutes Nachtquartier anzunehmen, welches mir der Bruder unseres ersten Wirths sehr zuvorkommend anbot. Mein Stubenkamerad für diese Nacht war ein leicht verwundeter Grenadier vom Kaiser-Franz-Regiment; die Kugel war ursprünglich auf sein Seitengewehr geschlagen und ein Stück derselben hatte ihm dann eine leichte Fleischwunde im Ober-Schenkel beigebracht.

So ermüdet ich auch eigentlich war, so konnte ich doch nicht schlafen; die Aufregung wirkte nach, und im halbwachen Zustande zogen die Erlebnisse des Tages noch einmal im wirren Gewühl an mir vorüber. Erst gegen Morgen fand ich einige Stunden Ruhe.

Am andern Morgen erwartete ich, daß es in aller Frühe wieder vorwärts gehen werde, um die Dänen zu verfolgen; ich hatte immer gehört und gelesen, daß man einem geschlagenen Feind eng auf den Fersen sitzen müsse und daß die eifrige Verfolgung nach der Schlacht den Sieg erst kröne. Aber Stunde um Stunde verging und kein Marsch-Befehl kam. Wie ich später erfuhr, hatten schon am Abend zuvor mehrere Schleswig-Holsteinische Commandeure den Obergeneral vergeblich gebeten ihnen die Verfolgung der Dänen zu gestatten; speciell hatten dann der Prinz von Noer und der General Bonin sich angeboten schon um 6 Uhr früh mit ihren Truppen die Verfolgung zu beginnen. Aber auch das ward von Wrangel nicht genehmigt; anfangs ward ihr Abmarsch bis 9 Uhr, dann bis 12 Uhr aufgeschoben und erst nach 12 Uhr kamen sie wirklich in Marsch. Statt ihrer, die dem Feinde zunächst standen, wurden nun die Bundestruppen des 10. Armeecorps nach vorn an die Spitze gezogen. Um dies Manöver ganz zu würdigen, muß man wissen, daß General Halkett mit diesen Truppen am Tage zuvor (23.) erst Rendsburg und Brekendorf (zwischen Rendsburg und Schleswig) erreicht hatte, daß sie sehr früh aufbrechen mußten, um Vormittags am 24. nur Schleswig zu erreichen, und diese Truppen, die man also durch die ganze Stellung der Preußen und Schles-

wig-Holsteiner durchziehen und von hinten an die Spitze bringen mußte, sollten nun ermüdet, wie sie bereits in Schleswig ankamen, die Verfolgung des Feindes betreiben, der sich bereits mit Tagesanbruch aus seinen Stellungen nördlich Schleswig auf der Straße nach Flensburg zu entfernt hatte. Ich sah die Truppen Vormittags durch Schleswig passiren, auch meine Freunde, die Mecklenburger, waren dabei; der Unterofficier, der mich seiner Zeit vom Großherzog zum Major von Lützow geführt hatte, trat aus dem Gliede mich zu begrüßen; ich erkannte ihn zuerst nicht, bis er mich an die Veranlassung unserer Bekanntschaft erinnerte.

Wäre ich beritten gewesen, so hätte ich mich der Cavallerie des 10. Bundes-Armeecorps angeschlossen; so aber konnte ich nicht hoffen, die Dänen noch zu erreichen. Daß die Dänische Arrièregarde, wie es durch einen Mißgriff des Dänischen Oberbefehlshabers geschah, endlich bei Oeversee und Bilschau auf der Straße nach Flensburg doch noch eingeholt wurde, konnte ich nicht voraussehen. Die Dänen verloren dort noch ein paar hundert Gefangene, welche gegen Abend in Schleswig eingebracht wurden.

In einer Beziehung war es mir übrigens gar nicht so unlieb, daß es am Morgen des 24. nicht weiter ging. Das Unwetter vom Abend vorher dauerte noch an, und es war jedenfalls viel behaglicher in dem gastfreundlichen Schleswig als draußen im Sturm und Regen auf der kothigen Landstraße. Erst gegen Mitte Vormittags, als der Regen ein wenig nachließ, ging ich aus. Zunächst nach dem Schloß Gottorf. Die Spuren unserer Kanonenkugeln waren an den Wänden wahrnehmbar, doch sollen sie sonst wenig Schaden gethan haben. In den weiten Räumen und Gemächern des Schlosses lag und stand noch Alles so, wie es von den Dänen am Tage zuvor verlassen war, und die Tafeln, an denen die Herren die Festmahlzeit am ersten Ostertage hatten einnehmen wollen, standen noch unberührt. Ein Zimmer war von den Dänischen Officieren zum Lese-Kabinet hergerichtet, man fand hier indeß nur Dänische Lektüre, nicht eine einzige Deutsche Zeitung. Im Laufe des Tags ward dann das Schloß zur Aufnahme für die Verwundeten und Gefangenen hergerichtet.

Später besuchte ich den Kampfplatz westlich des Schloßteiches, wo es gestern Nachmittag noch so heiß hergegangen war. Namentlich bei dem kleinen von Gehölz umgebenen Gehöft Annettenhöhe, welches auf einem südlich von den Anhöhen des Thiergartens vorspringen-

den Vorhügel liegt, ließen sich noch alle Spuren des verzweifeltsten Kampfes wahrnehmen. Die Bäume zeigten dort zahllose Kugelspuren und am wildesten sah es in und um zwei dort liegenden Häusern aus, wo augenscheinlich die erbittertste Gegenwehr geleistet und Mann gegen Mann gekämpft war. Unzählbare Kugelspuren an den Außenwänden, von Fensterscheiben keine Spur, die Fensterläden von Kugeln durchlöchert, in den Zimmern an den Wänden herum rings eingedrungene Kugeln, die Thüren zerschmettert und eingeschlagen, auf dem Fußboden ganze Lachen von Blut; rings zerstreut Preußische Helme und Dänische Tschakos, Tornister, Waffen aller Art, viele Todte unmittelbar vor den Häusern und in den Gärten — das war der Anblick der sich mir darbot. Namentlich die Preußen hatten an dieser Stelle viele Leute verloren. Es waren Truppen vom 2. und vom 20. Regiment, welche hier gefochten hatten. Sie hatten anfangs die Annettenhöhe, ebenso wie die nahe gelegene Pulvermühle, ziemlich leicht erobert. Dann aber waren sie von überlegenen Dänischen Streitkräften, namentlich dem 1. Dänischen Jägercorps, angegriffen und wieder herausgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit hatten sie schwere Verluste. Ich gebe im Folgenden eine Schilderung dieses hitzigen Kampfes, welche auf dem Bericht der betheiligten Preußischen Officiere beruht *).

Das Gehöft Annettenhöhe war, von verschiedenen Seiten angegriffen, gleichzeitig von Musketieren des 2. (Königs-) Regiments, Zwanziger-Füsilieren und Rudolstädter Schützen besetzt; die letzteren, ein kleines Freiwilligen-Corps von etwa 30 Mann, kämpften hier sehr tapfer im Anschluß an die Preußen. Bereits wollte man den zurückziehenden Dänen einen Zug zur Verfolgung nachschicken. Aber noch ehe dieser Zug in Bewegung kam, fielen plötzlich aus dem Schuppen auf dem Hofe viele Schüsse, und stürzten mehrere Füsiliere davon getroffen zu Boden. Man sah unmittelbar darauf eine starke Kette Dänischer Jäger von einer andern Richtung her durch den Park sich dem Hofe nahen. Die diesseitigen Soldaten waren durch das so unerwartet auf sie gerichtete Feuer in Verwirrung gerathen und zum Theil aus dem Hofe zurückgewichen. Hauptmann von Zweiffel und Lieutenant Fischer (vom 20. Regiment) suchten die bei ihnen Gebliebenen an der Lisière des Gartens zu postiren, um den Rück-

*) Entnommen aus der Darstellung der Begebenheiten des 23. April im Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Febr. bis Sept. 1854.

zug der Uebrigen zu decken. Allein sie mußten solches bald aufgeben und, hart gedrängt von den Dänen, selbst an den Rückzug denken. Sie warfen sich, unbekannt mit der Lokalität, in das Haus und dachten, mit den noch darin befindlichen Mannschaften, dort entweder Widerstand zu leisten oder durch die auf der entgegengesetzten Seite vermuthete Thür den Ausweg zu nehmen. Der Hauptmann von Schwarzkoppen (vom 2. Regiment) war, als er den Feind im Garten hörte und sah, zunächst bemüht gewesen, die in den Zimmern des Hauses bunt durch einander gemischten Soldaten an die nach dem Hofe gerichteten Fenster zu stellen und eine Art von Vertheidigung einzuleiten. Aber der Wirrwar war zu groß und sein Bemühen daher vergebens. Nun suchte er auf dem Hofe Halt in die Sache zu bringen. Aber dort war Alles schon im Weichen und er entkam nur mit Noth aus dem Gitterthor. Fast wäre er dabei erschossen worden. Ein Dänischer Soldat schlug auf 30 Schritt auf ihn an, aber ein Zwanziger-Füsilier streckte Jenen nieder, noch ehe er abgedrückt hatte. Die aus dem Hofe Vertriebenen zogen sich theils nach der Pulvermühle, theils hinter die Knicks auf der Höhe zurück, von wo sie gekommen waren. Die gar nicht in den Hof gekommenen, auf dem Wege vor dem Hause oder sonst in der Nähe gestandenen Abtheilungen hatten in dem Gewirr nicht vermocht, Unterstützung zu bringen. Indeß waren der Hauptmann von Zweiffel und Lieutenant Fischer noch in dem Hause, und sahen, wie mehrere der darin zurückgebliebenen Soldaten durch die Fenster der Rückseite flüchteten, weil sie eine Thür hier nicht fanden. Da der Feind schon anfing, vom Hofe aus in das Haus einzudringen und es aller Versuche ungeachtet, nicht möglich war, noch einen Widerstand einzurichten, so wollten auch sie eben an die Fenster, als das vorderste Zimmer sich plötzlich mit Dänen füllte. Es entspann sich nun ein Kampf in nächster Nähe, aus einem Zimmer ins andere, der viel Blut kostete. Auch der Hauptmann von Zweiffel ward hierbei durch einen Schuß in der linken Hüfte verwundet, hatte jedoch noch die Kraft, den feindlichen Schützen mit dem Säbel zurückzutreiben und dann durch einen Sprung aus dem Fenster sich der Gefangenschaft zu entziehen. Der Lieutenant Fischer kam unverwundet davon. Sein Bursche, der ihm folgte, hatte die Geistesgegenwart, einem Dänischen Soldaten, der auf den genannten Officier anschlug, eine Flasche Wein, die er für seinen Herrn im Brodbeutel trug, ins Gesicht zu schleudern und dadurch Jenen wie auch sich selbst vor Tod oder Verwundung zu retten. Was dann noch von Preußischen Soldaten im Hause

blieb, erlag bald den Kolben und Bayonnetten der an Zahl so überlegenen Dänen. Die gegenseitige Wuth muß groß gewesen sein. Im Eingang des Hauses lag, wie der Däne Dinesen erzählt, ein Preußischer Sergeant auf einem Dänischen Jäger, beide todt; sie hatten sich gegenseitig in das Jenseits geschafft. In einem der Zimmer fand man einen andern Preußischen Unterofficier, Nehlsen, von Zweiffels Compagnie todt auf dem Boden mit nicht weniger als 18 Wunden. Nur ein einziger Füsilier blieb am Leben. Er warf sich, da er die Möglichkeit, aus einem der Fenster zu entkommen, nicht mehr vor Augen sah, mit den um ihn herum Fallenden zu Boden und blieb so lange liegen, bis das Haus zum zweiten Mal von den Preußen erobert wurde. Doch war es auch bei ihm nicht ohne einen Kolbenschlag auf den Kopf abgegangen. — Erst später als auch die Schleswig-Holsteiner und namentlich die Bracklow'schen Schützen in das Gefecht eingriffen, konnte Annettenhöhe von den Preußen wieder genommen werden, und es kam abermals dabei zum Handgemenge.

Noch während ich am Vormittage nach dem Gefecht Annettenhöhe besuchte, kamen die Wagen, um die hier noch umherliegenden Todten fortzuschaffen. Sie wurden wie alle Anderen nach der kleinen Kirche der Vorstadt Friedrichsberg gebracht, und hierhin begab auch ich mich später von Annettenhöhe. Da lagen sie nun, Freund und Feind, neben einander in den Gängen der Kirche und um den Altar herum. Auf einigen wenigen Gesichtern hatten die Züge noch den Ausdruck des Grimms, in dem die tödtliche Kugel oder Bayonnetspitze sie überrascht hatte; auf den meisten, falls sie nicht durch Wunden zu sehr entstellt waren, lagerte der feierliche Ernst des Todes. Ich stand lange in tiefe Gedanken versunken unter diesen stummen bleichen Gestalten, die noch gestern früh voll Kraft und Leben gewesen waren. Und wofür waren sie in den Tod geschickt!

Große Indignation mußten die Spoliationen erwecken, die an den Gefallenen verübt waren; denn nicht nur, daß räuberisches Gesindel die Todten ihrer werthvollen Sachen, als Uhren, Geld u. s. w. beraubt hatte, mehreren waren auch die Kleider bis aufs Hemde genommen. Und dergleichen war zum Theil bereits am vorigen Nachmittage, das Meiste in der Nacht auf dem Schlachtfelde verübt.

Am folgenden Tage (25.) fuhr ich nach Flensburg, wo unsere Truppen an demselben Morgen eingerückt waren. Alle Gasthäuser waren überfüllt; ich schlief die nächste Nacht in dem Gastzimmer eines derselben, in meinen Mantel gehüllt, auf dem nackten Fußboden, indem ich die Lehne

eines umgelegten Stuhls als Kopfkissen benutzte. Daß es ein sehr angenehmes Lager war, kann ich eben nicht behaupten. Am folgenden Tage suchte ich meiner Jagdtasche mit meinen Kleidungsstücken und Reise-Utensilien wieder habhaft zu werden; mit einiger Mühe fand ich den Maler Roß auf, der mir mein Eigenthum in dem großen Trouble des Hauptquartiers gewissenhaft aufbewahrt hatte.

Ich war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß an diesem Tage (26.) sämmtlichen Truppen ein Ruhe- und Rasttag befohlen war. Ich fragte: aber giebt es denn keine Dänen mehr zu verfolgen? Man zuckte die Achseln. Ich hörte nun die Details, wie man seit Schleswig die Verfolgung betrieben. Ich habe bereits erwähnt, daß Wrangel statt die zunächst am Feinde stehenden Preußen und Schleswig-Holsteiner in der Frühe des 24. zur Verfolgung vorgehen zu lassen, dieselben bis Mittag in ihren Stellungen zurückgehalten und statt ihrer die Bundestruppen des 10. Armeecorps aus weit rückwärts Schleswig gelegenen Stellungen hatte vorgehen lassen. Dieselben hatten nur die Dänische Arrièregarde bei Oeversee und Bilichau noch erreicht und ihr eine Schlappe beigebracht. Die Bundestruppen mußten dann am Abend eine Meile von Flensburg Halt machen. Ebenso erhielten die Freicorps, welche unter Zastrow, Gersdorf und Aldosser am 23. bei Missunde und anderwärts den Uebergang über die Schlei forcirten und dann am 24. durch Angeln gegen Flensburg vorgerückt waren, den Befehl, vor der Stadt Halt zu machen. Die Dänische Armee, welche sich bei Schleswig sehr wacker geschlagen hatte, war in voller Deroute in Flensburg angekommen; die demoralisirenden Folgen eines Rückzugs machten sich bemerklich, und das allmälig durchdringende Bewußtsein, daß man es doch trotz aller officiellen Flunkerei mit bedeutend überlegenen Deutschen Streitkräften zu thun habe, that das Uebrige. Der Ruf: die Preußen kommen! oder: die Freischaaren kommen! war bereits im Stande einen panischen Schrecken zu erzeugen. Eine solche Panique ergriff die Dänische Armee am Abend des 24., als sie in Flensburg campirte. Die Freicorps, welche zufolge höhern Befehls vor der Stadt hatten Halt machen müssen, hatten sich doch nicht enthalten können, Nachts eine Patrouille in die Vorstädte zu senden. Dies war, wie es scheint, die erste Veranlassung des panischen Schreckens, welcher die Dänen, die sich überfallen wähnten, in chaotischer Verwirrung und kopfloser Flucht aus Flensburg trieb. Wer konnte, suchte ein Pferd zu erhaschen, um desto rascher entfliehen zu können, und während solcher-

gestalt die Pferde der Artillerie von Fliehenden entführt wurden, standen die Geschütze ohne Bespannung in der Stadt. Man erzählte sich am folgenden Tage in Flensburg, daß sie dort mehrere Stunden ruhig gestanden hätten; erst dann, als den Dänen einigermaßen die Besinnung wiederkehrte, wurden sie abgeholt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, wie gleichfalls behauptet wurde, daß von diesem Zustand der Dinge von Deutsch gesinnten Einwohnern Flensburgs noch am Abend Meldung ins Deutsche Hauptquartier gemacht ist. Thatsache ist, daß die ganze Nacht hindurch von Deutscher Seite nichts geschah. Erst am Morgen des 25. rückten Bundestruppen und Freicorps in Flensburg ein. Die Verfolgung wurde dann nominell nur eine ganz kurze Strecke, etwa ein paar Stunden nördlich Flensburg, fortgesetzt; der General Wrangel hatte, wie er behauptete, die Spur des Feindes verloren; Alles mußte Halt machen, der General Bonin und die Schleswig-Holsteiner sogar von Bau, wo sie angelangt waren, südwärts gegen Flensburg zurückgehen, und am 26. hatte dann die ganze Armee einen Rasttag! So verwendete der General Wrangel die beiden Tage des 25. und 26. April, während eine energische Verfolgung die Dänische Armee wahrscheinlich vernichtet hätte. Der Theil wenigstens, welcher sich nach Alsen gewandt hatte — namentlich Infanterie und Artillerie — wäre zum großen Theil gefangen worden; denn der Dänische Gouverneur von Alsen, Riegels, hatte im ersten Schrecken nach dem Eintreffen der Nachrichten von Schleswig und Bilschau die Brücke über den Alsener Sund abbrechen lassen, so daß die Dänischen Truppen, welche nach Alsen retirirt waren, nur auf Fähren und Böten übergebracht werden konnten. Die letzten, darunter ein Bagagetransport und eine Sechspfünder-Batterie, konnten erst am 27. April vom Festland nach der Insel hinübergeschafft werden. Und schon am 25. hätte man, wenn man gewollt hätte, den Sund von Alsen erreichen können.

Sind mir auch viele Details erst später bekannt geworden, so gewann ich doch schon damals, als ich in Flensburg war, aus Allem was ich sah und hörte die Ueberzeugung, daß Wrangel keinen Ernst machen wolle, und daß hier ein faules Spiel gespielt werde. In der That, wenn man Alles zusammenhält, was Wrangel seit Schleswig gethan oder vielmehr nicht gethan hatte, so giebt es nur eine Auflösung des Räthsels. Er hatte — und dies ist auch später von zuverlässiger Seite bestätigt worden — von seinem Hofe die geheime Instruction, die Dänen mit möglichster

Schonung aus Schleswig hinauszumanoeuvriren. Darauf war offenbar schon sein ursprünglicher Plan des Gefechts bei Schleswig berechnet. Wenn Wrangel am 23., wie es eigentlich seine Absicht war, mit seinen Preußen und Schleswig-Holsteinern nur bis vor die Dänischen Positionen bei Schleswig vorrückte, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß der Dänische Obergeneral am Abend oder in der Nacht vom 23. auf den 24. Schleswig räumte und auf Flensburg und Alsen zurückging. Denn während er sich gegenüber in der Front eine bereits überlegene Macht groß und breit aufstellen sah, hätte er an demselben 23. die Nachricht bekommen, daß er durch das über die Schlei gegangene Zastrow'sche Corps auf seinem linken Flügel umgangen sei, und da ihm auch die Kunde nicht fehlte, daß das 10. Bundes-Armeecorps im Anmarsch sei, da er also darauf rechnen mußte, am 24. von allen Seiten mit weit überlegener Macht angegriffen zu werden, so hätte der General Hedemann wirklich ein Monstrum von Bornirtheit sein müssen, wenn er stehen geblieben wäre, um sich wie die Katze im Sack fangen zu lassen. Er wäre in der Nacht zurückmarschirt und hätte Flensburg und Alsen ohne nennenswerthe Verluste erreicht. Das wäre die Folge gewesen, wenn Wrangels ursprünglicher Plan ausgeführt wäre. Daß es nicht geschah, daß es überhaupt am 23. zu einem scharfen Gefecht kam, bei dem die Dänen doch beträchtliche Verluste hatten, war dem Ungestüm der Truppen und der Kampflust untergeordneter Befehlshaber zu verdanken: Wrangel's Schuld war es nicht; er bemühte sich vielmehr zu verschiedenen Malen das Gefecht zum Stillstand zu bringen. Hatte er den Dänen an diesem Tage nicht alle Verluste ersparen können, so wurden nun die Arrangements in Betreff der Verfolgung so getroffen, daß die Feinde keine große Gefahr laufen konnten. Den Schluß machte endlich der Schneckenmarsch am 25. und der Rasttag in Flensburg und Umgegend am 26., während die Feinde ein paar Stunden davon sich vom Festlande ganz gemüthlich nach Alsen übersetzen ließen.

Das Verhalten des Generals Wrangel, welches allerdings an sich schon klar genug war, für Jeden wenigstens, der sehen wollte, erhält eine sehr grelle Illustration durch die berüchtigte Note, welche Herr von Wildenbruch, der Special-Gesandte des Preußischen Hofes an den König von Dänemark unterm 8. April, also vierzehn Tage vor dem Treffen bei Schleswig, an den Dänischen Minister des Auswärtigen Grafen Knuth erlassen hatte. Herr von Wildenbruch war Ueberbringer eines Schreibens des Königs von Preußen an den König von Dänemark, welches niemals

an das Licht der Oeffentlichkeit getreten ist; dagegen enthält die von Dänischer Seite später veröffentliche Note an Graf Knuth die Gesichtspunkte der Preußischen Hof-Politik mit wünschenswerthester Offenheit dargelegt. Es wird dort mit dürren Worten gesagt, Preußen intervenire in den Herzogthümern im Interesse Dänemarks und aller benachbarten Staaten, um die radikalen und republikanischen Elemente, die sich sonst der Sache würden bemächtigen können, fern zu halten. Die Trennung der Herzogthümer von Dänemark zu verhindern und solchergestalt die Größe und Unabhängigkeit Dänemarks zu fördern, wird als das Ziel der Preußischen Politik hingestellt.*)

Zwar kannte ich, als ich mich in Flensburg befand, dies denkwürdige Aktenstück noch nicht; — es gelangte erst ein paar Monate später in die Oeffentlichkeit; — aber ich hatte doch genug von der Kriegführung gehört und gesehen, um nicht ein tiefes Mißtrauen gegen den Charakter und die Tendenzen derselben zu bekommen. Früher war es meine Ansicht gewesen, wieder einzutreten, sei es bei einem Freicorps oder bei den Regulären. Jetzt aber fühlte ich dazu keine Neigung mehr; ich hatte durchaus keine Lust, für eine Kriegführung, wie ich sie bisher gesehen, die Strapazen eines Feldzugs auf mich zu nehmen, oder wohl gar meine gesunden Gliedmaßen oder mein Leben in einem Scheinkrieg zu opfern.

Ich entschloß mich also kurz und reiste in den letzten Tagen des April über Rendsburg nach Kiel zurück.

---

*) „Le propre intérêt du Danemark est le but de la Prusse; elle veut sa grandeur et indépendance, qui lui paraissent menacées par la separation des Duchés, — et elle est prête à y concourir.“ — Und vorher: „Il est dans l'intérêt du Danemark et des tous les Etats voisins que les Princes Allemands interviennent puissamment dans cette affaire et le seul désir d'empêcher les éléments radicaux et républicains de l'Allemagne d'intervenir d'une manière desastreuse a poussé la Prusse aux démarches qu'elle a faites.“ — Die ganze Note in den Aktenstücken zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte 1852. p. 71.

VII.

Nur ein paar Wochen blieb ich in Kiel; Vorlesungen wurden in diesem Semester nicht gehalten, weil die Studenten meist unter Waffen standen oder seit Bau gefangen auf der Dronning Maria in Kopenhagen saßen. Auch war die Zeit, wo Alles gährte und in Bewegung war, ruhigen Studien nicht günstig. Es zog mich südwärts nach den großen Brennpunkten der Deutschen Bewegung, nach Berlin und Frankfurt, um mit eigenen Augen zu sehen, was dort für Deutschland zu hoffen oder zu fürchten sei.

So reiste ich um die Mitte Mai nach Berlin und blieb dort etwa sechs Wochen, bis Ausgang Juni. Was ich dort sah und hörte, war wenig geeignet, das Vertrauen auf eine günstige Gestaltung der Zukunft unseres Vaterlandes zu heben. Ein König mit seltenen natürlichen Anlagen und viel Geist, aber ohne die Klarheit des Denkens, ohne die Energie des Willens, ohne die Consequenz des Handelns, welche den großen Herrscher kennzeichnet, in seinen Neigungen und Sympathien rückwärts statt vorwärts gewendet, ohne Verständniß für den Geist der Neuzeit und für die Anforderungen, welche derselbe an die Lenker der Staaten macht; — eine Hof-Partei, welche alle Schwächen des Monarchen ausbeutete, voll inneren Grimms und giftigen Grolls über die im März erlittene Niederlage, nur auf die Gelegenheit zur Rache lauernd, Alles künstlich verwirrend, auf beiden Seiten hetzend und zu Exceßen anreizend, damit nur ja nichts Festes, Geordnetes zu Stande komme und die Anarchie permanent bleibe; — Minister, welche viel guten Willen, ein bescheidenes Maß von Einsicht und einen unbegreiflichen Mangel an Thatkraft darlegten, daher nach oben wie nach unten ohne Ansehn und Macht; — eine National-Versammlung, welche leider erst zu spät erkannte, daß die Mittel, um die nothwendige Reform des Preußischen Staatswesens durchzuführen, daß die realen Handhaben der Macht nicht in ihren Händen waren; — eine Straßen-Demagogie endlich, welche ohne große praktische Ziele die Volkskraft in kleinen Krawallen und nutzlosen Demonstrationen erschöpfte, durch welche die Sache der Revolution der großen ruheliebenden und ruhebedürftigen Masse des Bürgerthums verleidet ward; — das war in Kurzem die Lage der Dinge, wie sie sich mir bei meinem Aufenthalte in

Berlin darstellte. Ich betheiligte mich selbst nirgends aktiv an den damaligen Tages-Ereignissen, aber ich sah, hörte, las und beobachtete, und das Resultat meiner Wahrnehmungen war kein tröstliches. Was Preußen fehlte und was ihm auch jetzt noch fehlt, war ein großer Mann an der Spitze des Staats, der die Verhältnisse beherrschte, statt sich von ihnen treiben zu lassen.

Noch einen Nebenzweck hatte ich bei meinem Aufenthalt in Berlin; ich wollte den Versuch machen, ob ich nicht die Aussicht auf Berufung an eine Preußische Universität erlangen könne. Bei einer freieren Gestaltung des politischen Lebens, glaubte ich, würden auch die engen Schranken fallen müssen, die man bis dahin in meinem Vaterlande auf dem religiös-kirchlichen Boden gegen jede freiere Entwicklung der Wissenschaft aufgerichtet hatte. Ich sah sehr bald, daß ich mich geirrt hatte, und daß auch hier das Alte in ungestörter Ruhe fortwucherte. Rosenkranz, den man von Königsberg nach Berlin ins Ministerium berufen hatte, war ohne Einfluß und Macht. Johannes Schulze, unter Altenstein bekanntlich von großem Einfluß, unter Eichhorn in den Hintergrund gedrängt, an den ich mich gleichfalls wandte, konnte mir auch keine irgend wie verläßlichen Versicherungen geben. Den Grafen Schwerin, damaligen Cultusminister, wollte ich nicht incommodiren, da man jeden Tag die Auflösung des Ministeriums, dem er angehörte, erwartete. Sie erfolgte auch richtig noch während meiner Anwesenheit in Berlin; an Schwerins Stelle als Cultusminister trat Rodbertus, einer der bekannteren Führer des linken Centrums in der National-Versammlung. An ihn wandte ich mich kurz nach seiner Ernennung; er hatte sein Quartier im Gasthofe noch nicht verlassen, aber sein Vorzimmer war bereits mit Supplikanten gefüllt; es ist das erste und einzige Mal gewesen, daß ich bei einem Minister antichambrirt habe. Als ich zur Audienz kam, trug ich meine Sache vor; der neue Minister, dem offenbar die Dinge, um die es sich handelte, noch etwas fremd waren, hatte indeß doch bereits die übliche Routine: er forderte mich auf, eine schriftliche Eingabe zu machen und dann das Weitere abzuwarten. Am folgenden oder einem der folgenden Tage brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Herr Rodbertus schon wieder aufgehört habe, Minister zu sein; ich war also wieder eben so weit, als ich gewesen war, und hielt es nun an der Zeit, die fruchtlosen Versuche auf diesem schwankenden und unberechenbaren Terrain vorläufig einzustellen.

In den letzten Tagen des Juni verließ ich Berlin und begab mich

nach Frankfurt, um dort die Entwicklung der Deutschen Angelegenheiten in der Nähe zu sehen. Leider waren die Wahrnehmungen, die ich hier alsbald machte, auch nicht sehr tröstlicher Art. Allerdings hatte man einen Anlauf genommen, eine wenigstens provisorische Central-Gewalt herzustellen; aber die Persönlichkeit des alten Habsburgischen Erzherzogs Johann, auf den die Wahl zum Reichsverweser gefallen war, war wenig geeignet, den Glauben an eine gedeihliche Entwicklung unserer nächsten Zukunft aufkommen zu lassen. Als ich den alten Graukopf mit seinem echt Habsburgischen, halb gutmüthigen, halb hinterlistigen Gesicht in Frankfurt über die Zeil einziehen sah, bewillkommt von dem Jubelruf der Bevölkerung, mit Blumen und Gedichten empfangen von den unvermeidlichen weißgekleideten Jungfrauen, mit Reden von dem Parlament und seinem Präsidenten: da wollte es mir nicht in den Kopf — und vielen Anderen erging es ebenso, — daß dies der Messias Deutschlands sei. Dieser Greis, alt geworden in den Traditionen Oestreichs, welche stets darauf hinausgingen, Deutschland für das Habsburgische Haus-Interesse auszubeuten und zu zersplittern, sollte jetzt der Träger des Deutschen Einigungswerks sein? Was Deutschland gebrauchte, war ein jugendlich kräftiger Herrscher, der ein großes offenes Herz für sein Vaterland hatte, der mit scharfem Adlerblick seine Bedürfnisse erkannte, der mit unerschütterlicher Energie des Willens und mit der ganzen Wucht diktatorischer Machtvollkommenheit, wie sie dem Erwählten der Deutschen Nation geziemt hätte, alle Hindernisse des Einigungswerkes schonungslos aus dem Wege geräumt hätte, mochten sie von oben oder von unten, von außen oder von innen kommen. Zu einer solchen Aufgabe fehlte es dem altersgrauen Habsburgischen Erzherzog ebensosehr an Kraft als an gutem Willen, und die Rathgeber, mit denen er sich umgab, seine Heckscher, seine Schmerling und wie sie sonst noch hießen, waren eine Carikatur auf das Werk der Deutschen Einheit, welches in ihre Hände gelegt ward.

Ich war ungefähr zwei Monate in Frankfurt und besuchte als Berichterstatter der Schleswig-Holsteinischen Zeitung fast täglich die Pauls-Kirche. Wie ungenügend auch der Erfolg dieses ersten Deutschen Parlaments gewesen sein mag: schon daß sich die Vertreter des Deutschen Volkes aus allen Gauen unseres großen Vaterlandes einmal zusammenfanden, daß sie gemeinschaftlich tagten und über das, was Noth that, beriethen, und noch mehr, daß sie sich einigten, soviel an ihnen lag: das ist eine unvergeßliche inhaltschwere Thatsache, welche aus Deutschlands Geschichte

nicht wieder fortgewischt werden kann, welche ein Testament für die gegenwärtigen und die kommenden Generationen bildet, die nicht zur Ruhe kommen werden, bis das Testament seine Erfüllung gefunden hat. Das Deutsche Volk hat damals in Frankfurt gezeigt, daß es sich einigen kann; daß das Einheits-Werk gescheitert ist, haben Deutsche Fürsten zu verantworten.

Schon während meines Aufenthalts in Frankfurt machte sich eine stark reactionäre Strömung bemerklich und die Sondergelüste einzelner Deutscher Regierungen traten immer unverhüllter hervor. Der günstigste Augenblick, eine Centralgewalt mit wirklicher Macht zu etabliren, war bereits verpaßt; er wäre zu Ende März oder vielleicht noch im April gewesen: damals, in den Tagen des Vorparlaments oder des Funfziger-Ausschusses, unter dem Eindruck der Wiener und Berliner Ereignisse waren die Deutschen Verhältnisse weich wie Wachs: eine geniale kräftige Hand hätte Alles daraus machen können. Aber die Hand fehlte. Später als das Parlament in Frankfurt zusammentrat, war die Sache bereits viel schwieriger; die Anhänger des Alten waren wieder zur Besinnung gekommen und die Deutschen Regierungen hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt, den Sondergeist unter den Deutschen Stämmen zu ihren Gunsten auszubeuten. Schon im Mai und Juni waren von Seiten des Parlaments die entschiedensten Maßnahmen nöthig gewesen, um die reactionäre Sonder-Politik der Kabinette, namentlich der großen, zu brechen, und man mußte es, wenn es nicht anders ging, schon damals auf eine neue Revolution ankommen lassen. Allein die Energie des Handelns, die im Nothfall zu einer neuen Revolution zu greifen entschlossen gewesen wäre, fehlte der großen Majorität des Parlaments, als deren typischen Ausdruck man Heinrich von Gagern betrachten konnte. Welche Hoffnungen hatte man noch vor wenigen Monaten auf diesen Mann gesetzt und wie wenig hat er sie erfüllt! Er vertraute darauf, daß die Deutschen Fürsten etwas gelernt hätten; sein Vertrauen ward damit vergolten, daß man ihn düpirte, um ihn später offen bei Seite zu stoßen. Sein Unrecht war, daß er sich düpiren ließ. Er und die Seinigen sahen die Reaction noch nicht, als sie bereits riesengroß am Horizont stand, und dann, als sie sie sahen, war es zu spät sie zu bekämpfen.*) Das

*) Bekanntlich erklärte der ehemalige Burschenschafter und Demagog Eisenmann in Frankfurt noch im Sommer von der Tribüne herab: er sehe keine Reaction! — eine

einzige Mittel, welches noch vielleicht hätte helfen können, eine neue Revolution, wollten sie nicht anwenden. Die Wendung der Dinge in Paris, namentlich der unselige Juni-Aufstand und seine blutigen Metzeleien hatten die Besitzenden allerwärts kopfscheu gemacht und mit Furcht vor neuen revolutionären Umwälzungen erfüllt, während viele der Gebildeten das Hereinbrechen einer neuen Barbarei mit der Herrschaft der niederen Volksmassen fürchteten. Auf der Linken des Parlaments war von vornherein mehr Einsicht in die Lage der Dinge und mehr Energie, aber sie hatte die Majorität nicht und konnte nicht durchdringen. In Ludwig Simon, dessen glänzende und eindringliche Beredsamkeit ihn unter die ersten Redner des Parlaments stellte, fand ich einen ehemaligen Universitäts-Bekannten von Bonn her wieder. Neben ihm lernte ich noch eine Anzahl anderer meist der Linken angehöriger Parlamentsmitglieder kennen. Von unseren Schleswig-Holsteinischen Abgeordneten verkehrte ich am meisten mit Claussen, der sich nebst Engel zum linken Centrum — Fraction Westendhall hielt —; das hervorragendste Mitglied dieser Fraction war ohne Zweifel Heinrich Simon von Breslau, der vor wenig Jahren in den Wellen des Wallenstedter Sees ein so frühzeitiges und beklagenswerthes Ende fand. Auch bei unserem Frankfurter Gesandten, dem Professor von Madai, verkehrte ich öfter; er bewohnte ein kleines Landhaus vor dem Eschenheimer Thor, und seine liebenswürdige Gemahlin machte dort wie früher in Kiel in zuvorkommendster Weise die Honneurs. Auch Herr von Madai sah schon damals, was die Entwicklung der Deutschen und Schleswig-Holsteinischen Dinge betraf, sehr schwarz in die Zukunft, und theilte den Optimismus, in den sich die Gagern'sche Partei einlullte, nicht.

Schleswig-Holstein sollte alsbald der Prüfstein werden, an dem die wieder erstarkte Reaction ihre Kräfte erproben sollte. Bereits hatte sie in der Huldigungs-Angelegenheit die Fühler vorgestreckt, um zu sehen, wie weit sie ungestraft gehen dürfe. Der Befehl, daß die Truppen aller Deutschen Staaten am 6. August dem Reichsverweser huldigen sollten, war von den mächtigsten Gliedern des Deutschen Reichskörpers, Oestreich

---

Aeußerung, die damals zum Gegenstand einer hübschen Carikatur gemacht ward. Freilich wenn man als Student noch an „Fettmännchen" glaubt, wie uns das Arnold Ruge in seinem Buch „Aus früherer Zeit" so ergötzlich von dem guten Eisenmann erzählt, so darf es nicht befremden, wenn man später als Mann unfähig ist, das Einfachste zu begreifen.

und Preußen an der Spitze, mit offener Mißachtung behandelt. Selbst General Wrangel, der Deutsche Reichsfeldherr, hatte den Befehl der Centralgewalt durch eine ganz unnöthige gerade auf diesen Tag anberaumte große Truppen-Dislokation umgangen, ein Manoeuvre, als dessen intellektuellen Urheber sich der Prinz von Noer in seinen Aufzeichnungen mit großer Selbstgefälligkeit bekannt hat.

Man hatte hier gesehen, was sich Centralgewalt und Parlament ungeahndet bieten ließen. Bald schlug nun die Preußische Regierung den Frankfurter Mächten noch offener ins Gesicht.

Der Krieg im Norden hatte seinen Charakter als Schein- und Kabinetskrieg, den schon die ersten Tage verrathen hatten, immer vollständiger entwickelt. Nach den Gefechten von Schleswig und Bilschau hatte Wrangel, statt die Dänen erst von der Insel Alsen zu vertreiben, eine Unternehmung, die nach dem Urtheil kundiger Militärs damals durchaus keine großen Schwierigkeiten hatte*), vielmehr das zehnte Bundes-Armee-Corps in Sundewitt, Alsen gegenüber, postirt, mit der ausdrücklichen Anweisung, nichts Ernstliches gegen die Insel zu unternehmen, die nur durch einen schmalen Sund vom Festlande getrennt war. Wrangel selbst hatte mit den Preußen und Schleswig-Holsteinern, um ihren bei Schleswig bewiesenen allzu großen Eifer etwas abzukühlen, eine militärische Promenade nach Jütland gemacht und war von dort, natürlich ohne den Feind getroffen zu haben, zu Ende Mai wieder über die Königs-Au nach Schleswig zurückgekehrt. Erst wenige Tage zuvor (18. Mai) hatte er als Vergeltung für die durch die Dänen Deutscher Schifffahrt und Deutschem Handel zugefügten Verluste eine Contribution von 3 Millionen Thaler ausgeschrieben, welche am 28. Mai gezahlt werden sollten. Aber am 25. hatte er Jütland bereits wieder geräumt; den abmarschirenden Preußen höhnten beim Durchmarsch durch Städte und Dörfer die Dänen nach, ob sie denn nicht noch ein paar Tage warten wollten, um die Contribution mit zu nehmen! Den Vorwand des Rückzugs mußte es abgeben, daß die Dänische Armee sich auf Alsen concentrirt hatte und nun das gegen Alsen im Sundewit aufgestellte zehnte Bundes-Armee-Corps bedrohe. Es wurden im Sundewitt noch ein paar Gefechte geliefert, die ein paar hundert Menschen zu Leichen oder zu Krüppeln machten, ohne

---

*) Der Prinz von Noer erbot sich mit den Schleswig-Holsteinern dazu, wenn Wrangel ihm ein paar Preußische Regimenter zu Hülfe geben wolle, aber vergebens.

für einen entscheidenden Ausgang des Kriegs irgend wie von Bedeutung zu sein.

Den Glanzpunkt der ganzen Campagne und die einzige wirklich hervorragende That derselben bildete das Gefecht bei Hoptrup am 7. Juni. Hier hatte das Tann'sche Freicorps — die andern Freicorps waren längst wieder entlassen — unter seinem kühnen unternehmenden Führer in einer Stärke von kaum 450 Mann ein gegen 5000 Mann starkes reguläres Dänisches Corps überfallen, einen Theil desselben in die Flucht geschlagen und ihm nebst einer Anzahl Gefangener und erbeuteter Pferde, 3 Protzen und zwei Geschütze abgenommen, von denen indeß nur das Eine mit fortgebracht werden konnte. Es sind die einzigen Dänischen Feld-Kanonen, welche in diesem Kriege genommen wurden. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Dänen und das ganze Nord-Corps unter Oberst Juel, zu dem die geschlagene Abtheilung gehörte, retirirte in großer Eile über die Königs-Au. Dieser glänzende Erfolg zeigte, was sich mit ein wenig gutem Willen aus den Freicorps hätte machen lassen. Daran fehlte es freilich sowohl bei dem General Wrangel als bei dem Prinzen von Noer. Das Tann'sche Corps war gegen den Wunsch Beider in Rendsburg, statt aufgelöst zu werden, durch die Provisorische Regierung reorganisirt und hatte sich nun sofort nach seinem Ausmarsch so glänzend bewährt. Der General Wrangel sprach in einem Tagesbefehl vom 11. Juni seinen kühlen Dank für „bewiesene Tapferkeit" aus, und der Prinz von Noer hat in seinen Aufzeichnungen den Dank auf seine Weise abgestattet, d. h. er hat das Corps mit Schmutz beworfen, den glänzenden Erfolg von Hoptrup als ein unbegreifliches Glück dargestellt, und behauptet, das Tann'sche Corps würde auf freiem Felde keine fünf Minuten einem regelmäßigen Angriff Stand gehalten haben und mit der ersten Kartätschensalve aus 8 Geschützen auf 600 Schritt würde die ganze Gesellschaft verschwunden sein. — Freilich, was läßt sich mit einem solchen „wenn" „würde" und „hätte" nicht Alles machen! Mit einigen solchen kleinen Wörtern lassen sich auch die Siege Friedrichs des Großen und Napoleons sehr leicht in ihr Gegentheil verkehren. Der Neid spricht zu offenkundig aus dem Urtheil des Prinzen; er mochte von der Tann nie leiden; hatte derselbe bei seiner Ankunft in Schleswig-Holstein im April doch gewagt, sich dem Prinzen in einem offen stehenden Uniformrock, einer grau seidenen Civil-Kravatte mit großer Tuchnadel, einer grauseidenen umgeschlagenen Weste und karrirten Civil-Beinkleidern nebst dreifarbiger

Deutscher Schärpe zu präsentiren.*) Das konnte also kein Soldat sein! Und nun dieser glänzende Erfolg: das war sehr ärgerlich.

Für die Entscheidung des Kriegs konnte natürlich auch durch die tapfersten Thaten Einzelner nichts gewonnen werden. Man wollte eben den Dänen nicht ernstlich zu Leibe. Schon den ganzen Sommer ward zwischen Preußen und Dänemark unterhandelt. Zu Anfang Juli war bereits ein Waffenstillstandstractat zu Malmö abgeschlossen, aber von Seiten der Preußischen Hofpartei war darin die Preußische Ehre und das Interesse Deutschlands und der Herzogthümer so schimpflich Preis gegeben, daß es doch selbst dem General Wrangel zu arg war, und er es ablehnte den Traktat zur Ausführung zu bringen. Darum scheiterte der Abschluß damals, aber die Unterhandlungen wurden fortgesetzt; am Preußischen Hofe hatte man kein sehnlicheres Verlangen, als dem Kriege eine Ende zu machen, um die Truppen nach innen zu verwenden; der Handelstand der Preußischen Ostsee-Provinzen war des Krieges müde, der ihnen nur Verluste gebracht hatte, und die auswärtigen Mächte, welche jede Kraftentwicklung Deutschlands mit Furcht und Eifersucht sahen, drängten in derselben Richtung.

Zu Anfang August ertrotzte das Preußische Ministerium Hansemann, welches zu allen reactionären Gelüsten der Hofpartei bereitwillig die Hand bot, von der Centralgewalt die Vollmacht zum Abschluß der Unterhandlungen; das Reichsministerium Heckscher ließ sich die demüthigendste Behandlung von Setien Preußens gefallen, und mit Mühe ward in der Pauls-Kirche nach einer geharnischten Rede Claussens noch durchgesetzt, daß sich die Reichsversammlung für alle Fälle die Ratification des Waffenstillstandes vorbehielt. Es war unnütze Mühe. Preußen eilte im Besitz der Vollmacht des Reichsverwesers zum Abschluß, ohne sich an die Vorbehalte der Vollmacht zu binden. Nicht einmal die Gegenwart eines Abgesandten der Centralgewalt bei den Verhandlungen ward geduldet: Herr Max von Gagern, Bruder des Präsidenten der Reichsversammlung und Heckscher's Unterstaatssecretair, mußte aus der Ferne von Rendsburg aus zusehen, wie der Preußische General von Below zu Malmö die Waffenstillstandsconvention verhandelte und abschloß. (26. August.) Sie war nicht ganz so schmachvoll als die vom Juli, aber immer noch schmachvoll genug. Nicht nur, daß man gerade für die Wintermonate Waffenstillstand schloß, wo die Dänen mit ihrer Flotte ohnehin

*) Man vergl. Aufzeichnungen p. 135 u. 224.

nichts machen konnten, man hatte auch die Herzogthümer vollständig Preis gegeben. Eine neue Regierung sollte für die Waffenstillstandszeit eingesetzt und das Präsidium derselben dem Grafen Karl Moltke, vormärzlichen Angedenkens, übertragen werden, nächst Herrn von Scheel, dem verhaßtesten Mann in den Herzogthümern. Dazu sollten alle seit dem März erlassenen Gesetze und Verordnungen der Provisorischen Regierung in Frage gestellt und aus der Schleswig-Holsteinischen Armee alle Schleswiger ausgeschieden werden.

Wenige Tage vorher hatte man in Schleswig-Holstein leider einen Schritt gethan, der nur allzu sehr geeignet war, die schimpfliche Haltung des Reichsministeriums zu bestärken. Die Provisorische Regierung hatte auf den Wunsch des Reichsministers Heckscher beschlossen, die soeben zusammen getretene, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene constituirende Versammlung der Herzogthümer auf längere Zeit wieder zu vertagen. Herr Heckscher fürchtete, daß diese Versammlung mit kräftiger Stimme gegen den schmählichen Verrath, den man an Schleswig-Holstein übte, protestiren werde; er fürchtete den Rückschlag eines solchen von den Herzogthümern ausgehenden Protestes auf die Frankfurter Versammlung und deshalb sollten die Herzogthümer zunächst mundtodt gemacht werden. Er wagte es nicht, zu befehlen, nur den Wunsch ließ er durch Herrn Max von Gagern kund thun, und da war die Provisorische Regierung schwach genug, darauf einzugehen. Vergebens hatte Theodor Olshausen diesen schwachmüthigen Entschluß bekämpft: bei der Abstimmung waren er und M. T. Schmidt in der Minorität geblieben. Mit dem klaren Blick, der ihn auszeichnete, erkannte Olshausen, daß hiemit ein erster Schritt auf einer abschüssigen Bahn verhängnißvollen Nachgebens gethan sei, wo man das gute Recht der Herzogthümer ohne Noth Preis gab. Der feine Takt für das Richtige, der ihn beseelte, ließ ihn sofort erkennen, daß seines Bleibens in der Provisorischen Regierung hiernach nicht länger sein könne. Er beharrte bei dem Entschluß des Austritts trotz den Bitten seiner Collegen; denn so wenig es in seiner Natur lag, in unwesentlichen Dingen eigensinnig auf seinem Kopf zu bestehen, so fest war er in seinen Entschlüssen, wo es sich nach seiner innersten Ueberzeugung um große und wesentliche Fragen handelte. „Meine Rolle in der Provisorischen Regierung ist ausgespielt,“ sprach er; „die Akte, welche jetzt zu unterzeichnen sind, werden meinen Grundsätzen zuwider laufen, und dem Lande zum Unsegen sein; ich darf nicht bleiben. Meinem Gefühle, welches

mich stets richtig geleitet, muß ich auch jetzt nachgehen."*) Am 19. August genehmigte die Majorität der Landesversammlung Olshausens Austritt aus der Regierung und beschloß ihre eigene Vertagung, wie der Reichsminister Heckscher und die Majorität der Provisorischen Regierung es gewünscht hatten.

Der Eindruck, den diese Vorgänge in Frankfurt machten, war ein für die Schleswig-Holsteinische Sache sehr ungünstiger. Man sagte mir: „Wenn Ihr Euch selbst aufgebt, so ist Euch nicht zu helfen; wir würden zu Euch gestanden sein, wenn Ihr fest geblieben wärt; ein kraftvoller männlicher Beschluß Eurer Regierung und Landesversammlung würde unserem Vorgehen hier als Grundlage und Stützpunkt gedient haben; wie die Dinge jetzt liegen, wissen wir ja aber gar nicht, ob wir Euch einen Gefallen thun, wenn wir den Waffenstillstand verwerfen. Wenn Ihr die eigentlich Betheiligten, Herrn Heckscher zu Gefallen schweigt, was sollen wir hier dann reden?" — Leider war darauf wenig oder nichts zu erwidern.

Kurz nach seinem Austritt aus der Regierung kam Theodor Olshausen nach Frankfurt; er hoffte, wie die Dinge lagen, wenig oder nichts von der Zukunft; der einzige schwache Hoffnungsschimmer war noch daß die Frankfurter Versammlung den schmählichen Waffenstillstand verwerfen würde.

Bekannt ist der traurige Verlauf, den die Dinge nahmen. Zwar ermannte sich, als es zu spät und der Waffenstillstand von Preußen wirklich abgeschlossen war, die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung zu den energischen Beschlüssen vom 4. September; „eingedenk ihrer Pflicht, die unveräußerlichen Rechte des Schleswig-Holsteinischen Volkes zu wahren" erklärte sie, weder ihre Auflösung noch Vertagung gegen ihren Willen gestatten zu wollen; jede Veränderung der Landesregierung band sie an ihre Zustimmung; desgleichen jede Abänderung oder Aufhebung der seit dem März erlassenen Gesetze; endlich machte sie den Erlaß neuer Gesetze und die Auflage neuer Steuern von ihrer Einwilligung abhängig und bewilligte die Forterhebung der alten Steuern und Abgaben nur der von der Landesversammlung anerkannten Regierung.

Dieser energische Beschluß, der vierzehn Tage früher gefaßt, vielleicht großes Unheil verhindert haben würde, fiel nun beinahe zusammen

---

*) Denkwürdigkeiten der neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte I. p. 217.

mit der Frankfurter September-Krisis. Die Reichsversammlung in der Pauls-Kirche beschloß, als ihr der Waffenstillstand bekannt geworden, in Folge einer geharnischten Rede Dahlmanns die Ausführung zu sistiren. Das Ministerium Heckscher-Schmerling trat zurück; aber als nun die Majorität der Versammlung vor sich nur die Alternative sah, entweder den Waffenstillstand anzunehmen, oder es auf eine neue Revolution und einen zweifelhaften Kampf gegen den Particularismus der Deutschen Regierungen ankommen zu lassen, da ward sie schwach und genehmigte am 16. September den schmählichen, soeben erst verworfenen Waffenstillstand. Die niederen Massen der Frankfurter und der umwohnenden Bevölkerung in dem instinktiven Gefühl, daß es sich hier um die Ehre und die ganze Zukunft Deutschlands handele, versuchten eine revolutionäre Schilderhebung und befleckten sich mit der sinn- und zwecklosen Ermordung Auerswalds und Lichnowsky's. Der unüberlegte Putsch ward, wie es vorauszusehen war, niedergeschlagen; die Reaction jubelte und fühlte sich stärker als je; die Zerklüftung der politischen Parteien stieg zur fanatischen Erbitterung. Die Deutsche Reichsversammlung in der Pauls-Kirche war von Stund an moralisch todt: mit der Genehmigung des Malmöer Waffenstillstandes hatte sie sich selbst das Todesurtheil geschrieben. Hier war der Punkt, wo sie bis aufs Aeußerste Widerstand leisten mußte; wäre sie besiegt, so wäre sie wenigstens mit Ehren gefallen. Und es giebt Niederlagen, die für eine gerechte Sache und im ehrenvollen Kampfe erlitten, lange nicht so schlimm sind, als ein schrittweises unrühmliches Zurückweichen aus einer Position in die andere, bis man endlich, nachdem Alles Preis gegeben ist, mit einem höhnischen Fußtritt bei Seite gestoßen wird.

Das blutige Ende der September-Katastrophe erlebte ich nicht mehr in Frankfurt. In den letzten Tagen des August besuchte mich ein Landsmann, den ich bis dahin nur ein paar Mal flüchtig gesehen hatte, Dr. Kruse, gegenwärtig bekannt als Chef-Redacteur der Kölnischen Zeitung, damals noch als Mitarbeiter an der Redaction derselben unter Brüggemann's Oberleitung beschäftigt. Er theilte mir mit, daß er kürzlich für ein neues in Berlin erscheinendes Blatt, die Neue Berliner Zeitung, als Chef-Redacteur mit voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Oberleitung engagirt sei, und machte mir den Antrag, als Mitarbeiter in die Redaction einzutreten. Ich wies den Vorschlag nicht von der Hand; mit der akademischen Carrière sah es für mich zur Zeit ziem-

lich hoffnungslos aus; zudem sagte die Thätigkeit eines Zeitungs-Redacteurs meinen Neigungen zu, und ein anständiges Gehalt sicherte mir zudem eine selbständige Stellung, während ich bisher aus meinen Vorlesungen und literarischen Arbeiten immer noch nicht soviel gewonnen hatte, daß ich keiner Zuschüsse von Hause mehr bedurft hätte. Ich nahm den Vorschlag des Dr. Kruse also an, indem ich mir nur für den Fall zu großer Differenzen in unseren politischen Ansichten den sofortigen Austritt aus der Redaction vorbehielt. In den ersten Tagen des September begab ich mich nach Kiel zurück, und löste mein Verhältniß zur Universität, nachdem der damalige Curator, Prof. Justus Olshausen, mir keine Aussicht auf baldige Verleihung einer Professur hatte eröffnen können. Und der Provisorischen Regierung glaubte ich am wenigsten in diesem Augenblicke mit einem Anliegen der Art beschwerlich fallen zu dürfen.

In der zweiten September-Woche trat ich meine Stellung in Berlin an, wo Dr. Kruse bereits seit einigen Tagen die Redaction der Neuen Berliner Zeitung führte. Das Technische und Mechanische der Arbeit eines Zeitungs-Redacteurs eignete ich mir bald an, und obwohl das Blatt zweimal täglich, Morgens und Abends, erschien, so ward ich doch, da ich leicht arbeitete, ohne allzu große Anstrengung mit meiner Aufgabe fertig. Die Sache dauerte indeß nicht lange. Aufgefallen war mir gleich anfangs, daß die Zeitung im Verlage des Ober-Hofbuchdruckers Decker erschien, und ich konnte mir das mit einer wirklich freisinnigen Tendenz des Blattes nicht recht zusammenreimen. In der zweiten Woche meiner Anwesenheit zeigte es sich denn auch bereits, daß im Hintergrunde ein die Eigenthümer vertretendes Comité stand, welches bei der Redaction mitsprechen wollte. Da Dr. Kruse die Redaction nur unter der ausdrücklich ausgesprochenen Voraussetzung vollständiger Freiheit und Selbständigkeit übernommen hatte, und diese Voraussetzung durch den Geheimen Legationsrath v. Gruner, der die Verhandlungen geführt hatte, genehmigt war, so wollte Kruse sich natürlich keiner Beeinflussung der Zeitung durch das Comité unterwerfen. In einer Conferenz, in der die Redaction durch Dr. Kruse und mich und die Eigenthümer der Zeitung durch den Geh. Rath Viebahn und Prof. Keller, wenn ich mich recht erinnere, vertreten waren, kam die Sache zur Entscheidung. Da nicht blos formelle Differenzen vorlagen, sondern unsere Ansichten über Fragen der allgemeinen Politik und Gesetzgebung weit auseinandergingen, hielten mein

Landsmann und ich eine Auflösung unseres Verhältnisses zu der Zeitung für das Angemessenste, und traten nach ein paar Tagen, pecuniär durch ein vierteljähriges Gehalt entschädigt, gleichzeitig von der Redaction zurück. Ich war im Grunde froh, so leichten Kaufs aus einer schiefen Stellung — denn als eine solche mußte ich sie sehr bald erkennen — wieder los gekommen zu sein.

Da ich nach allen den wechselnden und spannenden Erlebnissen dieses Jahres das Bedürfniß ruhiger Sammlung fühlte, so reiste ich in der letzten September-Woche in meine Heimath nach Rügen, um hier weit vom Getümmel der großen Welt über die nun weiter von mir einzuschlagende Laufbahn einen entscheidenden Beschluß zu fassen.

Schon nach wenigen Wochen ward mir die äußere Veranlassung dazu geboten. Während meines Aufenthalts in meiner Heimath erhielt ich den Antrag, die Redaction der Schleswig-Holsteinischen Zeitung zu übernehmen. Dieselbe war ursprünglich im April von der Provisorischen Regierung begründet, nunmehr aber schon seit längerer Zeit in den Besitz meines Freundes des Dr. Ahlmann übergegangen, der selbst durch eine anderweitige Stellung in Anspruch genommen — er war Chef des Schleswig-Holsteinischen Postwesens geworden — mir jetzt die verantwortliche Redaction der Zeitung antrug. Die Schleswig-Holsteinische Zeitung hatte im Beginn ihrer Laufbahn und einen Theil des Sommers hindurch, eine sehr frische und lebenskräftige Haltung gehabt. Als aber Theodor Mommsen, später als Geschichtschreiber Roms so berühmt geworden, die Herzogthümer verließ und somit auch seine Thätigkeit bei der Redaction der Zeitung einstellen mußte, verlor dieselbe ihre beste schwer zu ersetzende Kraft. Dazu kam ein Uebelstand, auf den mich schon Mommsen früher aufmerksam gemacht hatte, als er einmal in Frankfurt mit mir über die Zeitung sprach. Dieselbe erschien bis dahin in Rendsburg und es war unmöglich, hier eine Zeitung zu redigiren, welche für die Herzogthümer mit den großen Hamburger Blättern erfolgreich concurriren könnte. Denn nach Rendsburg gelangten alle Nachrichten stets einen halben, oft einen ganzen Tag später als nach Hamburg: die Hamburger Zeitungen mußten also einem in Rendsburg gedruckten Blatt stets voraus sein und das Publikum will einmal in seiner Zeitung mit Recht stets die neuesten Nachrichten haben.

Der Antrag des Dr. Ahlmann war mir in mehr als einer Beziehung erwünscht. Er bot mir eine Thätigkeit, wie ich sie mir wünschte, dazu

eine Unabhängigkeit der äußeren Lage, wie ich sie bis vor Kurzem noch nicht gehabt hatte; endlich führte die Annahme des Anerbietens mich in das Land zurück, welches ich seit fünf Jahren als meine zweite Heimath angesehen und lieb gewonnen hatte, wo ich zudem Personen und Zustände hinreichend kannte, um in dem mir zugewiesenen Wirkungskreise nicht als ein Neuling zu erscheinen. Ich nahm also den mir gewordenen Antrag an, indem ich mir nur die volle Freiheit und Selbständigkeit in Führung der Redaction vorbehielt. Zugleich ward die Verlegung der Zeitung von Rendsburg nach Altona festgesetzt.

In den letzten Tagen des Oktober reiste ich über Berlin, wo ich meine Sachen abholte, nach den Herzogthümern zurück. Nachdem ich noch zu Anfang November einige Tage in Schleswig verweilt hatte, um dort mit Dr. Ahlmann persönlich das Nähere in Betreff der Zeitung zu verabreden und mich zugleich über die dermalige politische Lage der Dinge in den Herzogthümern zu informiren, reiste ich über Rendsburg zurück, ordnete dort das Nöthige in Betreff der Uebersiedelung der Zeitung an, und am 14. November erschien dann dieselbe zuerst in Altona und unter meiner Redaction.

Es war in einer Beziehung sehr angenehm für mich, daß meine Wohnung, Redaction, Expedition und Druckerei der Zeitung sich in einem und demselben Hause befand, welches in der Nähe der Palmaille von dem unternehmenden Buchdrucker Köbner kurz zuvor im Hinblick auf diesen Zweck erworben war. Zwar war bei meiner Ankunft noch Manches unfertig und in der ersten Einrichtung begriffen, allein bald waren die kleinen Schwierigkeiten des ersten Anfangs überwunden, und Dank dem guten Willen, der mir von allen Seiten entgegenkam, namentlich von Seiten unseres Druckers und seiner Familienglieder, kam die Sache bald in den besten Gang.

Ich hatte durch die Vereinigung von Redaction, Expedition und Druckerei in einer Lokalität, die beste Gelegenheit, den ganzen Geschäftsbetrieb einer Zeitung gründlich kennen zu lernen; der gewöhnliche Leser, der Morgens beim Kaffee in einer Viertel- oder halben Stunde gemüthlich seine Zeitung liest, hat sicherlich nur selten eine Ahnung von dem complicirten Aufwand der verschiedenartigsten geistigen und materiellen Thätigkeiten und Kräfte, durch welchen ein solches Blatt hergestellt wird.

In einer bewegten Zeit, wie sie auch im Herbst 1848 immer noch war, kamen zu den mit einem solchen Unternehmen stets unvermeidlich

verbundenen Arbeiten noch manche außergewöhnliche in dem besonderen Charakter jener Zeit wurzelnde Schwierigkeiten. Wie überall der Arbeiterstand geneigt war, höhere Anforderungen zu machen, so geschah es auch namentlich mehrfach von dem Setzer-Personal unserer Zeitung. Anlaß zu Beschwerden gab ihnen namentlich der Umstand, daß sie oft so spät in die Nacht hinein arbeiten mußten. Es ließ sich das aber nicht ändern; die Zeitung war ein Morgenblatt und die Posten kamen zum Theil erst Abends in Hamburg, respective in Altona an. Sollte unsere Zeitung mit den größeren Hamburger Morgenzeitungen erfolgreich concurriren, so mußte sie die am Abend zuvor eingetroffenen Nachrichten eben so gut bringen wie jene. Ich muß es im Allgemeinen unseren damaligen Setzern zur Ehre nachsagen, daß sie für die Gründe der Vernunft nicht taub waren; ich setzte ihnen das Sachverhältniß auseinander; ich sagte ihnen, daß eine Zeitung, welche nicht die neuesten Nachrichten bringe, auch nicht gelesen werde; daß das Publikum sich vielmehr den Zeitungen zuwende, wo es diese finde; wollten sie also, daß unsere Zeitung überall bestehen solle, und wollten sie nicht somit ihren eigenen Erwerb ruiniren, so müßten sie von den unvernünftigen Forderungen abstehen. Ich that natürlich, was in meinen Kräften stand, ihnen die Arbeit zu erleichtern, und für irgend billige Forderungen der Leute hatte auch unser Drucker Herr Köbner stets ein offenes Ohr; wer auf Gründe der Vernunft und Billigkeit nicht hören wollte, wurde ohne Weiteres entlassen und durch andere Kräfte ersetzt.

Eine nicht gerade angenehme Zugabe zu meinen Redactions-Arbeiten war die mir gleichfalls obliegende Beaufsichtigung der Expedition und des Kassenwesens der Zeitung. Zwar hatte ich mich dazu bei Uebernahme der Redaction nicht verpflichtet, allein da es in dieser Beziehung an einer geeigneten Persönlichkeit fehlte, welche die Oberleitung der ganzen geschäftlichen Seite der Zeitung hätte führen können, so mußte ich dieselbe, so ungern ich es that, mit übernehmen. Es war ein Uebelstand. Eine jede große Zeitung hat zwei wesentlich von einander unterschiedene Seiten; nach der einen ist sie vorwiegend das Product geistiger, literarischer Arbeit, wie sie durch die Redaction geleistet wird; nach der andern beruht sie auf einem durchaus kaufmännischen Geschäftsbetrieb, der sich nach denselben allgemeinen Grundsätzen zu richten hat, wie jedes andere commercielle Geschäft, und diese letztere Arbeit an einer Zeitung hat die Expedition zu leisten. Beide Thätigkeits-Branchen sind gleich wesentlich

für eine Zeitung; sie sind aber bei aller Nothwendigkeit eines harmonischen Ineinandergreifens doch so verschiedener Natur, und eine jede erfordert schon für sich eine so umfassende und anstrengende Thätigkeit — ich rede natürlich hier nur von großen, gut redigirten Blättern — daß eine Person unmöglich beiden Seiten vorstehen kann, ohne sich aufzureiben. Und dabei wird doch stets eine der beiden Thätigkeitsbranchen zu kurz kommen, entweder die Redaction oder die Expedition.

In der Redaction hatte ich als Mitarbeiter die beiden Herren Hanssen und Dr. Meier. Der Erstere, welcher vor mir von April bis November die verantwortliche Redaction der Zeitung geführt hatte, war der Bruder des bekannten Statistikers Hanssen in Göttingen. Er war ein herzensguter, vortrefflicher Mensch, der mich nach Kräften in den Redactions-Arbeiten unterstützte, stets entgegenkommend und bereitwillig, was ich um so mehr anzuerkennen hatte, als für ihn das Zurücktreten von der verantwortlichen Redaction in die untergeordnete Stellung eines Mitarbeiters etwas Peinliches haben mußte. Der andere Mitarbeiter, Dr. Meier, war früher Hauslehrer bei dem bekannten Herrn von Scheel in Schleswig gewesen und theilte mir über dessen Bestrebungen und Verhältnisse manche interessante Details mit. Er war ein thätiger und gewissenhafter Arbeiter, in seinen politischen Ansichten freilich mehr als mir lieb war, ein Mann der Vermittlung und des Centrums, was sich indeß weniger fühlbar machte, weil ich den leitenden Theil der Zeitung sowie die Correspondenz derselben selbst dirigirte. Dr. Meier schied aus der Redaction, als sich im nächsten Frühjahr die Schleswig-Holsteinische Zeitung in die Norddeutsche Freie Presse verwandelte, während Hanssen noch ein paar Monate länger darin blieb, um dann im Sommer 1849 nach Nord-Amerika auszuwandern, wo er eine neue Heimath gefunden hat.

Die Grundsätze, nach denen ich nunmehr die Redaction der Zeitung leitete, waren die des festen und entschiedenen Fortschritts, wie er im Sinne der ganzen Zeit lag. Ich hielt damals und halte noch jetzt nichts für unheilvoller und gefährlicher, als Unklarheit, Halbheit und Unentschlossenheit im politischen Denken und Handeln, namentlich in einer nach allen Seiten tief aufgeregten Zeit. Der Historiker, welcher vergangene Zeiten darzustellen und zu würdigen hat, mag die verschiedenen Standpunkte gegeneinander abwägen, die innere Berechtigung auch entgegengesetzter Strömungen anerkennen, und sich über die Parteien stellen. Der

Politiker, welcher es mit der Gegenwart zu thun hat und auf dieselbe wirken soll, muß, wenn er überall etwas erreichen will, bis zu einem gewissen Grade einseitig, rücksichtslos und parteiisch sein. Wer dies nicht ist, wer stets nach allen Seiten um sich blickt und sich ängstlich fragt: kann dies nicht hier oder dort unangenehm berühren? Hat nicht dein Gegner am Ende eben so viel Recht als du? — der bringt es nicht zu jener Consequenz des Denkens, zu jener Energie des Handelns, ohne welche es im politischen Leben keine Erfolge giebt. Nur so erklärt es sich, daß wir oft Männer von dem umfassendsten Wissen, von dem besten Willen und von dem liebenswürdigsten Wesen auf der politischen Bühne ohne Erfolg sehen; sie werden weit überflügelt und in den Hintergrund gedrängt durch jene Politiker, welche, was Vielseitigkeit der Bildung und Umfang des Wissens anbetrifft, tief unter ihnen stehen, aber sie haben was jenen abgeht, die Energie des Willens und die rücksichtslose Consequenz des Handelns, mit einem Wort, sie haben einen scharf und bestimmt ausgeprägten politischen Charakter.

Bei aller Entschiedenheit der politischen Grundsätze, nach denen ich die Zeitung leitete, hielt ich indeß stets auf eine maßvolle und anständige Form der Darstellung. Man kann sehr kräftig, selbst scharf schreiben, ohne die Schranken der Bildung und Gesittung zu überspringen. Ein roher und cynischer Ton à la Marat, mochte ich ihn nun in dem Zuschauer, der Kreuzzeitung und in geistesverwandten Blättern oder in gewissen Organen einer ultra-radikalen Demokratie finden, hat mich stets angewidert, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß nichts einer an sich guten Sache mehr Schaden zu bringen vermag, als wenn sie in einer solchen anstößigen Form verfochten wird. Auch in der Aufregung der Leidenschaften, wie sie die politischen Kämpfe einer tief bewegten Zeit mit sich bringen, darf die Publicistik sich niemals lossagen von den Gesetzen des Anstands und der Sitte, ohne deren Beobachtung die menschliche Gesellschaft alsbald in rohe Barbarei zurücksinken würde.

Es gewährt unzweifelhaft eine hohe Befriedigung, wenn der Gedanke kaum erst in der geheimen Werkstatt des Geistes an das Licht geboren, schon wenige Stunden darauf als gedrucktes Wort in die Welt der Oeffentlichkeit tritt, um von Tausenden gelesen und erwogen zu werden; aber in wessen Hand eine solche Macht gelegt ist, der hat auch die Verpflichtung, bei aller Energie, mit welcher er für die Verwirklichung seiner besonderen praktischen Zwecke arbeitet, stets als das allgemeine Ziel seines

Wirkens die Veredlung des zeitgenössischen Geschlechts durch Förderung der Bildung und Gesittung fest und unverrückbar im Auge zu behalten.

VIII.

Als ich um die Mitte November die Redaction der Schleswig-Holsteinischen Zeitung übernahm, war die reactionäre Strömung in Europa bereits im besten Fluß.

In Frankreich war die Republik im Begriff, sich in einem Bonaparte wieder einen Herrn zu geben. Oestreich hatte, nachdem es im Sommer in Italien gesiegt, bei sich zu Hause durch die alte Taktik, die verschiedenen Nationalitäten gegen einander zu hetzen und auszubeuten, eine Reihe von inneren Erfolgen errungen; die absolutistische Hof- und Militär-Partei, nachdem sie in Ungarn die Slaven gegen die aufsässigen Magyaren gehetzt, schlug in Prag die Slaven mittelst der Deutschen nieder, um nachher die Slaven wieder gegen die rebellischen Deutschen zu verwenden. Ende Oktober war Wien gefallen; der Aufstand ward im Blute erstickt; unter den zahlreichen Opfern einer ungezähmten Rachsucht war auch Robert Blum; und indem man ein Mitglied des Deutschen Parlaments gegen alles Recht und Gesetz zum Tode brachte, warf man ganz Deutschland den Fehdehandschuh hin. In Frankfurt fühlte die Majorität des Parlaments nicht mehr die Kraft ihn aufzunehmen. Der Sieg der Reaction in Wien hatte auch in Berlin die Dinge zur Entscheidung gebracht. Nachdem die Truppen aus dem Dänischen Kriege zurück waren, hatte man die Preußische Hauptstadt wie ein wildes Thier von allen Seiten umstellt; am 9. November hatte das Ministerium Brandenburg-Manteuffel seine Laufbahn begonnen; Verlegung und später Auflösung der National-Versammlung, Belagerungszustand, Maßregelungen, Octroyirungen und Willkürlichkeiten aller Art waren in seinem Gefolge. Die Reaction triumphirte, und bedauerte nichts, als daß ihr nicht eine Gelegenheit geworden, ihren Racheburst wie in Wien im Blute der Gegner zu stillen.

In Schleswig-Holstein hatte der Waffenstillstand lange Zeit nachdem er abgeschlossen war, nicht ausgeführt werden können, weil sich die Aus-

führung der schimpflichen von der Preußischen Regierung genehmigten Stipulationen als eine Unmöglichkeit erwies. Kein anständiger und ehrenwerther Mann wollte mit dem verhaßten Grafen Karl Moltke zusammen in der Regierung sitzen; Niemand wollte es über sich nehmen, durch Aussonderung der Schleswiger und der Schleswig-Holsteinischen Armee den Grund zu einer Trennung der Herzogthümer zu legen; Niemand endlich wollte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, durch Annullirung aller seit dem März von der Provisorischen Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen das Land in Anarchie zu stürzen. So kam es, daß die Provisorische Regierung noch beinahe zwei Monate nach dem Abschluß des Waffenstillstandes auf ihrem Posten bleiben konnte. Nur der Prinz von Noer war bereits zu Anfang September aus der Regierung getreten. Sein Rücktritt ward von Niemand bedauert. Schon seit lange hatten zwischen ihm und den anderen Mitgliedern der Regierung tief gehende Differenzen bestanden, welche, gesteigert durch die Schroffheit und Heftigkeit seines Wesens, eine Ausgleichung mehr und mehr zur Unmöglichkeit machten. Wie uns der Prinz in seinen Aufzeichnungen selbst erzählt, war die erste Ursache des Zerwürfnisses die Verschiedenheit in der Auffassung der Befugnisse der Provisorischen Regierung; der Prinz wollte, daß es in Allem möglichst beim Alten bleiben sollte; neue Gesetze sollten gar nicht oder möglichst wenig erlassen werden und die Verwaltung ganz in den Geleisen des alten Schlendrians bleiben. Und das in einer Zeit wie 1848! Und in einem Lande wie Schleswig-Holstein, wo fremder Druck jede zweckmäßige innere Reform systematisch bis dahin verhindert hatte! Glücklicher Weise brauchte sich die Provisorische Regierung in der Civilverwaltung nicht um den Einspruch des Prinzen zu kümmern; schlimmer aber stand es um die militärischen Angelegenheiten, welche ihm speciell untergeben waren. Allerdings erfordert es die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß gerade hier beim Ausbruch der Erhebung der wundeste Fleck war. Es mangelte an Allem, fast Alles mußte neu geschaffen werden: die Bewaffnung, die Uniformirung, die Intendantur und gesammte Armeeverwaltung, der ganze Rahmen der Armee und die Cadres der einzelnen Infanterie-Bataillone und Jägercorps, vor Allem die Artillerie*), endlich der Stab und der größere Theil des Officiercorps. Es

*) In Betreff der Cavallerie behielt es bei den beiden Dragoner-Regimentern sein Bewenden, welche die Herzogthümer schon vorher hatten.

hätte die ganze Kraft eines tüchtigen Militär-Organisators bedurft, um hier in kurzer Frist etwas Ordentliches zu schaffen. Der Prinz aber, der den größesten Theil des Sommers als commandirender General der Schleswig-Holsteiner im Felde stand, konnte dem Organisations-Werk, auch wenn er sonst der richtige Mann dazu gewesen wäre, unmöglich die nöthige Thätigkeit widmen. Nur große militärische Genies wie Friedrich der Große und Napoleon haben es fertig gebracht, gleichzeitig im Felde zu commandiren und zu Hause zu organisiren; aber der Prinz von Noer war leider weder ein Friedrich noch ein Napoleon, und der alte General Krohn, der ihn im Militär-Departement zu Rendsburg während seiner Abwesenheit vertreten mußte, war doch mit dem besten Willen der schweren Aufgabe nicht gewachsen. Es kam daher mit der Armee-Organisation nicht vorwärts und bei der Provisorischen Regierung reifte daher der Wunsch, dies Werk in andere Hände zu legen. Die Unterhandlungen mit dem Preußischen General Bonin, der sich seit seiner Ankunft einer großen Popularität in den Herzogthümern zu erfreuen hatte, kamen endlich dahin zum Abschluß, daß derselbe nicht, wie es anfangs beabsichtigt und durch den Prinzen genehmigt war, an die Spitze des Kriegs-Departements, sondern als commandirender General an die Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee gestellt ward und der damals bereits abgeschlossene Waffenstillstand gestattete dem General Bonin, gleichzeitig auch dem Organisations-Werk seine specielle Fürsorge zu widmen. Der Prinz, welcher seinerseits noch um die Mitte August mit dem General Wrangel übereingekommen war, auch nach dem Rücktritt der Provisorischen Regierung während des Waffenstillstands als commandirender General an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee zu verbleiben, fand sich natürlich nun sehr unangenehm berührt, als er seine Pläne in solcher Weise vereitelt sah. Er hatte geglaubt, als commandirender General bei Ablauf des Waffenstillstands das Heft der Gewalt in die Hände zu bekommen, und fand sich nun, wie man zu sagen pflegt, vor der Thür. Reizbar und mißgestimmt, wie er ohnehin war, entnahm er die Veranlassung zu seinem Rücktritt von der Regierung aus der Art, wie die letztere durch ihr Mitglied Herrn Bremer, am 4. September der Landesversammlung die Ernennung des Generals Bonin mitgetheilt hatte. Die hier der Landesversammlung mitgetheilte Aeußerung Bonins, „daß unter seiner Leitung die Schleswig-Holsteinischen Truppen hoffentlich nach einigen Monaten in einem Zustande sein würden, um allen gerechten

Erwartungen zu entsprechen", involvirte allerdings einen Tadel des Prinzen, und da derselbe durch ein Regierungsmitglied, wenn auch nur als Urtheil eines Anderen ausgesprochen war, ohne daß die Landesversammlung Einspruch dagegen erhob, so blieb dem Prinzen kaum etwas Anderes übrig als seine Entlassung zu fordern. Die Landesversammlung genehmigte sie ohne Widerspruch.

Der Prinz hat sich in dieser Veranlassung mit größter Bitterkeit über den ihm widerfahrenen Undank beklagt, und mit dem unerschütterlichen Selbstgefühl, welches ihn kennzeichnet, die Behauptung aufgestellt, wäre er an der Spitze der Armee geblieben, so würden weder Fridericia noch Idstedt den Dänen Siegesorte geworden sein. — Das ist möglich; aber wenn wir statt dessen etwa ein zweites Bau erlebt hätten, so wäre die Sache auch auf dasselbe hinausgekommen.

Ich bin nicht Sachverständiger genug, um die Verdienste des Prinzen und des General Bonin um die Schleswig-Holsteinische Armee gegen einander abzuwägen. Der Prinz hat behauptet — und er mag im Allgemeinen Recht haben, — daß die Armee-Organisation, wie sie auch unter Bonin zunächst blieb, im Wesentlichen von ihm herrühre, und daß die Ausgleichung der Bataillone und Compagnien nach der Anzahl und nach den Altersklassen das Einzige gewesen sei, was General Bonin im folgenden Winter geleistet habe. Er lieferte dem General Bonin 10 Linien- und 4 Jäger-Bataillone ab, von denen 6 Linien- und 1 Jäger-Bataillon im Sommer mit ihm im Felde gestanden hatten; dazu die beiden Dragoner-Regimenter zu 5 Schwadronen jedes, eine Pionier- und eine Pontonnier-Compagnie und 4 Batterien Artillerie, jede zu 8 Geschützen; zugleich empfahl er die Vermehrung mit einer reitenden Batterie. Die Gesammtstärke der Armee hatte der Prinz auf etwa 16,000 Mann normirt, oder zwei Procent der Gesammt-Bevölkerung, d. h. wenn man die Bevölkerung der Herzogthümer in runder Summe auf 800,000 Einwohner ansetzt. Eine solche Stärke hielt der Prinz für vollkommen ausreichend, und glaubte sie sogar bei der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volkes nicht überschreiten zu dürfen.

Dagegen ist nun schon in den Kriegsjahren von den verschiedensten Seiten den Herzogthümern der Vorwurf gemacht, daß sie keine zahlreichere Armee unter die Waffen gebracht haben, ein Vorwurf, der auch später durch das Urtheil des bekannten Militär-Schriftstellers Rüstow bestätigt ist. Der Prinz, der Rüstow als den bedeutendsten neueren

Militärschriftsteller bezeichnet, vor dem er große Achtung hege, hat sich — denn von ihm rührte ja jene Organisation her — gegen jenen Vorwurf vertheidigt und da die Anschauung, welche er in dieser Vertheidigung ausspricht, auch sonst für die ganze Art, wie er und Andere die Kriegführung der Herzogthümer leiteten, charakteristisch ist, so setze ich die Stelle her*):

„Rüstow wirft es den Herzogthümern in seiner Taktik sowohl als in seiner Feldherrnkunst vor, daß sie keine zahlreichere Armee unter die Waffen brachten. Wenn der geehrte Verfasser näher mit dem Volkscharakter bekannt wäre, würde er dies nicht gethan haben. Der Charakter des Schleswig-Holsteiners ist durchaus friedlich. Sein Heerd, Hof und Feld sind sein Paradies. Von Hause aus ist er kein Held. Er hält auf sein Recht und seine Gewohnheiten, daher wollte er Schleswig-Holsteiner bleiben, weil er dies seit 500 Jahren gewesen war; daher gab er bereitwillig Geld und Proviant, um seine Rechte zu vertheidigen; aber seine eigene Person, wenn er über die erste Jugend hinaus war, gab er sehr ungerne den Kugeln und Kriegsstrapazen Preis. Hätte ich daher die Armee auf 8 bis 10,000 Mann stärker organisirt, so wurde der Sache selbst dadurch nur geschadet (!). Daß man in Frankfurt solche kümmerliche Politik trieb, daß Preußen uns so kläglich verrathen würde, konnte ich im Sommer 1848 unmöglich vorhersehen. Im Jahre 1849 haben sich bei Colding die 16,000 von mir organisirten Truppen (denn Bonin hatte daselbst nicht einen Mann mehr, als ich ihm im Herbst 1848 abgeliefert hatte) gut und tüchtig gegen die Dänische Armee geschlagen. Daß die leichtsinnige Führung Bonins und die theoretischen Experimente Willisen's zu Niederlagen führten, lag nicht in dem Mangel an Kopfzahl der Armee, sondern im Mangel des Kopfs, der sie befehligte." —

In dieser Ausführung ist wieder in gewohnter Weise Wahres und Falsches durcheinandergemischt. Wenn der Prinz sich auf den Schleswig-Holsteinischen Volkscharakter beruft, um daraus die Unzweckmäßigkeit eines größeren Heeres zu motiviren, so ist es ganz richtig, daß das Wesen des Schleswig-Holsteiners von Hause aus ein friedliches, dem Kriege abgeneigtes ist. Dies theilt er aber mit allen Volksstämmen, welche vorzugsweise dem Ackerbau zugewandt, eine lange Zeit hindurch des Krieges entwöhnt sich des Segens friedlicher geordneter Zustände

*) Aufzeichnungen p. 252.

erfreuten. Er theilt diese Eigenschaft namentlich mit allen Norddeutschen überhaupt; der Pommersche, der Märkische, der Preußische Landmann ist eben so wenig aus natürlicher Neigung kriegerisch gestimmt als der Schleswig-Holsteiner. Ueberhaupt wird ein Volk wohl schwerlich von Natur eine specifische Vorliebe für Kugeln und Kriegsstrapazen haben. Um sich denselben Preis zu geben, bedarf es für ein Cultur-Volk stets eines starken materiellen oder moralischen Impulses: entweder will man einen unerträglich gewordenen materiellen Druck abschütteln und zur äußern Unabhängigkeit und Freiheit gelangen, oder man kämpft für die geistigen Güter der Ehre, des Rechts und der Pflicht, oder wie es meistens der Fall sein wird, für Alles zusammen. In solchen Fällen ist der Norddeutsche Landmann, sobald der erste ungewohnte Eindruck überwunden ist — und etwas Gewöhnung gehört zu Allem, auch zum Kriegsleben — ein so guter, tapferer und ausdauernder Soldat, wie nur irgend einer, und die Schleswig-Holsteiner namentlich haben es in den Kriegsjahren gezeigt, daß sie weder die Kugeln noch die Kriegsstrapazen fürchten. Geht ihnen auch der brillante Ungestüm ab, welcher in der Regel den ersten Angriff der Franzosen kennzeichnet, so haben sie dafür die kaltblütige Ruhe und die nachhaltige Ausdauer. Der Norddeutsche, und so auch der Schleswig-Holsteiner, wird schwer in Harnisch gebracht, aber ist er einmal darin, so wächst auch kein Gras wohin er schlägt. Eins freilich ist für den Schleswig-Holsteiner wie für die Norddeutschen überhaupt ein unumgängliches Erforderniß: da die Massen hier ihrer Natur nach wenig geneigt sind, aus eigenem Antrieb aktiv vorzugehen, so bedarf es mehr wie anderswo einer kräftigen und energischen Führung, und dies gilt nicht nur von der Aktion auf dem Schlachtfelde, sondern auch von der politischen Thätigkeitsäußerung im Großen und Ganzen. Hat der militärische Anführer einmal das Vertrauen unserer Soldaten, so kann er durchs Feuer gehen, und sie werden ihm folgen; ebenso stehen unsere Norddeutschen Volksstämme sehr zähe und ausdauernd zu ihren politischen Führern, wenn dieselben sich einmal das allgemeine Vertrauen erworben haben. Sind daher diese Männer des Vertrauens, welche an der Spitze stehen, Männer von Talent und Energie, so können sie große Anforderungen an die Volkskraft stellen, und dieselben werden bereitwillig gewährt werden; sind sie dagegen ohne die nöthige Entschiedenheit und Kraft, so wird nichts Ordentliches geleistet werden, weil die Massen ohne die Gabe selbständigen Vorgehens, sich nach den Männern ihres Ver-

trauens an der Spitze richten; lassen sich diese an schwachen und halben Maßregeln genügen, so werden auch die Massen sich nicht vordrängen. Den übersprudelnden, elektrisirenden Enthusiasmus, der auch die Führer an der Spitze mit fortzureißen im Stande wäre, haben einmal unsere Norddeutschen nicht; sie erwarten vielmehr den Impuls immer von oben herab.

Leider ging es in dieser Hinsicht in Schleswig-Holstein im Kleinen, wie zu jener Zeit in Deutschland im Großen; die Männer, welche durch das Vertrauen des Volkes an die Spitze berufen waren, zeigten sich im Großen und Ganzen ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Sie hatten gewiß die reinste Vaterlandsliebe und den besten Willen; aber was ihnen fehlte, war die Energie des Handelns, welche sich nur durch große Gesichtspunkte bestimmen läßt, welche für große Zwecke auch große Mittel aufbietet. Ein Volk, welches für seine Unabhängigkeit kämpft, sollte nicht mehr als zwei Procent der Bevölkerung unter Waffen stellen können? Und eine stärkere Anforderung sollte sich namentlich bei den Schleswig-Holsteinern nicht haben ausführen lassen? Als Preußen im Jahr 1813 das Französische Joch abschüttelte, stellte es etwa fünf Procent seiner damaligen Bevölkerung unter die Waffen, und dazu war das Land durch einen vorangegangenen unglücklichen Krieg, durch Contributionen und Lieferungen auf das Aeußerste erschöpft; aber die Stein und Schön, die Scharnhorst und Grolmann, die Blücher und Gneisenau wußten, daß große Zwecke nicht durch kleine Mittel erreicht werden; sie wußten, daß der rechte Mann an der Spitze von unserer zähen Norddeutschen Volkskraft viel verlangen kann und daß sie ihn nicht im Stich läßt.

In Schleswig-Holstein, welches im Gegensatz zu dem Preußen von 1813 mit reichen Mitteln an Geld und Menschen in seinen Befreiungskrieg eintrat, fehlte es leider an Männern, welche es wie jene obengenannten Führer Preußens verstanden hätten, die ganze ihnen zu Gebot gestellte Kraft eines tüchtigen und opferwilligen Volkes für den großen Zweck der Befreiung vom fremden Joch in Bewegung zu setzen. Statt von vornherein die milllitärischen Rüstungen im größten Maßstabe zu betreiben, wartete man drei Monate (bis zum Juli), ehe man die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhob, und auch dann ließ man sich an einer Wehrkraft genügen, die ausreichend gewesen wäre, wenn man sie gleich im Augenblick der Erhebung, im März, gehabt hätte, die aber später, als Dänemark alle seine Kräfte anspannte, nicht mehr genügen konnte. Um

einen ebenbürtigen Gegner zu besiegen, kann man nicht zu stark sein, und Dänemark war den Herzogthümern mehr als ebenbürtig, denn seine Einwohnerzahl ist um ein Drittheil größer und es ging mit einer wohl geordneten Heeresverfassung und Verwaltung in den Kampf. Wenn der Prinz behauptet, daß ohne Bonins und Willisens Fehler die von ihm geschaffene Armee nicht geschlagen worden wäre, so ist es jedenfalls immer sehr gewagt, die aktive Wehrkraft eines Volkes so knapp zuzuschneiden, daß sie eben ausreicht, um ohne Fehler der Befehlshaber den Sieg zu erringen.*) Und wird der Sieg wirklich errungen, nach schwerem Kampf natürlich, dann fehlt, wenn die Armee an Zahl zu schwach ist, sicherlich die Kraft ihn zu benutzen. Im Fall der Niederlage aber ist dann Alles verloren.

Statt der vom Prinzen angesetzten zwei Procent der Bevölkerung hätte sehr wohl die doppelte Anzahl ausgehoben werden können; man hätte so aus den Herzogthümern selbst gegen 32,000 Mann erhalten, und hätte man dazu noch gegen 8000 Mann aus Deutschland rekrutirt, was leicht hätte geschehen können, wenn man den Deutschen Enthusiasmus für die Schleswig-Holsteinische Sache zu benutzen gewußt hätte, so hätten die Herzogthümer eine eigene Armee von 40,000 Mann besessen und damit hätten sie sich allein, ohne Einmischung Preußens und anderer Deutscher Bundesstaaten, vertheidigen können.**)

Ich lasse es dahin gestellt, ob es möglich gewesen wäre, schon im ersten Sommer (1848) eine so starke Armee ins Feld zu stellen und der Prinz von Noer kann mit Recht zu seiner Entschuldigung anführen, daß der erste Anfang in solchen Dingen immer das Schwerste ist; er hatte in der That hier Alles aus dem Rohen zu arbeiten. Aber wenn er damals auch noch keine 40,000 Mann ins Feld stellen konnte, so hätte er doch seinen Organisationsplan bereits auf diese Höhe anlegen können;

*) Dabei ist indeß zu bemerken, daß schon bei Idstedt im Jahre 1850 die Schleswig-Holsteinische Armee eine Stärke von etwa 26,000 Mann (gegen 36,000 Dänen) betrug; die 16,000 Mann des Prinzen hätten auch ohne Fehler des Commandirenden schwerlich ausgereicht, die mehr als doppelt so starke Dänische Armee zu besiegen.

**) Daß es sehr wohl möglich für die Herzogthümer war, eine solche Stärke ins Feld zu stellen, haben sie nach der Schlacht bei Idstedt, als es leider zu spät war, gezeigt. Die Schleswig-Holsteinische Armee hatte bei der Auflösung im Jahr 1851 eine Stärke von ungefähr 43,000 Mann, darunter etwa nur 5000 Nicht-Schleswig-Holsteiner. Und diese Armee wurde fast von Holstein allein unterhalten, da sich Schleswig seit der Schlacht von Idstedt größtentheils in Feindes Gewalt befand.

dann wäre wenigstens so ziemlich die gesammte wehrfähige Mannschaft der Herzogthümer zur Verwendung gekommen, während bei dem kleinen Maßstabe, nach welchem der Prinz die Rüstungen betrieb, noch eine Menge kräftiger junger Männer zu Hause blieb, zum großen Erstaunen der fremden Officiere, welche damals in die Herzogthümer kamen, und das ganze Land unter Waffen zu finden erwartet hatten. Es wurden damals aus diesem Umstande von den Fremden sehr ungünstige Schlüsse gezogen; sie meinten daraus auf Mangel an Hingebung für die eigene Sache schließen zu können. Mit Unrecht, denn wie schon früher bemerkt, eine freiwillige Initiative liegt nicht in der Art unseres Volksschlags; mit der Stellung von Freiwilligen zur Armee geht es wie mit der Aufbringung von freiwilligen Anleihen: es wird stets nur ein verhältnißmäßig geringfügiges Resultat dadurch erzielt werden. Sobald aber eine gesetzliche, Alle gleichmäßig verpflichtende Anordnung von oben herab da ist, geht Alles ganz vortrefflich.

Daß der Prinz und die Männer, welche mit ihm und nach ihm an der Spitze der Herzogthümer standen, so scheu waren, wo es galt, die Herzogthümer nach großem Maßstabe in Anspruch zu nehmen, hatte seinen Grund theils in ihrer Abneigung vor allen Maßregeln, welche der Sache den Charakter einer großen volksthümlichen Erhebung geben konnten, theils in dem gutgemeinten, aber hier schlecht angebrachten Bestreben, dem eigenen Lande die Last des Krieges möglichst leicht zu machen. Dazu kam dann das unselige und blinde Vertrauen auf Deutsche und Preußische Hülfe. Der Prinz hat gleichfalls zu seiner Entschuldigung angeführt, er habe es im Sommer 1848 unmöglich vorhersehen können, daß man in Frankfurt solche kümmerliche Politik trieb, und daß Preußen uns so kläglich verrathen würde. Allein, wenn irgend Einer, so war der Prinz durch das, was er vor, während und nach dem Gefecht bei Schleswig von der Preußischen Kriegführung gesehen hatte, in den Stand gesetzt, sich ein Urtheil darüber zu bilden, was die Herzogthümer von der Preußischen Hülfe zu erwarten hatten. Und was die Preußische Kabinets-Diplomatie beabsichtigte, konnte nach dem Bekanntwerden der Wildenbruch'schen Mission auch kaum einem Zweifel unterliegen; hatte doch der Prinz selbst — nach eigenem Bericht — sich schon damals veranlaßt gesehen, den genannten Herrn zu fragen: „Wie sind Sie hier zu betrachten, als Spion oder als Diplomat?"

Uebrigens hat es schon im Sommer 1848 an Stimmen nicht gefehlt,

welche im wohlberechtigten Mißtrauen gegen die Preußische Kabinets-Politik die umfassendsten Rüstungen für die Herzogthümer forderten, so daß sie auf eigenen Füßen hätten stehen können. Leider wurden sie damals als politische Schwarzseher verschrien, welche geflissentlich darauf ausgingen, Mißtrauen gegen die guten Absichten der Preußischen Regierung zu säen. Als dann freilich der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen war — den man übrigens schon seit dem Juli kommen sehen konnte — da war man in den Herzogthümern tief indignirt und beklagte sich über Verrath von Seiten des Preußischen Kabinets. Aber da man, Dank den mangelhaften militärischen Rüstungen, durchaus nicht in der Verfassung war, den Kampf allein mit Dänemark fortzusetzen, so mußte man sich wohl oder übel den Waffenstillstand gefallen lassen.*)

Und wenn man sich diese bittere Lehre noch wenigstens hätte zur Warnung dienen lassen! Aber auch in den sieben Monaten des Waffenstillstands wurden die militärischen Rüstungen durchaus nicht auf jene Höhe gebracht, wie es bei den reichen Hülfsquellen des Landes möglich und bei der Aussicht, den Kampf gegen Dänemark schließlich allein ausfechten zu müssen, nothwendig gewesen wäre. Bedenkt man, was vom Februar bis zum August 1813 in Preußen oder vom October 1848 bis zum März 1849 in Ungarn und was vom August 1848 bis zum April 1849 in Schleswig-Holstein geleistet ward, so muß dieser Vergleich sehr zu Ungunsten des Letzteren ausfallen.**)

Die Schuld hiervon trägt freilich nicht mehr der Prinz, der zu Anfang September zurückgetreten war, sondern sein Nachfolger, der General Bonin, und noch mehr die Männer, aus denen die Waffenstillstandsregierung bestand. Der General Bonin war vor Allem Preußischer General und es lag in dem Charakter der Politik des Preußischen Kabinets, daß die Herzogthümer nicht zur selbständigen Macht gelangten. So beschränkte er sich im Wesentlichen darauf, die vom Prinzen ihm überlieferte Armee zu organisiren und zu schulen. Nur bei der Artillerie fand

*) Im Felde verwendbare Truppen hatte der Prinz im August nur 7 Bataillone, 4 Batterien und 2 Cavallerie-Regimenter — im Ganzen vielleicht 8000 Mann.

**) Im Kriege von 1849 rückten unter General Bonin 10 Infanterie-Bataillone und 4 Jägercorps, 2 Cavallerie-Regimenter und 6 Batterien Artillerie in einer Gesammtstärke von etwa 15,000 Mann ins Feld. — Es war eine allerdings tüchtige, aber nur zu kleine Armee, die mindestens doppelt so stark hätte sein können und sein müssen.

eine effektive Vermehrung um ein paar Batterien statt. Fünf Reserve-Bataillone wurden erst ganz zu Ende des Waffenstillstands im März eingerichtet, und kamen 1849 im Felde zu keiner Verwendung.

Die Waffenstillstandsregierung war unter dem Titel gemeinsame Regierung endlich am 22. Oktober der Provisorischen Regierung gefolgt, nach langen Verhandlungen, welche mehr als einmal vollständig zu scheitern drohten. Die Provisorische Regierung und die Landesversammlung hatten die letzte ihnen vergönnte Frist noch benutzt, dem Lande ein Staatsgrundgesetz zu geben, welches, wenn es auch Manches zu wünschen übrig ließ, doch im Ganzen genommen einen leidlich freisinnigen Charakter hatte und jedenfalls nunmehr eine feste Basis für die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer bildete. Unter mehreren anderen Gesetzen, welche gleichfalls in der Eile noch vor Thoresschluß berathen und erlassen wurden, erwies sich namentlich eine neue Städte-Ordnung als von den wohlthätigsten Folgen. Zu einer neuen Land-Communal-Ordnung, welche gleichfalls ein dringendes Bedürfniß gewesen wäre, ist es leider weder damals noch später während der Jahre der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins gekommen.

Während des Waffenstillstands unter der gemeinsamen Regierung sollte die Gesetzgebung ruhen, und dieser erzwungene Stillstand der Gesetzgebung war keines der kleinsten Uebel für das Land, welches fast auf allen Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege durchgreifender Reformen dringend bedurfte. Freilich wäre die gemeinsame Regierung bei den Persönlichkeiten, aus denen sie bestand, ohnehin wenig für die Initiative einer reformatorischen Gesetzgebung geeignet gewesen. Zwar war die Präsidentschaft des verhaßten Karl Moltke an der absoluten Unmöglichkeit gescheitert, für eine so präsidirte Regierung irgend einen Mann von Ansehn in den Herzogthümern zu gewinnen; aber man hatte doch dafür gesorgt, daß die Zusammensetzung der neuen Regierung ihr wenigstens einen hoch-conservativen Charakter sicherte. Der Präsident derselben, Graf Theodor Reventlow von Jersbeck, der Vetter des Mitgliedes der Provisorischen Regierung und späteren Statthalters, gehörte zu den Hoch-Torys von Schleswig-Holstein und hatte an den Herren Baron Heintze und Adolf von Moltke ein paar gleichgestimmte Collegen; die beiden bürgerlichen Mitglieder der neuen Regierung, Oberappellationsgerichtsrath Preußer und Landvogt Boysen, von gemäßigt liberaler Denkweise und an geistiger Bedeutung ihren adligen Collegen überlegen, stan-

den ihnen doch an Energie in Geltendmachung ihrer Ansichten nach und waren ohnehin schon der Zahl nach in der Minorität.

Die Stellung der gemeinsamen Regierung war unleugbar von vornherein eine sehr schwierige. Wollte sie Anerkennung im Lande finden, so mußte sie auch die Sache des Landes vertreten, und that sie dies, so verdarb sie es mit Dänemark. Das zeigte sich sogleich, als sie nach ihrem Antritt fast alle seit dem März erlassenen Gesetze der Provisorischen Regierung, darunter auch das Staatsgrundgesetz bestätigte. Dadurch überwarf sie sich sofort mit dem Dänischen Waffenstillstands-Commissar Reetz, der alsbald nach Kopenhagen zurückreiste, in seiner Gesellschaft der Commissar der Deutschen Centralgewalt, Herr Stedtmann, der damals in den Herzogthümern eine höchst absurde Rolle spielte. Das Verhältniß zu Dänemark blieb fortan den ganzen Winter hindurch ein brouillirtes, und die zu Schleswig gehörigen Inseln Alsen und Arroe wurden nicht, wie es nach der Waffenstillstands-Convention hätte sein sollen, von den Dänen unter die Verwaltung der gemeinsamen Regierung gestellt.

Wie die Dinge sich von Anfang an gestalteten, sprach die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwischen Dänemark und den Herzogthümern noch einmal an die Gewalt der Waffen würde appellirt werden müssen. Statt nun aber auf die höchst mögliche Ausdehnung der Rüstungen ihr Hauptaugenwerk zu richten, beschäftigte sich die gemeinsame Regierung mit unfruchtbaren Versuchen einer Wiederanknüpfung mit Dänemark, die wie namentlich die Sendung des Grafen Reventlou von Farve nach Kopenhagen einen höchst demüthigenden Verlauf nahmen und, wie es vorauszusehen war, vollständig scheiterten.

Seit ich um die Mitte November die Redaction der Schleswig-Holsteinischen Regierung übernommen hatte, ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, auf die ausgedehntesten Rüstungen zu dringen, damit Schleswig-Holstein sich aus der Abhängigkeit von der Preußischen Politik befreie und in den Stand gesetzt werde, seine Rechte gegen Dänische Gewalt selbst zu vertheidigen. Dabei kam namentlich noch ein Punkt zur Erörterung, der damals wie noch lange Zeit nachher recht eigentlich die Achillesferse der Schleswig-Holsteinischen Militär-Organisation bildete: das Verhältniß der fremden Officiere in der Schleswig-Holsteinischen Armee.

Es ist bereits früher bemerkt, daß der Mangel an eingeborenen Officieren gleich nach dem Losbruch der Erhebung im Frühjahr einer der

empfindlichsten Uebelstände war. Es blieb kaum etwas Anderes übrig, als fürs Erste diesem Mangel durch Officiere anderer Deutscher Armeen abzuhelfen. Leider richtete man von vornherein seine Aufmerksamkeit allzu ausschließlich auf Preußische Officiere, für die der Prinz von Noer eine entschiedene Vorliebe hatte. Die Officiere der kleineren Deutschen Staaten, namentlich aber Süddeutsche, fanden nur selten Gnade vor seinen Augen. Diese vorzugsweise Begünstigung Preußischer Officiere dauerte natürlich in verstärktem Maße an, seit der General Bonin an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee stand. Zwar erhielten alle Officiere ihre Anstellung formell von der Regierung, aber der General Bonin hatte das Recht, sie vorzuschlagen oder zurückzuweisen, und damit hatte er allerdings in diesem Punkt die entscheidende Macht in Händen.

Ich verkenne am wenigsten die Vortheile, welche Schleswig-Holstein von Preußischen Officieren gehabt hat. Officiere, welche einer großen Armee mit alten militärischen Traditionen angehören oder angehört haben, werden stets gewisse Vorzüge haben vor den Officieren kleiner Contingente, welche keine selbständige Organisation und keine hervorragende Geschichte besitzen. In großen und fest normirten militärischen Verhältnissen gebildet zu sein, giebt dem Officier jene Sicherheit des Auftretens und jene feste selbstbewußte Haltung, welche für den Befehlenden unerläßlich ist. Aber die Preußischen Officiere hatten auch ihre Schattenseite. Seit einem Menschenalter hatte die Preußische Armee keinen Krieg mehr gesehen und das ewige Einerlei des Garnisondienstes hatte jene Pedanterie in Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten erzeugt, welche man gewöhnlich als Kamaschendienst bezeichnet. Diese militärische Pedanterie, welche für den Soldaten im Frieden eine gewisse Berechtigung haben mag, wird im Kriege, sofern sie es nicht vermag, das Unwesentliche vom Wesentlichen zu trennen, zum Fehler und mußte dem Schleswig-Holsteiner, welcher nicht wie der Preußische Soldat seit lange an diesen Formalismus gewöhnt war, als eine unnöthige und beengende Fessel erscheinen. Dazu kam der exclusive militärische Kastengeist, welcher unter den Officieren des Preußischen Heeres mehr wie in irgend einer anderen Armee ausgebildet ist, verbunden mit einer politischen Anschauungsweise, welche im Wesentlichen als feudaler Absolutismus charakterisirt werden muß, dem von Seiten des Soldaten namentlich nur ein blinder bedingungsloser Gehorsam entsprechen dürfe. Ich weiß sehr wohl, daß es auch in dieser Beziehung Ausnahmen unter den Preußischen Officieren gab, wie

es deren jetzt giebt: aber die größere Mehrzahl stand auf dem bezeichneten Standpunkte. Sie konnten demgemäß wenig oder gar keine wahrhaften Sympathien für die Sache der Herzogthümer fühlen, welcher in ihren Augen stets der Makel eines Aufstands gegen den legitimen Monarchen und des militärischen Abfalls anhaftete. Daß Schleswig-Holstein für sein gutes Recht, für seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpfte, hätte die Mehrzahl jener Männer schwerlich bestimmt, dem Lande ihre Dienste zu widmen und für dasselbe ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Allerdings haben später viele von ihnen das Land und seine Bewohner achten und lieben gelernt und sind mit schwerem Herzen fortgegangen. Aber hingegangen sind sie zu Anfang nicht aus einem Zuge des Herzens, sondern weil sie von ihrem König hingesandt wurden, zudem wurde ihnen Gelegenheit geboten, den Krieg kennen zu lernen, was für jeden wahren Soldaten stets etwas Verführerisches hat, und endlich kam auch das rasche Avancement — sie erhielten in Schleswig-Holstein meist höhere Chargen — und der vergleichsweise gute Gehalt als mitwirkendes Motiv in Betracht.

Wie die Dinge lagen, würde sich indeß trotz aller trennenden Momente allmälig eine Ausgleichung in der Stellung der Preußischen Officiere zur Armee und zum Lande angebahnt haben; die Officiere würden durch den Krieg und durch das gemeinsam vergossene Blut nach und nach mit der Landessache fester verwachsen sein und die tägliche Berührung mit einer tüchtigen freisinnigen durch einen starken Rechtssinn ausgezeichneten Bevölkerung würde ihnen Interesse und Verständniß für den Kampf gegeben haben, wie sie es ursprünglich nicht hatten. Andererseits würden die Herzogthümer durch die militärische Bildung der Preußischen Officiere und ihren Sinn für eine straffe militärische Disciplin ein Element gewonnen haben, welches richtig verwandt, der Sache des Landes von großem Nutzen hätte sein müssen.

Allein einer solchen Ausgleichung der Gegensätze trat ein unheilvoller Umstand in den Weg, der das ganze Verhältniß der Preußischen Officiere zum Lande von vornherein in eine schiefe und auf die Dauer unerträgliche Lage brachte. Sie waren — wenigstens galt dies von einer beträchtlichen Anzahl derselben, darunter der General Bonin selbst und viele der tüchtigsten Officiere — nicht definitiv in die Dienste der Herzogthümer getreten, sondern von Preußen nur leihweise den Herzogthümern überlassen. Die Preußische Regierung hatte dadurch das Recht, jene Männer in jedem Augenblick wieder aus der Schleswig-Holsteinischen

Armee abzuberufen. Sie blieben nach wie vor in Preußischen Diensten und vor Allem den Befehlen ihrer Preußischen Oberen unterworfen. Dies unnatürliche Verhältniß ward die Quelle trauriger Conflicte und erwies sich schließlich als schlechterdings verderblich für die Schleswig-Holsteinische Sache. Denn nicht nur, daß jene prekäre Stellung so vieler Officiere ein organisches Zusammenwachsen mit der Armee und der Sache des Landes fortwährend verhinderte, so ward sie auch für die Herzogthümer bald genug eine Quelle des Mißtrauens und der Besorgniß. Die Gefahr lag nahe, daß die Armee in einem Augenblick, wo das Land am meisten darauf zählen mußte, durch die Zurückberufung der nur temporär beurlaubten Preußischen Officiere desorganisirt und unfähig gemacht wurde, dem Feinde Widerstand zu leisten. So war das Land in steter Abhängigkeit von der Preußischen Politik und auf Gnade und Ungnade den Anforderungen derselben Preis gegeben.

Als nun der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen war und eine tiefe Erbitterung gegen Preußen durch alle Schichten der Bevölkerung ging, mußte auch die Stellung der Preußischen Officiere in der Schleswig-Holsteinischen Armee wesentlich dadurch afficirt werden. Denn so wenig man auch geneigt war, diese Männer als Einzelne für die Sünden ihrer Regierung verantwortlich zu machen, so mußte doch ihre officielle Stellung zu derselben, sofern sie noch immer Preußische Officiere und Preußischem Befehl unterworfen waren, Mißtrauen und Entfremdung gegen sie zu Wege bringen. Kamen dann bei Einzelnen noch Mißgriffe und falsche Behandlung der Schleswig-Holsteinischen Soldaten hinzu, so konnten beklagenswerthe Conflicte kaum ausbleiben.

Schon zu Anfang September hatte ein solcher statt gefunden. An demselben Tage (4.), an welchem die Landesversammlung jene fünf energischen Resolutionen faßte, durch welche sie dem Waffenstillstand gegenüber das Recht des Landes wahrte, hatte das damals in Kiel garnisonirende 5. Bataillon seinen Preußischen Officieren den Gehorsam versagt. In jener Zeit der heftigsten Aufregung war das Gerücht verbreitet, Preußische Truppen sollten nach Kiel kommen, um die dort tagende Landesversammlung zu sprengen und auf diese Art den Widerstand gegen den Waffenstillstand zu brechen. Zu diesem Ende — so ging das Gerede — wolle man die Schleswig-Holsteiner aus Kiel entfernen und nach Friedrichsort verlegen. Das Gerücht war falsch, aber bei den Soldaten hatte es Glauben gefunden, und als am Morgen das Bataillon

zu einer Uebung ausrücken sollte, weigerte es sich, auszumarschiren; es wollte zum Schutz der Landesversammlung in der Stadt bleiben; nur Schleswig-Holsteinischen Officieren wollte es gehorchen*); Preußen habe das Land verrathen. Eine Compagnie, welche dem Marschbefehl Gehorsam leisten wollte, wurde durch die dichten umgebenden Volksmassen daran gehindert. Alles Zureden der Officiere war vergeblich, das Bataillon marschirte nicht, und in Folge dieses Vorgangs legten die Preußischen Officiere desselben ihr Commando nieder und verließen Kiel. Eine große Untersuchung erfolgte; es stellte sich dabei heraus, daß auf Seiten der Soldaten kein böser Wille gewesen und daß sie wirklich in einer Täuschung befangen gewesen waren. Mehrere Unterofficiere und Soldaten wurden zu längeren Freiheitsstrafen, Einige gar zu mehrjährigem Zuchthaus verurtheilt. Der Rechtscandidat Springborn, ein Civilist, dem man einen hervorragenden Antheil an jenem Vorgang zur Last legte, ward zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Bald nachdem ich im November die Redaction der Schleswig-Holsteinischen Zeitung übernommen hatte, begann eine Reihe ähnlicher Conflicte, welche von den beklagenswerthesten Folgen waren.

Den Anfang bildete eine von Unterofficieren und Soldaten des 7. damals in Lütjenburg garnisonirenden Bataillons veröffentlichte Adresse an die Preußischen Soldaten, welche im Sommer für Schleswig-Holstein gefochten hatten. Das Preußische Militär war nach seiner Rückkehr aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel bekanntlich dazu verwandt, die „Ordnung" in Berlin herzustellen, die Hauptstadt in Belagerungszustand zu versetzen, die Nationalversammlung zu sprengen und die Bürgerwehr aufzulösen. In der Schleswig-Holsteinischen Armee, wo der rein soldatische Geist des blinden Gehorsams noch nicht zur ausschließlichen Geltung gelangt war, namentlich unter der gebildeten Jugend des Landes, nahm man Anstoß an der Art, wie sich die Soldaten als Werkzeuge der Reaction gebrauchen ließen. Man hatte das instinktartige Vorgefühl, daß der Sieg der Reaction in Preußen auch die Niederlage der Schleswig-Holsteinischen Sache nach sich ziehen werde. Die Adresse des 7. Bataillons gab dieser Gesinnung Ausdruck. Von dem

*) Während das Bataillon gegen alles Zureden der Preußischen Officiere taub blieb, ward ein Schleswig-Holsteinischer Officier von den Soldaten mit dem Zuruf empfangen: „Das ist ein Schleswig-Holsteiner, dem folgen wir!"

Geiste, der darin herrschte, möge man sich aus folgender Stelle eine Vorstellung machen: „Kameraden!“ heißt es gegen den Schluß, „Ihr habt in unserem Lande gefochten für die Freiheit; kehret Eure ruhmvollen Waffen nicht gegen die Freiheit des Vaterlandes! Ihr seid keine Söldlinge! Dem Söldlinge ist es gleich, wogegen er commandirt wird; er hat keine Gesinnung. Wollt Ihr auch Söldlinge sein? Höret endlich einmal auf, reine Soldaten zu sein, ohne anderen Inhalt, als einige hergebrachte soldatische Tugenden. Schließt auch Ihr Euch der großen Gegenwart an, werdet Bürger, Deutsche, Söhne des Jahres 1848! Ihr sollt Eure Waffen nicht gegen Euren König kehren, aber bei Gott! Ihr sollt sie auch nicht zu Henkerbeilen an Euren Vätern und Brüdern machen. Stellt Euch offen auf die Seite des Volks, auf die Seite seiner anerkannten Vertreter, die ja nichts Anderes wollen, als was das Volk will, und ein Theil dieses Volks seid ja auch Ihr! .... Erkläret Eurem König, daß Ihr Eure Waffen nicht gegen den Willen Eurer Nation erheben werdet, daß Ihr vielmehr darin den Beruf des Kriegers erkennt, die Freiheit, die das Volk errungen, die der Fürst bestätigt hat, gegen äußere wie innere Feinde bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen!“ — Der Geist, welcher diese Adresse dictirt hatte, konnte nicht befremden unter der militärischen Jugend eines Landes, welches sich vor wenigen Monaten für sein gutes Recht und für seine Freiheit gegen die von seinem Fürsten sanctionirten Gewaltmaßregeln wie ein Mann erhoben hatte.

Der General Bonin, statt aus dem rein praktisch-militärischen Gesichtspunkte alle politischen Demonstrationen der Soldaten, ohne Rücksicht auf die Tendenz derselben, schlechthin zu verbieten, stellte sich sofort auf den politischen Standpunkt des specifisch Preußischen Officiers und des absoluten Gehorsams. Als Oberbefehlshaber der Deutschen Reichstruppen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein erließ er unterm 20. November aus Schleswig einen Armeebefehl, in welchem er vor der Unterzeichnung der Adresse warnte, in der er nur Aufforderung zu Ungehorsam und Verrath erblickte; zugleich charakterisirte er die Abfassung und Verbreitung der Adresse als ein „verbrecherisches Treiben“ und sprach schließlich die Ueberzeugung aus, daß die Preußischen Truppen „die tiefste Verachtung jedem Ansinnen zu einem Verbrechen entgegensetzen würden, welches den Glanz ihrer Waffen mit unauslöschlicher Schmach bedecken müßte“. —

Dieser unpolitische Armeebefehl goß Oel ins Feuer. Wenige Tage

nach seinem Erlaß veröffentlichte der Student Luttermerk, welcher damals im 7. Bataillon diente, und für die Verbreitung der Adresse auch in Plön beim 8. Bataillon gewirkt hatte, eine Kritik des Armeebefehls, in welcher er sich und die Unterzeichner der Adresse, unter Berufung auf Artikel 23 des Staatsgrundgesetzes*), gegen den Vorwurf des „verbrecherischen Treibens“ und der Aufforderung zum „Verrath“ in der entschiedensten Weise verwahrte und dagegen protestirte, daß die Schleswig-Holsteinischen Landeskinder dazu verdammt werden sollten, das „unselige Vorurtheil Preußischer Truppen, daß König und Vaterland eins und dasselbe sei“ in Fleisch und Blut aufzunehmen.

Diese von einem Soldaten veröffentlichte Kritik eines vom Höchst-Commandirenden erlassenen Armeebefehls und noch mehr der ganze Ton, in dem dieselbe gehalten war, mußte auch vom unparteiischen Standpunkt als ein Verstoß gegen die militärische Disciplin erscheinen. Leider erfolgte bald darauf von Seiten eines anderen Truppentheils eine ähnliche Demonstration. Die damals in Rendsburg garnisonirende Pontonnier-Compagnie veröffentlichte eine Zustimmungs-Adresse an die Soldaten des 7. Bataillons, in welcher 50 Ober-Pontonniere und Pontonniere der aus 80 Mann bestehenden Compagnie, trotz des Armeebefehls, ihre Uebereinstimmung mit den in der Ansprache des 7. Bataillons ausgesprochenen Ansichten erklärten und derselben ausdrücklich ihren Beifall zollten.

Die Sache machte, wie man sich denken kann, ein peinliches Aufsehen. Die gemeinsame Regierung erließ, indem sie das Verhalten der Pontonniere als ein ganz subordinationswidriges und den Kriegsgesetzen geradezu hohnsprechendes bezeichnete, an das General-Commando den Auftrag zur Veranlassung einer kriegsgerichtlichen Untersuchung. In den ersten Tagen des December waren Luttermerk und ein Unterofficier Schmidt vom 7. Bataillon bereits bei Nacht in Lütjenburg verhaftet und anfangs nach Schleswig, dann nach Rendsburg transportirt; später folgten dorthin noch 22 Unterofficiere und 7 Soldaten des Bataillons. Am 5. December ward in Rendsburg unter Mitwirkung von Würtembergern, Hessen und Schleswig-Holsteinischer Infanterie auch die Pontonnier-Compagnie entwaffnet. Ein Volksauflauf, welcher bei dieser Gelegenheit stattfand, um die Pontonniere wo möglich zu befreien, ward mit leichter

*) „Jeder Schleswig-Holsteiner hat das Recht, durch Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern.“

Mühe zerstreut. Eine oberkriegsgerichtliche Commission, auf den Rath des Armee-Auditeurs Cartheuser lediglich aus 12 Officieren zusammengesetzt, fällte noch in der Nacht das Urtheil über 8 Ober-Pontonniere und 36 Pontonniere; es lautete für alle auf Tod; die Dezimirung (Ausloosung des zehnten Mannes) sollte entscheiden, an wem das Urtheil vollzogen werden sollte.

Das ganze Urtheil war ein formell nichtiges; denn der Armee-Auditeur Cartheuser hatte das alte Dänische Recht dabei zu Grunde gelegt, welches nicht mehr galt. In den Herzogthümern hatte seit dem April ein damals in der Eile entworfenes provisorisches Kriegsgesetz Geltung, welches allerdings große Mängel hatte, und das Proceßverfahren beruhte lediglich auf bloßer Usance. Als der gemeinsamen Regierung das obige barbarische Urtheil zur Bestätigung nach Schleswig übersandt ward, erkannte sie sofort aus dem obigen Grunde auf Nichtigkeit und cassirte das Urtheil.

Der General Bonin hatte zwar nicht auf Vollstreckung des Dezimirungs-Urtheils angetragen; aber er hatte für den jungen Rohwer als Verfasser der Pontonnier-Adresse als Begnadigung 20 Jahre Zuchthaus (!) und für die anderen Theilnehmer 4 Jahre Zuchthaus verlangt. Er fand sich nun durch die Cassation des Urtheils sehr unangenehm berührt. Er erklärte zwar anfangs, trotz seines Befremdens über die Entscheidung der Regierung, „zur Vermeidung höchst unangenehmer Conflicte“ nachgeben und ein neues Kriegsgericht einsetzen zu wollen, aber am nächsten Tage verlangte er, wahrscheinlich aufgehetzt durch den Armee-Auditeur, der mit starrem Eigensinn die noch andauernde Gültigkeit des Dänischen Rechts für die Schleswig-Holsteinische Armee behauptete, seinen Abschied als Schleswig-Holsteinischer General, „da die Regierung ihm die Mittel entzogen habe, die gesunkene Disciplin in der Schleswig-Holsteinischen Armee wieder herzustellen und zu handhaben“.

Inzwischen hatte ein ordnungsmäßig zusammengesetztes gewöhnliches Kriegsgericht das Urtheil über die Pontonniere gefällt; es war immer noch streng genug ausgefallen. Der Verfasser der Adresse, Rohwer, ein junger Mann von Bildung und sonst untadelhafter Führung, war zu drei Jahren Zuchthaus, die anderen Unterzeichner zu längeren oder kürzeren Festungs- und Freiheitsstrafen verurtheilt. Wenige Tage später ward auch über Luttermersk, Schmidt und die Compromittirten des 7. Bataillons das kriegsgerichtliche Urtheil gefällt. Der Student Luttermersk, welcher zwar

nicht der Verfasser der zuerst veröffentlichten Adresse war, aber durch seine Kritik des Bonin'schen Armeebefehls gegen die militärische Disciplin verstoßen hatte, ward zu vier Jahren Zuchthaus, die andern Theilnehmer gleichfalls, wie die Pontonniere, zu längeren oder kürzeren Freiheitsstr fen verurtheilt. Auch Civil-Personen wurden in die Untersuchung verwickelt, in Rendsburg namentlich wegen der tumultarischen Vorgänge am 5. December, und in Altona ward nicht lange darauf der excentrische Theodor Bracklow, Präsident des radikalen vaterländischen Vereins, wegen einer in demselben gehaltenen Rede verhaftet.

Eine große Aufregung ging in Folge dieser Vorfälle durch das ganze Land; die Vereine nahmen für und gegen Partei; die Schleswig-Holsteinische Zeitung ward mit Resolutionen und Zusendungen der verschiedensten Art dergestalt überhäuft, daß ich darauf verzichten mußte, sie in extenso mitzutheilen, und mich darauf beschränkte, sie nach ihrem allgemeinen Inhalt zu registriren.

Der Standpunkt, den ich im leitenden Theil der Zeitung unter diesen Wirren festhielt, war, wie ich noch jetzt dafür halte, im Wesentlichen der richtige. Ich mißbilligte auf der einen Seite alle politischen Demonstrationen des Militärs, gleichviel welchen Charakter sie haben mochten, und forderte im Interesse des Vaterlandes und der Freiheit alle Wehrmänner von Einfluß auf, derartigen öffentlichen Kundgebungen der Soldaten, wo sie beabsichtigt würden, entgegenzuwirken. Denn die eine Demonstration erzeugt die andere nach der entgegengesetzten Seite; der Kampf der politischen Parteien darf nicht in das Heer übertragen werden, welches als die nach außen gewendete Volkskraft dem Feinde keinen Riß darbieten darf. Von diesem Standpunkte aus mißbilligte ich ebenso sehr die Demonstrationen der Soldaten des 7. Bataillons und der Pontonniere, als die schroffe und einseitige Hervorkehrung des entgegengesetzten politischen Standpunktes von Seiten des Ober-Commandos. Ich konnte in dem Armeebefehl des Generals Bonin nur den Ausfluß einer einseitigen politischen Parteianschauung erblicken, welche den Soldaten nach der Beschaffenheit seiner politischen Ansicht taxirt und in dem Dogma von der Pflicht des unbedingten militärischen Gehorsams recht eigentlich ihren Schwerpunkt hatte. Ich machte darauf aufmerksam, daß dies Dogma in der Schleswig-Holsteinischen Armee am wenigsten zur Anwendung kommen könne, ohne unserer Erhebung geradezu ins Gesicht zu schlagen. Denn was wäre die Folge gewesen, wenn unser

Schleswig-Holsteinisches Militär im Frühjahr nach jenem Grundsatz vom absoluten Gehorsam gehandelt, wenn es am 23. und 24. März in Kiel, in Rendsburg, in Schleswig, in Altona, in Glückstadt den Befehlen seiner Dänischen Officiere blindlings gehorcht hätte? Vielleicht wäre die ganze Erhebung sogleich im Entstehen gescheitert, jedenfalls wären Ströme von Bürgerblut vergossen.*) — Zugleich legte ich dagegen Verwahrung ein, daß in der Schleswig-Holsteinischen Armee die politische Ueberzeugung zum Maßstab der militärischen Brauchbarkeit gemacht werde und daß man von politischen Ansichten der Militärpersonen den Grund her nehme, sie trotz sonstiger Befähigung entweder von vornherein ganz abzuweisen, oder sie später, falls sie einmal aufgenommen waren, mit Inquisitionen, Zurücksetzungen, ja mit der Entlassung aus dem Dienste heimzusuchen. Ich hatte zu solcher Verwahrung um so mehr Veranlassung, als bereits mehrere eklatante Fälle dieser Art vorgekommen waren. So waren z. B. im 2. Jägercorps, welches damals in Dithmarschen garnisonirte, zwei sonst sehr tüchtige Hauptleute Müller und Rekowsky ihrer demokratischen Gesinnung wegen entlassen. Dies hatte noch unter dem Ober-Commando des Prinzen von Augustenburg statt gefunden, und unter Bonin dauerte aus nahe liegenden Gründen die Hereinziehung des politischen Elements in das militärische in verstärktem Maße fort. Ich sehe aber keinen Grund, weshalb ein Republikaner nicht ein eben so guter Soldat soll sein können, als ein Absolutist oder ein Constitutioneller.

Die in der Angelegenheit des 7. Bataillons und der Pontonniere schließlich verhängten Strafen, namentlich aber die Zuchthausstrafe gegen Rohwer und Luttermersk, wurden im Lande ziemlich allgemein als zu streng angesehen, und die gemeinsame Regierung ward mehrfach angegangen, sie in Festungsstrafe umzuwandeln. Es geschah indeß nicht; erst als nach dem Ablauf des Waffenstillstandes die Statthalterschaft an die Stelle der gemeinsamen Regierung getreten war, wurden die beiden

---

*) Daß der Armeebefehl des Generals Bonin eine große Taktlosigkeit war, war damals im Lande ziemlich die allgemeine Ansicht. Hätte der General, als die erste Adresse erschienen war, derartige politische Demonstrationen für die Zukunft verboten, so würde wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt haben. Freilich muß man zu seiner Entschuldigung seine fortdauernde Stellung als Preußischer General anführen, die es ihm mochte unthunlich erscheinen lassen, so leicht über die Adresse fortzugehen.

jungen Leute aus dem Zuchthause erlöf't und kamen als Sträflinge auf die Festung.*)

Als der General Bonin in Folge der Cassation des ersten Urtheils über die Pontonniere seine Entlassung verlangt hatte, wäre eine passende Gelegenheit gewesen, die Frage wegen der Stellung der fremden Officiere in der Schleswig-Holsteinischen Armee endlich fest zu reguliren. Es kam dazu, daß die Preußische Regierung kurz vorher — nicht etwa in Veranlassung der durch die Adresse hervorgerufenen Militär-Wirren — ihre nur auf unbestimmte Zeit nach Schleswig-Holstein beurlaubten Officiere zurückgerufen hatte. Die gemeinsame Regierung hätte bei nur einiger Energie hier die Veranlassung finden müssen, der Schleswig-Holsteinischen Armee um jeden Preis ein eigenes selbständiges Officier-Corps zu schaffen. Denn in der Zwitterstellung der Preußischen Officiere in der Schleswig-Holsteinischen Armee lag gerade eine Hauptveranlassung der seit dem September vorgekommenen Verstöße gegen die Disciplin. Die gemeinsame Regierung hätte immerhin strenge Strafen gegen die Soldaten verhängen mögen, wenn sie gleichzeitig die Officiersfrage definitiv regulirt hätte. Aber das Letztere unterblieb. Man bestürmte die Preußische Regierung mit Bitten, den Urlaub der in Schleswig-Holstein dienenden Officiere zu verlängern, und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ließ sich erbitten; es erkannte unzweifelhaft die hervorragende Stellung Preußischer Officiere in der Schleswig-Holsteinischen Armee als ein sicheres Mittel, revolutionäre Elemente aus derselben fern zu halten, und die Herzogthümer überhaupt fest an die Preußische Politik zu ketten. Behielt sie doch stets das Recht, ihre Officiere abzuberufen und hatte in der Drohung damit einen Drücker in Händen, um die Schleswig-Holsteiner in geeigneten Augenblicken fügsam zu machen. Wir werden später sehen, wie dies Drohmittel, welches bereits nach dem Waffenstillstand von Malmö gegen die Provisorische Regierung in Aussicht gestellt war, noch später mehrfach in entscheidenden Augenblicken gebraucht ward. Auch der General Bonin ließ sich erbitten und nahm sein Entlassungsgesuch zurück. Es war allerdings nicht allein die gemeinsame Regierung, welche ihn zum Bleiben zu bewegen suchte. Die conservative Partei des Landes, welche in den Kundgebungen des Militärs die Symptome einer beginnenden Anarchie

*) Im J. 1850 wurden sie dann ganz begnadigt.

erblickte, ließ ihn durch Deputationen bestürmen, sich den Herzogthümern zu erhalten. Auch Mancher, welcher nicht gerade zu den Conservativen zählte, hielt doch das Bleiben des Generals im Interesse der Armee und des Landes für wünschenswerth. Der General Bonin war ein kluger Mann; er besaß in den Herzogthümern den Rang eines General-Lieutenants (in Preußen war er erst junger General-Major), dazu ein sehr hohes Gehalt und eine dominirende Stellung. Wenn er blieb, so konnte er zudem sicher sein, im Interesse seines Hofes zu handeln, der sich durch seine Vermittelung beständig einen entscheidenden Einfluß in Schleswig-Holstein sicherte. Warum hätte er nun nicht bleiben sollen? Gewann es doch den Anschein, als ob er mit Unterdrückung einer gerechten Empfindlichkeit über die ihm widerfahrene Kränkung lediglich der allgemeinen Stimme des Landes folge und dessen Wohl allein im Auge habe. Hatte man ihm doch die Rolle eines Retters vor der sonst drohenden Anarchie förmlich aufgedrängt — warum sollte er sie ausschlagen? Er blieb also, indem er die Befugnisse seiner Stellung der Regierung gegenüber wesentlich befestigte und ausdehnte.

Während also in der Officiers-Frage Alles in der alten unheilvollen Schwebe blieb, welche die Herzogthümer in beständiger Abhängigkeit von dem Willen der Preußischen Machthaber erhielt, geschah auch im Betreff der Rüstungen durchaus nicht Alles, was hätte geschehen können und geschehen müssen. Ich verkenne durchaus nicht die Verdienste des General Bonin und seines talentvollen Stabschefs, des Hauptmanns Delius, um die Organisation und Ausbildung der Schleswig-Holsteinischen Armee, welche sich im Beginn des Krieges von 1849 so tüchtig bewähren sollte. Was ich behaupte ist, daß sie viel zu klein war für die Eventualität, daß Schleswig-Holstein seinen Kampf mit Dänemark allein ausfechten sollte. Dänemark hatte den ganzen Winter mit aller Energie und im ausgedehntesten Umfange zu Lande und zur See gerüstet. In den Herzogthümern dagegen blieben fortwährend noch viele Hülfsmittel unbenutzt, und viele wehrhafte Männer waren noch nicht zu den Fahnen entboten. Es war viel guter Wille und viel Opferfreudigkeit im Volk, aber von oben herab ward kaltes Wasser darauf gegossen.

Es war in den ersten Monaten des Jahres 1849, als beunruhigende Gerüchte über einen nahe bevorstehenden Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark sich verbreiteten. Die Basis desselben sollte die Trennung Schleswigs von Holstein sein; die Preisgebung des ersteren an Däne-

mark sollte durch den Namen eines „selbständigen“ Schleswig verhüllt werden. Die Kunde davon erzeugte in den Herzogthümern, welche so lange treu zusammen gestanden, ein einmüthiges Gefühl der Entrüstung. Aber mit Adressen und Resolutionen, welche an die eigene Regierung, nach Berlin und nach Frankfurt in Fülle erlassen wurden, konnte es nicht gethan sein: es mußte gehandelt werden. Es war vor allen Dingen nöthig, die Wehrkraft des Landes in einem solchen Umfange zu organisiren, daß man wenn Preußen vom Kriege zurücktrat, auf eigenen Füßen stehen konnte. Zu dem Ende richtete man den Blick auf die Preußische Landwehrverfassung, die, nachdem sie sich in den Jahren 1813—1815 so glänzend bewährt hatte, überall als ein Muster einer wenig kostspieligen, kräftigen und volksthümlichen Heeresorganisation betrachtet wurde. Es entstand in einigen patriotischen Männern die Idee, die Preußische Landwehrorganisation nach Schleswig-Holstein zu übertragen, um auf diese Weise alle wirklich wehrfähigen Kräfte zum Waffendienst heranzuziehen und für den Kriegsfall disponibel zu haben. Ich unterstützte diese Idee nach Kräften in der Schleswig-Holsteinischen Zeitung.

Von Altona ging die Landwehr-Bewegung aus. Am 3. Februar ward unter dem Vorsitz einer Anzahl der geachtetsten Männer der Stadt auf öffentlichem Markt eine große Volksversammlung abgehalten und eine Ansprache an das Land beschlossen. Fast überall fand die Idee Anklang; überall forderte man die ausgedehntesten Rüstungen, damit das Land sich selbst vertheidigen könne. Einzelne, Vereine, Communen strebten nach demselben Ziel: man erklärte sich zu allen etwa zu bringenden Opfern bereit; eine gehobene Stimmung ging durch das ganze Land. Auch die Landesversammlung, welche kurz zuvor wieder zusammen getreten war, nahm, von allen Seiten durch Adressen und Deputationen bestürmt, zu Anfang an dem allgemeinen Aufschwung Theil. Der Präsident Bargum, dem Niemand eine allzu große ideale Ueberschwenglichkeit zur Last legen kann, hatte Anfangs eine Rede gehalten, in welcher er als seine Ansicht hinstellte, daß die Versammlung mit dem ganzen Lande sich rühren und rüsten müsse; wo nicht, so befürchte er, „würden unsere Nachkommen uns eine Denkschrift setzen, die wir bei Lebzeiten nicht zu lesen wünschen würden“. Die Landesversammlung stellte demgemäß an die gemeinsame Regierung das Ersuchen, mit aller Anstrengung die ausgedehntesten Rüstungen vornehmen zu lassen, erklärte sich bereit, jede zu

diesem Behuf erforderliche Summe zu bewilligen, und ersuchte die Regierung um baldigste Vorlagen in diesem Sinne.

Aber die Regierung wollte nicht. In einem sehr kühl gehaltenen Schreiben vom 6. Februar lehnte sie das Ansinnen der Landesversammlung ab; die Vertheidigungsmittel des Landes, wie sie zur Zeit seien, wurden im Allgemeinen als ausreichend erklärt, und darüber hinaus etwas zu thun lehnte die Regierung unter Berufung auf die Waffenstillstands-Convention ab*); die Rüstungen wurden für Sache der Reichs-Centralgewalt erklärt. Noch deprimirender waren die Erklärungen, welche der Präsident der gemeinsamen Regierung, Graf Reventlow-Jersbeck den damals in Schleswig vereinigten Deputationen der Communen und Vereine gab. In Betreff der Rüstungen, die man verlangt habe, erklärte er, daß nach seiner Ansicht in den letzten Monaten soviel gerüstet sei, als sich thun lasse, und daß das Land auch gut gerüstet sei; jedenfalls stehe die Regierung zu der Centralgewalt in solchem Verhältniß, daß sie sich nicht im Stande sehe, eine bedeutende Vergrößerung der Rüstungen vorzunehmen. Die Preußische Landwehr sei eine Einrichtung, die durch langjährige Dauer sich ausgebildet habe; so etwas einzuführen, erfordere 10, ja 30 Jahre und viele Kräfte; jetzt Derartiges schnell herzustellen sei unmöglich.**) Eine Volksbewaffnung endlich sei ganz unnütz, und ein großes Unglück für das Land; die Erfahrung des letzten Jahres habe das bewiesen; solche freiwillige irreguläre Corps könnten gegen geübte ordentliche Truppen nichts ausrichten. (Das Tann'sche Corps bei Hoptrup!) Man müsse überhaupt den Krieg nicht wünschen, die Regierung sei eifrig und, wie er glaube, „nicht ganz ohne Erfolg" bemüht, „einen annehmbaren Frieden zu erreichen".

Das war der Trost, den die eigene Regierung dem Lande gab. Leider waren die gesetzmäßigen Vertreter desselben in der Landesversammlung der Mehrzahl nach nicht aus dem Stoff gemacht, um durch eigene Energie die Schlaffheit der Regierungsmänner zu brechen. Ver-

*) Die Dänen hatten die Waffenstillstands-Convention von vornherein gebrochen, indem sie Alsen und Arroe nicht herausgaben und die erstere Insel viel stärker besetzten als ihnen nach der Convention zustand. Zudem rüsteten sie fortwährend ganz offen, — Niemand konnte es den Herzogthümern verargen, wenn sie dasselbe thaten.

**) Der Herr Graf scheint nichts davon gewußt zu haben, daß die Preußische Landwehr, nachdem sie im Frühjahr 1813 geschaffen war, schon im Sommer desselben Jahres sowie in den Feldzügen von 1814 und 1815 auf den blutigsten Schlachtfeldern sich unvergänglichen Ruhm erworben hat.

gebens kämpfte eine Minorität unter Theodor Olshausens Führung für das ursprünglich von Allen aufgestellte Ziel einer umfassenden Heranziehung aller wehrfähigen Kräfte des Landes und für die endliche Regelung der Officiersfrage: die Majorität ließ sich durch die Regierungseinflüsse beschwichtigen und von Neuem in die alte unklare Vertrauensduselei einlullen. Alles was geschah, war daß man der Regierung einige Millionen mehr als sie verlangt hatte zur Disposition stellte, um die Armee wenigstens auf etwa 26,000—27,000 Mann zu bringen. Da indeß diese Bestimmung des Geldes nicht ausdrücklich in den Beschluß der Landesversammlung aufgenommen war, unterblieb die Ausführung.*) Die Schlußrede, mit welcher der Präsident Bargum stets mit dem großen breiten Strom schwimmend, die Landesversammlung am 11. Februar schloß, floß förmlich über von Vertrauen nach allen Seiten: Vertrauen auf das eigene Volk, Vertrauen auf Deutschland, Vertrauen auf den König von Preußen, Vertrauen auf Englands Minister, Vertrauen auf, der Himmel weiß, was sonst noch Alles.

Diese nebelhafte Vertrauenspolitik, wo längst das tiefste Mißtrauen am Ort gewesen wäre, ist Schleswig-Holsteins Unglück gewesen. Später, wenn man sich betrogen und verrathen sah, hieß es dann wohl: Ja, wer hätte so etwas denken können! Aber es war nicht allein gedacht, es war auch ausgesprochen, nur daß man denen, die es aussprachen, wie es kommen werde, nicht glauben wollte, und sie als politische Schwarzseher verschrie, bis es zu spät war. Die Schleswig-Holsteinische Zeitung und später die Norddeutsche Freie Presse hat im Verein mit den Gleichgesinnten in der Landesversammlung vergebens ihre Warnungsstimme erhoben und hingewiesen auf das was Noth that; sie hat das nicht beneidenswerthe Schicksal der Kassandra gehabt, sie hatte Recht, aber sie wurde nicht gehört.

Während die gemeinsame Regierung die Kriegsrüstungen, wenigstens in der Ausdehnung, wie sie hätten betrieben werden sollen, unverantwortlicher Weise unterließ, wiegte sie sich, wie schon die Rede ihres Präsidenten an die Deputationen angedeutet hatte, in den thörichten Traum süßer Friedenshoffnungen ein. Schon den ganzen Winter war zwischen Preußen, Dänemark, der Centralgewalt und England fruchtlos über eine

*) Diese Unterlassungssünde war später einer der Hauptanklagepunkte gegen den Departementschef für das Kriegswesen Jacobsen.

Friedensbasis unterhandelt. Zum Beschluß sollte die gemeinsame Regierung noch einen directen Versuch in Kopenhagen machen; er scheiterte wie voraus zu sehen war; der mit dieser delikaten Mission beauftragte Graf Ernst Reventlou von Farve, der Bruder des Grafen Reventlou-Preetz und Schwager des Generals von Radowitz, ward vom König von Dänemark gar nicht vorgelassen und mußte unverrichteter Sache zu Anfang März zurückkehren. Die Dänen hatten ihren Zweck erreicht; sie hatten den Winter über, wo sie ihr Uebergewicht zur See nicht verwerthen konnten, durch endlos hingeschleppte Verhandlungen illusorische Friedenshoffnungen genährt und nun da das Frühjahr herannahte, da sie mit ihren energisch betriebenen Rüstungen zu Lande und zur See beinahe fertig waren, kündigten sie ihrerseits zu Ende Februar den Waffenstillstand, sodaß derselbe mit dem 26. März zu Ende gehen mußte.

Als somit abermals an die Entscheidung der Waffen appellirt war, und zwar von Seiten Dänemarks, welches auch das persönlichste Entgegenkommen übermüthig zurückgewiesen hatte, mußte dies in den Herzogthümern die tiefe Kluft, welche sie bereits von Dänemark trennte, noch weiter aufreißen. Während im Frühjahr 1848 die Aufrechthaltung der Personal-Union noch nicht die Frage gestellt ward, indem man sich mit der Illusion vom unfreien Herzog aushalf, gewann jetzt der Gedanke einer vollständigen Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark immer mehr Boden in den Gemüthern. Aufhebung der Personal-Union! war das Feldgeschrei, welches aus den verschiedensten Landestheilen wiederzuhallen begann, und selbst die Deutsche Centralgewalt konnte sich nach dem Bericht des Schleswig-Holsteinischen Gesandten der Ueberzeugung nicht verschließen, daß bei einem ausbrechenden neuen Kriege die Personal-Union der Herzogthümer mit Dänemark nicht länger aufrecht zu erhalten sein werde.

Unter diesen Umständen hatte am 9. März der Advokat Baudiß aus Rendsburg in der Schleswig-Holsteinischen Zeitung eine Aufforderung zu einer am 24. März abzuhaltenden Volksversammlung erlassen, in welcher die Aufhebung der Personal-Union feierlich ausgesprochen und der König von Dänemark der Deutschen Herzogskrone verlustig erklärt werden sollte. — Wer kannte damals den alten Baudiß nicht, diesen harmlosen und gemüthlichen Vertreter Schleswig-Holsteins, der durch seine Theilnahme an den Deutschen Sängerfesten schon vor 1848 weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt war und viel dazu beigetragen

hatte, durch seine Persönlichkeit überall, wo er erschien, die Deutschen Sympathien für die Schleswig-Holsteinische Sache zu erwecken? Nun forderte er zu einer Resolution auf, welche „dem wortbrüchigen Herzog auf der Spitze unserer Bayonnette" überreicht werden sollte. Und was that nun die Regierung? Angesichts eines neuen Kriegs, mit dem der König von Dänemark das Land bedrohte, erließ die gemeinsame Regierung, welche in officiellen Erlassen des Königs von Dänemark selbst als eine Aufruhrsregierung gebrandmarkt war, welche soeben noch in Kopenhagen einen Fußtritt empfangen hatte, eine Aufforderung an das Ober-Gericht zur Einleitung einer Criminal-Untersuchung gegen den alten Bauditz! Ich veröffentlichte sofort in der Zeitung vom 14. März einen Artikel „über die schädlichen Folgen des beschränkten Unterthanenverstandes", in welchem ich die Regierungsmaßregel aufs Schärfste geißelte. Was sollte denn unsere Soldaten, welche die Waffen in der Hand gegen ihren Dänischen Landesherrn fochten, für eine Strafe treffen, wenn schon die zierliche Idee der Ueberreichung einer Resolution auf den Spitzen der Bayonnette so hart geahndet wurde? Die allgemeine Mißbilligung der über Baudiß verhängten Hochverrathsuntersuchung sprach sich so vernehmlich aus, daß die Sache keine praktischen Folgen hatte: die Untersuchung ward zwar eingeleitet, aber sobald die gemeinsame Regierung zu Ende März abgetreten war, von der Statthalterschaft niedergeschlagen.

Am 26. März, mit dem Ablauf des Waffenstillstandes, trat zu ihrer eigenen und zu des Landes großer Befriedigung die gemeinsame Regierung von ihrer dornigen Stellung ab. An ihrer Statt ward durch die Reichscentralgewalt nunmehr die sogenannte Statthalterschaft eingesetzt, welche die Herzogthümer beinahe zwei Jahre lang regiert hat. Wilhelm Beseler und Graf Friedrich Reventlou von Preetz, die beiden Mitglieder der ehemaligen Provisorischen Regierung waren von der Centralgewalt ursprünglich mit der Bestimmung ernannt, sich noch durch ein drittes von ihnen selbst zu erwählendes Mitglied zu ergänzen. Aber da sich die Beiden über das dritte Mitglied nicht einigen konnten, blieb es bei der Zweizahl, und das war von vornherein ein Uebelstand, welcher die Einheit und Energie der Regierung lähmte. Der Prinz von Noer, welcher sich bemüht hat, jenen beiden Männern stets die schlechtesten Motive unterzulegen, hat es ihnen zum Verbrechen gemacht, daß sie durch die aus Selbsttäuschung und Hochmuth hervorgegangene Uebernahme der Statthalterschaft die beabsichtigte Uebertragung derselben an einen regie-

renden Deutschen Fürsten vereitelt haben. Gemeint ist wohl der Herzog von Braunschweig, der, wie ich mich erinnere, damals genannt ward. Ich bezweifle freilich, ob derselbe überall geneigt gewesen ist, zu jener Zeit einen solchen Posten unter der Oberleitung der unfähigen Centralgewalt und unter beständiger Bedrängniß durch die zweideutige oder geradezu verrätherische Preußische Kabinets-Politik zu übernehmen.

Ein Mann an der Spitze der Herzogthümer in dieser schwierigen Lage wäre allerdings das Beste gewesen; aber es hätte ein Mann von klarem Verstand und von unerschütterlicher Energie sein müssen, der für einen großen Zweck wie die Erringung der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins war, Alles aufzubieten entschlossen war.

IX.

Im Winter von 1848 auf 1849 trug das ganze Leben in den Herzogthümern noch den Charakter großer Zuversicht und Unbesorgtheit; man dachte nicht daran, daß man wieder in alter Weise unter das Dänische Joch kommen könne. Man holte nach, was man im Sommer des Krieges halber versäumt hatte.

Auch die Stadt Altona, durch Einwohnerzahl und merkantilische Bedeutung die erste der Herzogthümer, trug damals eine heitere und gesellige Physiognomie, und es lebte sich dort sehr angenehm. Durch meine Stellung kam ich schon naturgemäß in eine Menge neuer und zum Theil wenigstens für mich sehr interessanter Beziehungen. Zugleich bot das nahe Hamburg, welches von Altona aus beständig in meinem Bereich war, eine Fülle der vielseitigsten Anregungen, wie ich sie kaum besser wünschen konnte. Hatte ich mein politisches Tagewerk hinter mir, so fand ich Erholung theils in geselligen Freundeskreisen, theils in der Sphäre künstlerischer Genüsse. Namentlich bot die Hamburger Oper Ausgezeichnetes, seit 1849 Johanna Wagner in der Blüthezeit ihrer Jugend und im Vollbesitz ihrer prächtigen Stimmittel daran mitwirkte.

Mit dem 1. April 1849 erhielt auch mein Wirkungskreis als Redacteur eine größere Ausdehnung durch die Umwandlung der Schleswig-Holsteinischen Zeitung in die „Norddeutsche Freie Presse“.

Die Schleswig-Holsteinische Zeitung hatte um die Mitte November 1848, als ich die Redaction übernahm, etwa 1500 Abonnementen, wenn ich mich recht erinnere. Schon mit dem Beginn des neuen Quartals, zu 1849, hatte ich die Genugthuung, die Abonnentenzahl nicht unbeträchtlich steigen zu sehen. Die verwendbaren Mittel waren indeß immer noch beschränkt, und wenn auch der speciell Schleswig-Holsteinische Theil der Zeitung bereits eine leidliche Vollständigkeit an Correspondenzen und sonstigen Mittheilungen darbot, so ließ sich doch nicht dasselbe von denjenigen Abtheilungen sagen, welche die Angelegenheiten Deutschlands und der außer-deutschen Länder umfaßten.

Mit dem 1. April trat nun auch nach dieser Seite die nöthige Erweiterung und Vervollständigung ein. Auf Anregung Theodor Olshausens war von mehreren Anhängern der Fortschrittspartei in den Herzogthümern eine Anzahl Actien gezeichnet, ursprünglich in der Absicht, eine eigene größere Zeitung zu gründen; dann in der richtigen Erkenntniß, daß zwei Zeitungen derselben Richtung für das kleine Land zuviel seien, hatten sie sich mit Dr. Ahlmann, dem Eigenthümer der Schleswig-Holsteinischen Zeitung, zu einem gemeinsamen Unternehmen geeinigt. Es erhielt den Namen Norddeutsche Freie Presse, indem man den alten Namen der Schleswig-Holsteinischen Zeitung als zu partikularistisch und provinziell beschränkt fallen ließ.

Während ich bei der Schleswig-Holsteinischen Zeitung allein als verantwortlicher Redacteur gezeichnet hatte, so trat mir jetzt darin Theodor Olshausen zur Seite und der allgemein ehrenvoll bekannte und geachtete Name desselben konnte nur dazu dienen, das Gewicht der durch die Zeitung vertretenen Ansichten zu verstärken. Faktisch blieb mir freilich die Leitung der Redaction nach wie vor ziemlich allein überlassen, schon aus dem Grunde, weil Olshausen durch mannichfache Geschäfte als Eisenbahndirector und anderweitig in Anspruch genommen, seinen Wohnsitz in Kiel behielt, und nur ab und zu, gewöhnlich wöchentlich einmal, nach Altona herüberkam; nur im Mai 1849 und im August 1850, während meiner Abwesenheit, leitete er in Altona persönlich die Redaction. Sonst, wenn er in Kiel war, schrieb er nur hin und wieder eine Correspondenz, seltener einmal einen leitenden Artikel.

Mit der Umwandlung der Schleswig-Holsteinischen Zeitung in die Norddeutsche Freie Presse erfuhr auch das Personal der — nicht verantwortlichen — Mitarbeiter an der Redaction eine Veränderung, welche der-

selben frische Kräfte zuführte. Dr. Meier schied aus und an seine Stelle trat der Advokat Hedde, früher Redacteur des Correspondenzblattes in Kiel, eine Veränderung, durch welche eine größere Gleichförmigkeit des politischen Standpunktes innerhalb der Redaction erzielt ward; denn Hedde theilte mit Theodor Olshausen und mir dieselbe politische Anschauungsweise, und wenn er sie in früherer Zeit öfter in einer zu schroffen Form geltend gemacht haben mochte, so war diese Schroffheit jetzt sehr zurückgetreten, und ich erinnere mich nicht, daß unser harmonisches Zusammenwirken jemals durch eine tiefer gehende Differenz zerstört wäre. Da Hedde zugleich eine gewandte Feder und einen tüchtigen Fonds an Kenntnissen besaß, so war sein Eintritt als Mitarbeiter in die Redaction eine sehr wesentliche Bereicherung derselben.

Unser alter Mitarbeiter Hanssen blieb nur noch ein paar Monate; zum Sommer schied er aus der Redaction, um bald darauf nach Amerika auszuwandern, wo er sich in Wisconsin, wenn ich nicht irre, eine neue Heimath gründete. An seine Stelle trat Edgar Bauer, seiner Zeit, vor 1848, neben seinem Bruder Bruno bekanntlich einer der Coryphäen des jung-hegelschen Radikalismus. Bei den Bewegungen des Jahres 1848 stark compromittirt und der Theilnahme an, ich weiß nicht mehr welchem Krawall, angeklagt, hatte er Berlin flüchtig verlassen müssen. Von Hamburg aus, wo sich Dr. Wille seiner angenommen hatte, wandte er sich an mich, um wo möglich bei der Redaction der Norddeutschen Freien Presse Beschäftigung zu finden. Da eine Stelle bei der Redaction damals noch nicht erledigt war, so konnte ich ihm zunächst nur die Stelle eines Correctors anbieten. Er nahm dieselbe an und lieferte außerdem zuweilen kleinere Artikel für die Zeitung. Nach Hanssens Abgang trat er als regelmäßiger Mitarbeiter ein, und blieb als solcher unter dem Namen Lange unangefochten und nur von Wenigen nach seinem wahren Namen gekannt, bis zum Jahr 1851 bei der Redaction. Er war ein fleißiger Arbeiter und stets entgegenkommend und dienstwillig zu jenen kleinen Aushülfen, welche so häufig bei einer Zeitungsredaction erwünscht sind. Sein schriftstellerisches Talent wies ihn eigentlich mehr auf das Gebiet der Feuilletonistik, als der eigentlich politischen Tagesschriftstellerei an. Ihm fehlte Eins, was ein politischer Schriftsteller nicht entbehren kann, will er anders eine durchschlagende Wirkung ausüben: es ist eine klar umgrenzte und fest begründete eigene politische Ueberzeugung. Ich glaubte schon damals zu bemerken, daß Edgar Bauers ganze Denk- und An-

schauungsweise zu sehr in eine nihilistische Ironie ausmündete, als daß er sich hätte auf die Dauer auf einen bestimmten politischen Parteistandpunkt fixiren können. Wer von dem Standpunkte absoluter Ironie auf alle politischen Parteiunterschiede herabsieht, für den verwischen sie sich auch im praktischen Leben und er findet nichts Anstößiges mehr darin, der einen Partei eben so gut zu dienen als der andern. Man wählt natürlich dann die, deren Dienst die meisten Vortheile mit sich bringt, und so hat es mich auch nicht allzu sehr befremdet, daß Edgar Bauer, wie sein Bruder Bruno, gegenwärtig seine Feder der Kreuzzeitungspartei und dem Preußischen Volksverein zur Disposition gestellt hat. Durch welche Zwischenstufen sich diese Wandelung vollzogen hat, vermag ich nicht zu sagen, da ich Bauer seit dem Jahr 1851 aus dem Gesicht verloren habe. Er blieb noch nach meinem Rücktritt als Mitarbeiter in der Redaction, wurde indeß später entdeckt und mußte flüchten, zunächst, wenn ich nicht irre, nach Dänemark; dann hat er, soviel ich weiß, wie so mancher andre Flüchtling jener Zeit Jahre lang in England im Exil gelebt.

Der politische Standpunkt der Zeitung blieb derselbe, wie er schon früher gewesen war; die Norddeutsche Freie Presse vertrat wie die Schleswig-Holsteinische Zeitung die Fortschrittsidee in maßvoller Form, aber mit aller Entschiedenheit in der Sache. Während indeß früher die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten wesentlich in den Vordergrund getreten waren, so konnte die Zeitung jetzt, wo sie auch in der äußern Erscheinung, Format, Druck und sonstigen Einrichtung den großen Deutschen Tageblättern würdig an die Seite trat, die Angelegenheiten der allgemeinen Politik und namentlich diejenigen Deutschlands in angemessener Weise berücksichtigen. Wir hatten einen großen Reichthum an Original-Correspondenzen, nicht nur aus den Herzogthümern, sondern auch aus den andern Deutschen Staaten und zum Theil aus dem Auslande; wir hatten feste Correspondenten in London, Paris, Wien, Berlin, Frankfurt, München, Hannover, Schwerin, Rostock, Hamburg, mitunter auch in Lübeck; zum Theil waren diese Correspondenzen recht gut und zeichneten sich eben so sehr durch correcte sachliche Information als durch stilistische Gewandtheit aus. Andere ließen, wie es in der Natur der Sache liegt, in der einen oder andern Beziehung Manches zu wünschen; so hat es mir niemals gelingen wollen, für Paris einen Correspondenten zu erlangen, der meinen Ansprüchen genügt hätte. — Dem Feuilleton, für welches ich schon in der Schleswig-Holsteinischen Zeitung hin

und wieder den Raum zu schaffen gewußt hatte, konnte ich jetzt gleichfalls mehr Platz und eine größere Sorgfalt widmen. An Stoff fehlte es nicht; vielmehr war es nur allzu oft die Fülle desselben, die mich in Verlegenheit brachte.

Auch die Expedition der Zeitung erfuhr eine Erweiterung; zu dem Hauptbureau in Altona kam ein Zweigbureau in Hamburg. Leider blieb der Mangel einer tüchtigen und geschäftskundigen Oberleitung dieser commerciellen Seite der Zeitung auch jetzt bei der Norddeutschen Freien Presse bestehen; mit den Redactionsarbeiten ließ sich die Beaufsichtigung der Expedition jetzt, wo das zweite Bureau in Hamburg hinzugekommen war, noch weniger vereinigen als früher.

Der Absatz der Zeitung nahm übrigens bald in der Weise zu, daß sie in den Herzogthümern weitaus das verbreitetste größere politische Tagesblatt war. Wir hatten im Sommer, wenn kriegerische Verhältnisse das Interesse des zeitungslesenden Publikums höher spannten, meist gegen 3000 feste Abonnenten und bei einzelnen Nummern und Extrablättern, welche besonders interessante Nachrichten brachten, stieg der Absatz wohl auf 4000—5000 Exemplare. Bedenkt man, daß unser Absatzgebiet vorzugsweise durch die Herzogthümer gebildet ward, welche noch keine Million Einwohner zählten, so war dies schon ganz respektabel. Zu Statten kam der Norddeutschen Freien Presse allerdings, daß sie in Schleswig-Holstein keine bedeutende Concurrenz hatte. Außer ihr existirte in den Herzogthümern nur eine politische Zeitung, welche sich über das Niveau der Local- und Wochenblätter erhob, der „Altonaer Merkur“; er bildete durch seine altfränkische äußere Erscheinung, die erst unter dem Druck der Concurrenz unseres Blattes ein wenig modernisirt ward, sowie durch seine hochconservativen Principien den geraden Gegensatz zur Presse und fand nur bei einer kleinen Partei der Auserwählten einigen Anklang. Außer ihm wurden in den Herzogthümern noch vielfach Hamburger Blätter gelesen, darunter namentlich die mehr vermittelnden gothaisch gefärbten „Hamburger Nachrichten“ und der „Hamburger Correspondent“, der conservative Gesinnungsgenosse des Altonaer Merkur. Doch war die Norddeutsche Freie Presse, wie bemerkt, in Schleswig-Holstein weitaus am meisten verbreitet.

Der mit dem April 1849 wieder ausbrechende Krieg und das dadurch gesteigerte Interesse des zeitungslesenden Publikums kam ihr nicht wenig zu Statten. Der gedachte Monat brachte die denkwürdigen Tage

von Eckernförde und von Kolding (5. und 23.), wo die Sonne des Glückes den Schleswig-Holsteinischen Waffen, wie niemals später wieder, gelächelt hat.

Noch in den letzten Tagen des März und den ersten des April, als der Waffenstillstand zu Ende und die Statthalterschaft bereits installirt war, wußten wir nicht, ob wir Krieg oder Frieden haben würden. Ein Gerücht jagte das andere und durch eine unverantwortliche Leichtgläubigkeit des noch immer zwischen den Herzogthümern und Kopenhagen transigirenden Reichscommissärs Stedtmann ward sogar die unwahre Nachricht verbreitet, daß der Waffenstillstand noch vorläufig bis zum 15. April verlängert sei, eine Unwahrheit, in Folge deren namentlich die Preußische Rhederei noch einige empfindliche Verluste erlitt. Inzwischen war ein großes Reichsheer aus aller Deutschen Herren Ländern in die Herzogthümer, angeblich zum Schutz ihrer Rechte, eingerückt; nur Oestreich, Lichtenstein und Luxemburg sandten keine Contingente. Ueber das bunt genug zusammengesetzte Reichsheer führte den Oberbefehl der Preußische General von Prittwitz traurigen Angedenkens; er verstand es wie Wrangel im vorigen Jahr, die von der Centralgewalt übernommenen Verpflichtungen eines Deutschen Reichsgenerals mit dem passiven Gehorsam gegen die Befehle seines Kabinets zu vereinigen; nominell empfing er seine Instructionen von Frankfurt, aber den Krieg führte er, wie es in Berlin bestimmt ward.

Die Schleswig-Holsteinische Armee, welche seit Mitte März bereits zusammengezogen und vom General Bonin nach Norden gesandt war, hatte jenseits Flensburg den Ehrenposten zunächst am Feinde, während die Deutsche Reichsarmee noch nicht heran war. Am 3. April begannen die Feindseligkeiten mit einem kleinen Gefecht im Sundewitt, wo unsere Vortruppen von den Dänen angegriffen wurden. Als diese Kunde am folgenden Tage nach Altona gelangte, fiel es Allen wie ein Stein von der Brust; denn man hatte bis dahin noch immer einen faulen Frieden gefürchtet. Nun war der Bann gebrochen, und das Schwert war aus der Scheide.

Zwei Tage später — es war der stille Freitag — saß ich Vormittags auf meinem Zimmer, mich der festtäglichen Muße erfreuend, als der Professor Theodor Mommsen, damals zum Besuch in den Herzogthümern anwesend, in großer Aufregung hereintritt. „Wissen Sie schon?“ — „Nein, was giebt's denn?“ — „Gestern hat bei Eckernförde

die Dänische Flotte durch unsere Strandbatterien eine große Niederlage erlitten; das Linienschiff Christian VIII. ist in Brand geschossen und schließlich in die Luft geflogen; die Fregatte Gefion hat die Flagge gestrichen und ist von den Unsrigen genommen." — Ich traute meinen Ohren kaum; allerdings waren am Abend vorher in Altona schon Gerüchte verbreitet, daß eine Dänische Escadre vor Eckernförde erschienen sei, und Reisende, welche aus jener Gegend kamen, hatten Kanonendonner gehört oder zu hören geglaubt; allein es waren eben ganz unbestimmte Nachrichten gewesen, die ich allerdings in dem Morgenblatt unserer Zeitung erwähnt hatte, ohne indeß irgend welches Gewicht darauf zu legen. Und nun diese wie ein Mährchen klingenden Nachrichten! Aber der Ueberbringer machte meinem Zweifel ein kurzes Ende, indem er mir sagte, die Sache sei positiv; der Prinz von Noer sei so eben mit dem Zuge angekommen; er habe die ganze Affaire aus der Nähe mit angesehen — Noer liegt unweit Eckernförde — und die bestätigende Nachricht überbracht. Ich eilte sofort nach dem Bahnhof; der Prinz war bereits nach Hamburg weiter geeilt, um dort der Börsenhalle sofortige Mittheilung von dem fast unglaublichen Ereigniß zu machen; ich erhielt indeß von verschiedenen Seiten mündliche Mittheilungen und Correspondenzen, welche die Hauptthatsachen der Affaire des gestrigen Tages außer Zweifel stellten. Ja, es war die Wahrheit: zwei Schleswig-Holsteinische Strandbatterien, die eine von 6, die andere von 4 Geschützen, bedient von Rekruten oder von Leuten, die wenigstens noch nie im Feuer gewesen waren, unter der Führung des tapferen Capitäns Jungmann und des Unterofficiers Preusser, hatten im Verein mit einer halben Nassauischen Feldbatterie nach einem langen hartnäckigen Kampf ein Linienschiff von 84 und eine Fregatte von 48 Kanonen besiegt und genommen und dazu noch mehrere Dänische Kriegsdampfer derartig zugerichtet, daß sie es hatten aufgeben müssen, ihren gefährdeten Kameraden Hülfe zu bringen. Natürlich eilte ich, diese Freuden-Kunde in einem Extrablatt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Aber schon vorher, ehe es erschien, war die Nachricht von dem Ereigniß wie ein Blitz durch die beiden Schwesterstädte Hamburg und Altona geflogen und hatte überall einen wahren Rausch des Entzückens verbreitet.

Gern wäre ich sofort selbst auf den Schauplatz des gestrigen Kampfes geeilt, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren von den braven Theilnehmern den Hergang zu vernehmen. Aber meine Redac-

tionspflichten hielten mich in Altona fest; denn in jedem Augenblick konnten auch von Norden her, wo unsere Armee dem Feinde gegenüber stand, entscheidende Nachrichten eintreffen.

Damit dauerte es freilich noch ein paar Wochen; die Dänen hatten sich nach einem am 6. April den Hannoveranern bei Ulderup gelieferten Gefecht wieder nach Alsen und gegen Norden über die Königsau zurückgezogen. Während das Reichsheer absichtlich mit schneckenartiger Langsamkeit vorgeschoben ward, hatte der General Bonin mit den Schleswig-Holsteinern sich immer dicht am Feinde gehalten; nachdem er lange vergebens auf den Befehl gewartet hatte, die Jütische Grenze zu überschreiten, hatte er endlich gegen die Befehle des Reichsgenerals die Grenze überschritten, und nach einem kurzen lebhaften Avantgardengefecht hatte am 20. April der Oberst von Zastrow die Stadt Kolding genommen. Hier wurde dann drei Tage später — am Jahrestage des Gefechts von Schleswig — die kleine Schleswig-Holsteinische Armee von der gesammten an Zahl weit überlegenen Dänischen Macht angegriffen. Die Dänen wollten Revanche für Schleswig nehmen, und die verhaßten Insurgenten, deren exponirte Stellung ihnen sehr wohl bekannt war, wo möglich vernichten. Aber nach langem blutigen Ringen mußten sie zurück; mehr als 17,000 Dänen waren in offener Feldschlacht von kaum 12,000 Schleswig-Holsteinern mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Alle, Soldaten und Officiere, Eingeborene und Fremde, hatten ihre Pflicht gethan und in tapferer Haltung mit einander gewetteifert. Der General Bonin war auf dem Höhepunkt seines Ruhms; doch entging er nur mit genauer Noth einem, wie man sagte von General Prittwitz beantragten Kriegsgericht, weil er es gewagt hatte, die Dänen zu schlagen. Es soll nur unterblieben sein, weil man am Hofe von Berlin doch den Eclat einer solchen Maßregel allzu sehr scheute.

Die Schleswig-Holsteinische Armee war an sich zu schwach und hatte außerdem zu stark gelitten, als daß der Sieg ernstliche Folgen hätte haben können; die Dänen zogen sich unbelästigt zurück. Wäre die Schleswig-Holsteinische Armee während des Waffenstillstandes auch nur auf 30,000 Mann gebracht, so wären die Dänen unfehlbar bei und nach dem Treffen von Kolding vernichtet worden.

In dieser Zeit des wieder beginnenden Kriegs machte ich, wie auch später noch öfter, die Erfahrung, wie schwierig es für einen Zeitungsredacteur oft ist, die Wahrheit der Thatsachen zu ermitteln. Auf welchem

Standpunkt er auch sonst mit seiner politischen Anschauungsweise steht, als erste Sorge hat er stets die Zuverlässigkeit der von seiner Zeitung gebrachten factischen Nachrichten festzuhalten. Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in Mittheilung der Ereignisse, namentlich in bewegten Zeiten wie sie damals waren, ist die erste Bedingung für das Gedeihen einer Zeitung. Hierauf hält das große zeitungslesende Publikum vor allen Dingen und mit Recht.

Freilich liegt die Schwierigkeit gerade darin, die Schnelligkeit der Mittheilung mit der Zuverlässigkeit zu vereinigen. Das Publikum will, und namentlich gilt dies von Kriegszeiten, in seiner Zeitung stets die neuesten Nachrichten haben. Diese gelangen aber an den Ort, wo die Zeitung erscheint, anfangs nur als unklare Gerüchte, oder in der Form von entstellten und übertriebenen Berichten, bei denen es sehr schwer festzustellen ist, wie weit ihnen Wahrheit zu Grunde liegt. Theilt man sie nicht mit, so murrt das Publikum, weil es das Neueste in seiner Zeitung nicht findet; theilt man sie mit, so setzt man sich der Gefahr aus, Falsches und Uebertriebenes zu bringen und das Publikum murrt, weil die Zeitung soviel Unwahres enthält. Der beste Ausweg ist da immer, daß man Gerüchte und unbeglaubigte Nachrichten zwar mittheilt, aber darauf aufmerksam macht, daß und weshalb sie vorläufig noch nicht auf unbedingten Glauben Anspruch machen können.

Indeß, selbst bei aller Vorsicht, sind Irrthümer unvermeidlich. Die Nachrichten, welche dem Zeitungsredacteur zugehen, treten oft ganz positiv und mit dem vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit auf, und es liegt auch in ihnen selbst nichts, was sie als unmöglich oder auch nur als unwahrscheinlich charakterisirt, und sie sind dennoch unrichtig. Der Redacteur, dessen Zeitung zu einer bestimmten Stunde fertig sein muß, hat keine Mittel in Händen, erst lange Untersuchungen über Wahrheit oder Unwahrheit der ihm mitgetheilten Nachrichten anzustellen; er muß sich meist auf die Personen verlassen, von denen sie berichtet werden. Aber auch da sind Irrthümer möglich. Ich führe hier des Beispiels halber folgenden Fall an. Am 24. April kamen die ersten Nachrichten von dem am vorigen Tage bei Kolding gelieferten Treffen nach Altona; elektrische Telegraphenlinien gab es damals in den Herzogthümern noch nicht; sie wurden zwischen Altona, Kiel und Rendsburg erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1850 nach der Schlacht bei Idstedt eingerichtet. Der Bericht des commandirenden Generals Bonin war kurz gehalten, und gab, wie es im

ersten Augenblicke nicht anders sein konnte, nur die allgemeinsten Umrisse des Treffens von Kolding. Gleichzeitig mit diesem Bericht traf ein leicht verwundeter Officier in Altona ein, der selbst an dem Kampfe betheiligt war und nähere Details darüber mittheilte. Ein Dänisches Husaren-Regiment sollte in Kolding fast aufgerieben sein, nachdem es vorher durch einen tapfern Angriff ein Schleswig-Holsteinisches Bataillon gesprengt. Ein Dänisches Infanterie-Bataillon habe, nachdem es auf 50 Schritt Distance drei Salven eines Schleswig-Holsteinischen Bataillons bekommen, sich zur Flucht gewandt und die Gewehre fortgeworfen. Da die Persönlichkeit des Berichterstatters, der ja vom Kampfplatze kam, einen Zweifel nicht mehr gestattete, und solche Dinge, wie er sie berichtete, an sich in einer Schlacht sehr wohl vorkommen können, so gab ich den Bericht in der Zeitung wieder. Es fand sich indeß später, daß die von dem Officier mitgetheilten Details theils ganz unwahr waren, wie die Geschichte mit dem Dänischen Infanterie-Bataillon, theils sehr übertrieben, wie die angebliche Vernichtung eines ganzen Husaren-Regiments. Es war eine halbe Escadron Dänische Husaren gewesen, welche in Verbindung mit Dänischen Jägern einen Angriff auf eine von Schleswig-Holsteinischen Jägern besetzte Schanze gemacht hatte, und dabei allerdings theilweise aufgerieben war. In dem Bericht des verwundeten Officiers spiegelten sich die übertreibenden Gerüchte wieder, wie sie während des Kampfes und in der Aufregung desselben unter unsern Soldaten circulirt hatten. In solchen Fällen auf den ersten Augenblick das Richtige zu treffen, ist natürlich für den meist viele Meilen vom Schauplatze der Ereignisse entfernten Zeitungs-Redacteur vollständig unmöglich. Später erhielt ich denn freilich von verschiedenen Seiten detaillirte Berichte, durch welche die ersten noch durch die Aufregung des Kampfes gefärbten Berichte rectificirt und auf das richtige Maß zurückgeführt wurden. Die Norddeutsche Freie Presse hatte, wie schon die Schleswig-Holsteinische Zeitung, viele Freunde in unserer Armee, und jedes Corps wachte eifersüchtig darüber, sowohl daß seine Thaten, wenn es deren zu berichten gab, nicht verschwiegen blieben, als daß sie eine wahrheitsgetreue Darstellung fanden. Daneben wurden mir oft von Verwandten und Angehörigen der Officiere und Soldaten Privatbriefe zur Einsicht und Benutzung überlassen, so daß die Zeitung meist sehr vollständige Berichte vom Kriegsschauplatz bringen konnte.

Wenn die Wahrheit und Zuverlässigkeit der thatsächlichen Mit-

theilungen stets die erste Sorge eines Zeitungsredacteurs sein muß, so liegt es auf der Hand, daß so wenig es auch immer möglich ist, unabsichtliche Irrthümer in dieser Hinsicht zu vermeiden, doch eine wesentliche Entstellung der Wahrheit unter allen Umständen völlig unverantwortlich ist. Mag auch dies oder jenes Faktum für eine bestimmte politische Parteistellung noch so unbequem, möge es andererseits noch so wünschenswerth sein, daß dies oder jenes Ereigniß wirklich eintrete: niemals darf der Zeitungsredacteur die Hand dazu bieten, in irgend einem Interesse, selbst in angeblich guter Absicht, das Gebiet des Thatsächlichen zu fälschen.

Welche Zumuthungen in dieser Richtung an einen Zeitungsredacteur gestellt werden, darüber habe ich mehrfach während dieser Jahre eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Ein Fall, welcher sich im Sommer 1849 ereignete, möge hier als Illustration dienen. Während des Badischen Aufstandes, als bereits Preußen und Reichstruppen von allen Seiten gegen die Aufständischen anrückten, ward einmal — wahrscheinlich um den gesunkenen Glauben an das Gelingen der Revolution zu beleben — das Gerücht von einem großen Siege der Aufständischen über die entgegenstehenden Reichstruppen verbreitet. Mir ging, unter Berufung auf besondere Quellen, die Nachricht in einem anonymen Schreiben zu, in welchem ich um schleunigen Abdruck derselben angegangen ward. Da anonyme Einsendungen grundsätzlich von mir nicht beachtet wurden, und ich zudem aus guten Gründen an der Glaubwürdigkeit der ganzen Geschichte zweifelte, so nahm ich keine Notiz davon. Als nun die am nächsten Morgen erscheinende Zeitung die fragliche Nachricht nicht gebracht hatte, erhielt ich demnächst ein zweites Schreiben von derselben Hand, in dem mir aufgegeben ward, jene Mittheilung unverzüglich abdrucken zu lassen, widrigenfalls mein Leben dem Rächerdolch verfallen sei. Da ich indeß das glückliche Naturel besitze, gegen Drohungen sehr unempfänglich zu sein, und es zudem nicht liebe, mir irgend etwas in solcher Manier octroyiren zu lassen, so ließ ich die Nachricht nun erst recht unbeachtet, und das letzte Schreiben wanderte zu dem ersten in den großen Redactions-Papierkorb.

Der Weg, durch Drohungen etwas von der Redaction der Zeitung zu erreichen, ward übrigens auch von der entgegengesetzten Seite beliebt, und als weitere Illustration zu meinen Erlebnissen als Zeitungsredacteur möge noch folgender kleiner Vorfall gleich hier seine Stelle finden, obgleich er der Zeit nach schon etwas früher fällt. Es hatten

bei einem Corps starke Differenzen zwischen dem Chef und dem Officiercorps statt gefunden. Man machte dem Ersteren den Vorwurf, daß er bei einer gewissen Gelegenheit sein Wort in nicht ganz correcter Weise auf Etwas gegeben, was sich nicht so verhielt. Die Sache ward mir in einer Correspondenz mitgetheilt und um Aufnahme in die Zeitung ersucht. Da es eine sehr heiklige Sache war, so nahm ich den Artikel nicht ohne Weiteres auf, sondern stellte erst die genauesten Nachforschungen an. Dieselben bestätigten die Wahrheit der Correspondenz, und zugleich sicherte ich mir die nöthigen Zeugnisse über den Thatbestand, indem ich sie von den betreffenden Officieren und anderen Chargirten unterschreiben ließ. Dann brachte ich den Artikel, der ein großes Aufsehen machte, und natürlich eine Untersuchung zur Folge hatte. Man setzte sich mir gegenüber zu Anfang sehr aufs hohe Pferd; alle möglichen Drohungen wurden erschöpft, um mich zu bewegen, den Namen der Einsender zu erfahren. Ich hatte mich allerdings für den schlimmsten Fall ermächtigen lassen, die Namen der Einsender zu nennen. Allein ich hatte nicht nöthig, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen. Ich verweigerte vorläufig die Nennung der Einsender, es blieb bei den Drohungen, und eine Rechtspraxis, wie sie gegenwärtig in Preußen geübt wird, daß der Redacteur durch den Zeugenzwang der unbestimmten Haft genöthigt werden kann, die Namen seiner Correspondenten zu nennen, auch wenn er selbst die Verantwortung auf sich nimmt, existirte in Schleswig-Holstein so wenig, wie in einem anderen Lande. Als die Drohungen bei mir nicht wirkten, um mich zur Nennung meiner Correspondenten zu bewegen, ward es auf anderem Wege versucht. Da ich vorläufig die Verantwortlichkeit für den fraglichen Artikel übernommen hatte, so ward ich selbst mit einem Proceß bedroht. Da ich indeß erklärte, denselben ruhig abwarten zu wollen, so blieb es auch hier bei der Drohung. Ich war durch die Zeugnisse, welche ich in Händen hatte, meiner Sache vollständig sicher. Der betreffende Corps-Chef, gegen den auch andere gravirende Anklagen gerichtet wurden, verlor einige Monate später sein Commando, ward Anfangs zur Reserve versetzt und endlich durch ehrengerichtlichen Spruch aus der Armee entlassen. Er hatte gute Connexionen im General-Commando gehabt, man wollte ihn ungern fallen lassen. So ward die Untersuchung ungebührlich in die Länge gezogen, und erst wenn ich nicht irre im Jahre 1850, als Willisen das General-Commando übernommen, erfolgte die Entlassung des genannten Officiers aus der Armee.

Ich könnte noch mehr als einen Fall der Art anführen. Soll die Presse ihre volle Wirksamkeit entfalten, so ist es mitunter unerläßlich, Dinge vor die Oeffentlichkeit zu bringen, deren Besprechung die Betheiligten sehr unangenehm berührt; selbst Persönlichkeiten können nicht immer vermieden werden.

Die Empfindlichkeit der Militärs gegen Mittheilungen in der Presse war im Allgemeinen eine sehr große, und so sehr sie es liebten, daß ihre Thaten detaillirt besprochen wurden, wenn es lobend geschah, so leicht wurden sie auf der andern Seite durch tadelnde Bemerkungen, selbst durch unabsichtliche Irrthümer der Darstellung verletzt. Es liegt dies allerdings zum Theil in der Natur der Sache; das militärische Ehrgefühl wird stets einen gewissen Grad von Reizbarkeit mit sich bringen. Indeß, wie ich niemals Anstand genommen habe, Irrthümer, wenn sie in der Zeitung vorgekommen waren, einzugestehen und zu verbessern, so bin ich andererseits unberechtigten Ansprüchen stets mit aller Entschiedenheit entgegengetreten und habe mich gut dabei gestanden.

Ich kehre jetzt nach dieser Abschweifung zu dem Frühjahr 1849 zurück. Ein Augenleiden, welches ich Anfangs vernachlässigt hatte, verschlimmerte sich im Laufe des April namentlich durch die vielfachen, mit der Umwandlung der Zeitung verbundenen Arbeiten dermaßen, daß ich darauf denken mußte, mich eine Zeitlang von aller die Augen anstrengenden Thätigkeit, als Lesen und Schreiben, fern zu halten. Ich beschloß zu dem Ende eine Reise zu machen, und nachdem mein Mitredacteur, Theodor Olshausen, für die Zeit meiner Abwesenheit die Redaction übernommen, verließ ich Altona zu Anfang Mai, um mich zunächst an den Rhein zu begeben.

Ich besuchte zunächst die Universitätsstadt Bonn, wo damals ein Bruder von mir studirte, und wo ich selbst elf Jahre früher studirt hatte. Die alten Erinnerungen der frohen Studentenzeit wurden wieder wach und alle die reizenden Plätze in der schönen Umgebung Bonns wurden wieder besucht. Auch nach dem nahen lieblichen Ahr-Thal machte ich mit meinem Bruder und noch einem Landsmann einen kurzen Ausflug, indem ich nach alter Gewohnheit die leichte Droschke selbst fuhr. Es war an der Ahr Alles noch meist unverändert, wie ich es früher gekannt hatte; wir aßen Forellen bei Caspari in Altenahr und tranken Walporzheimer in der Gartenlaube des heiligen Petrus zu Walporzheim. Nach einigen

Tagen verließ ich Bonn und fuhr mit dem Dampfschiff stromaufwärts, vorüber an dem romantischen Rolandseck, an dem blauen Siebengebirge, an all den wohlbekannten Burgen, Dörfern und Städten. In St. Goarshausen, auf dem Nassauischen Ufer, stieg ich aus und fand bei dem alten gemüthlichen Adler-Wirth Nathan ein freundliches, allen meinen Ansprüchen genügendes Quartier. Ich wollte hier längere Zeit bleiben, um meine angegriffenen Augen durch den Aufenthalt in der schönen frischen Natur wieder zu kräftigen.

Wer kennt nicht diese klassische Partie des herrlichen Rheinthals! Drüben auf der Preußischen Seite das freundliche Städtchen St. Goar und hoch darüber auf dem Felsen die prächtige Ruine der Festung Rheinfels. Auf der Nassauischen Seite, unweit St. Goarshausen erhebt sich südlich zunächst die kleine Burgruine der Katz und weiterhin der mächtige sagenreiche Loreley-Fels; wie oft, wenn seine Kuppe vom Strahl der Abendsonne vergoldet dalag, haben meine träumerischen Blicke darauf geruht, und das alte wohlbekannte Heine'sche Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" mit seinen getragenen schwermüthigen Klängen zog wieder an meinem inneren Ohr vorüber. Die natürlichen Reize dieses Aufenthalts wurden durch das schönste Wetter erhöht. Der Mai des Jahres 1849 war am Rhein wenigstens so sonnig, duftig und warm, wie ich ihn selten erlebt habe. Jeden Vormittag machte ich einen Spaziergang in das anmuthige und schattige Schweizerthal, welches sich von St. Goarshausen quer ins Land hineinzieht; hier nahm ich in dem klaren Bach unter einem kleinen über einen Felsblock herabfallenden Wasserfall täglich ein erfrischendes Sturzbad. Mein gewöhnlicher Begleiter auf diesen Spaziergängen war Adolf Strodtmann, später als Dichter und Lebensbeschreiber Kinkels bekannt geworden. Er studirte damals in Bonn, nachdem er sich im vergangenen Jahr, irre ich nicht bei Bau, eine schwere Schußwunde durch den Leib geholt hatte. Während ich in den kühlen Wellen plätscherte, suchte er sich gewöhnlich einen einsamen Platz zum Dichten an den buschigen Seitenwänden des kleinen Thals.

Ich war etwa eine Woche in St. Goarshausen gewesen; die Ruhe von aller Arbeit und der tägliche Aufenthalt in der freien Natur hatten mich geistig und körperlich erfrischt und gekräftigt; mein Augenleiden war in der kurzen Frist fast verschwunden. Da hielt es mich nicht länger in der idyllischen Zurückgezogenheit, es trieb mich weiter nach dem

Schauplatz, wo damals über die Geschicke Deutschlands das Loos geworfen wurde.

Das Deutsche Parlament in Frankfurt hatte nach langer mühevoller Arbeit seine Berathung über das Deutsche Verfassungswerk beendigt und als Abschluß des Ganzen — zu Anfang April — dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten. Aber Friedrich Wilhelm IV. besaß nichts von dem gewaltigen Herrschergeist des zweiten Friedrich, seines großen Ahnherrn. Als er es in seiner Macht hatte, Deutschland einig, groß und frei zu machen, stieß er die Gelegenheit von sich, weil es die Vertreter des Volks waren, welche ihm die Kaiserkrone boten, und nicht die gottbegnadeten Fürsten. Als ob die es jemals von freien Stücken thun würden! Und doch war das Einheitsbedürfniß damals so mächtig, daß von dreißig und einigen deutschen Regierungen jetzt oder bald nachher neunundzwanzig, darunter sogar das sonst so preußenfeindliche Würtemberg, sich freiwillig oder unter dem Druck der öffentlichen Stimmung dazu verstanden, die Deutsche Reichsversammlung mit der Preußischen Spitze anzuerkennen. Aber außer Oestreich, welches selbstverständlich davon nichts wissen wollte, entzogen sich auch die mächtigsten Mittelstaaten der Anerkennung, und die am Preußischen Hofe herrschende Reaction leistete den rückwärts auf den Bundestag zu drängenden Sondergelüsten allen möglichen Vorschub.

Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, wenn eine revolutionäre Stimmung immer weiter um sich griff. Der Strom, welcher in seinem natürlichen Bette prachtvoll und majestätisch dahinfließen würde, tritt, wenn ihm dasselbe verschlossen wird, wild und zerstörend über seine Ufer. So ging es im Jahr 1849 mit dem tiefberechtigten und unaustilgbaren Deutschen Einheitsdrange: als man ihm die legitime Befriedigung versagte, schlug er anarchische, excentrische Bahnen ein.

Zu Anfang Mai war der Dresdener Aufstand für die Reichsverfassung erfolgt, aber alsbald durch Preußisches Einschreiten blutig unterdrückt. Am Rhein gingen die Wogen der politischen Anfregung hoch. In Köln hatte ich auf der Durchreise einer großen Versammlung von Abgeordneten der Rheinischen Communen beigewohnt, welche die erregte allgemeine Stimmung wiederspiegelte. Eine geharnischte Resolution für die Deutsche Reichsverfassung und gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel war beschlossen. Auch in Bonn fand ich eine heftige Gährung, welche sich in Bürgerschaftsbeschlüssen und Volksversammlungen

kund gab. Die Einberufung der Landwehr ward die offensible Veranlassung, daß die vorhandene Mißstimmung hie und da wirklich zum Ausbruch kam. In Elberfeld, Düsseldorf, Iserlohn und anderwärts kam es zum offenen Aufstand; aber es waren alles mehr oder weniger isolirte Unternehmungen.

Unter diesen Umständen kam ich etwa um die Mitte Mai nach Frankfurt. Mein erster Gang führte mich in die Paulskirche. Aber wie verändert fand ich die Versammlung wieder! Sie trug bereits das hippokratische Gesicht, und man brauchte kein großer Prophet zu sein, um aus der allgemeinen Decomposition auf ein nicht allzufernes Ende zu schließen. Die Bänke der Rechten und des Centrums namentlich wiesen große Lücken; eine von Tag zu Tag sich steigernde Ausreißerei hatte begonnen. In der That war die große Centrums-Partei, welche bis zu diesem Frühjahr die Verhandlungen beherrscht und die Beschlüsse dictirt hatte, seit der Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen völlig decontenancirt; auf die Preußische Spitze hatte sie Alles zugeschnitten, auf den König von Preußen alle ihre Hoffnungen gesetzt: sein Nein! verstümmelte ihr Werk an dem wesentlichsten Punkt und ließ sie als Düpirte erscheinen. Sie hatten als politische Partei im Volk allen Boden, in sich selbst alle Haltung verloren. Die Reaction, welche sie durch ihre Schwäche groß gezogen hatten, gab ihnen jetzt einen Fußtritt; mit der Revolution wollten sie nichts zu schaffen haben und so waren sie vollständig zwischen Thür und Angel gerathen. In Frankfurt schienen sie nur noch zu sein, um durch das Gewicht ihrer Masse alle energischen Beschlüsse abzuschwächen und zu lähmen. Ihr Haupt, Heinrich von Gagern, bot einen bejammernswerthen Anblick. Ich hörte ihn seit neun Monaten zum ersten Mal wieder. Mein erstes Gefühl war ein tiefes Mitleiden. Das war nicht mehr die kräftige Haltung, nicht mehr die volltönende Stimme des Gagern von ehedem; die stolze Haltung war gebrochen, der Ton der Stimme matt und klanglos, die ganze Rede mehr geeignet, das Mitleiden als die thatkräftige Ueberzeugung der Zuhörer zu wecken; kurz, es war das Bild einer gefallenen Größe. Von diesem Manne konnte Deutschland nichts mehr zu hoffen haben; die Verhältnisse waren seinen Fähigkeiten himmelhoch über den Kopf gewachsen: er hatte für seinen Ruhm viel zu lange gelebt. Er hatte endlich, als die Reaction in Preußen nach der Unterdrückung des Dresdener Aufstandes eine unverhüllt drohende Haltung gegen Frankfurt einnahm und der Reichsverweser sich gleichfalls offen auf die Seite

der Reaction stellte, seine Entlassung als Reichsminister genommen und erhalten. Der Oestreichische Erzherzog, in dessen Hände man im vergangenen Jahr mit unverantwortlicher Kurzsichtigkeit die provisorische Centralgewalt und damit Deutschlands Zukunft gelegt hatte, war schon lange hinter Gagerns Rücken mit Berlin und Olmütz einverstanden. Nun warf er vollständig die Maske ab. An die Stelle des Ministeriums Gagern ernannte er das Ministerium Grävell. Ich war an dem Tage in der Paulskirche, als sich dasselbe dem Parlament zuerst vorstellte: der eitle und kindische Greis Grävell, der Abentheurer Jochmus und der Mephistopheles Detmold: das war das Trifolium, welches als wahre Carikatur eines Deutschen Reichsministeriums unter höhnischem Lachen von allen Seiten auf den Ministersitzen Platz nahm. Daß sich Gott erbarme! So weit war es also gekommen, daß man Deutschland das zu bieten wagte!

Während meiner Anwesenheit in Frankfurt erfolgte der Aufstand für die Reichsverfassung in Baden und in der Pfalz. Da ich gern mit eigenen Augen sehe, so beschloß ich, mir die Zustände dort in der Nähe anzusehen. Der Eisenbahnverkehr war nicht gehemmt, wenigstens damals in den ersten Tagen noch nicht; Jeder konnte ungehindert reisen, wohin er wollte. Ich fuhr zunächst nach Baden, besuchte Mannheim, einen der Hauptsitze des Aufstandes, und ging von da über Ludwigshafen eine Strecke in die Pfalz bis Neustadt und Kaiserslautern. Was ich überall sah und hörte, konnte mich nicht mit Vertrauen zum Gelingen des Aufstandes erfüllen. Zwar, Säbelgerassel gab es genug, auch große Worte an den Wirthstafeln; in der Sache aber ließ sich überall der Mangel einer einheitlichen kräftigen Oberleitung vermissen; man wußte nicht, wer Koch und wer Kellner war; eine große Zerfahrenheit und ein planloses Durcheinander von Maßregeln war die Folge davon. Dazu kam noch Eines. In der Badisch-Pfälzischen Revolution war unzweifelhaft eine Anzahl begabter Männer von den reinsten Absichten thätig, die sich nicht scheuten, ihr Leben und ihre ganze Stellung einzusetzen für das große Ziel, Deutschland womöglich einig und frei zu machen. Aber, wie bei solchen erschütternden Umwälzungen stets auch der Bodensatz in Gährung geräth und an die Oberfläche steigt, so hing sich an die guten Elemente eine Masse schlechter, und Eitelkeit, Unfähigkeit, schmutziger Eigennutz und Selbstsucht ruinirten mehr, als Muth, Einsicht und reine Vaterlandsliebe wieder gut machen konnten. Ich machte die Wahrnehmung, daß der eigentliche Kern

des Bürgerstandes, wie er in seinen mittleren Schichten die Vereinigung von Intelligenz, Arbeit und Besitz repräsentirt, sich kühl oder passiv für den Aufstand verhielt. Die Hauptträger desselben waren das Militär in Baden*), die niederen Schichten der Bevölkerung, doch auch nicht überall mit gleichem Eifer, aus den höheren theils jüngere von enthusiastischem Patriotismus beseelte Männer, theils die älteren mit Bewußtsein und Ueberlegung handelnden Führer der Demokratie, welche entschlossen waren, für die Verwirklichung eines einheitlichen und freien Deutschlands jetzt ein Aeußerstes zu wagen.

Man gab sich damals der Hoffnung hin, daß es gelingen werde, den Aufstand für die Reichsverfassung rasch über ganz Deutschland zu verbreiten. Der Gang der Dinge in Ungarn schien diese Hoffnung zu begünstigen; dort hatte die Oestreichische Reactionspartei unter Windischgrätz' und Weldens Führung seit ein paar Monaten Niederlage auf Niederlage erlitten; die Ungarn waren unaufhaltsam vorgedrungen, hatten Pesth befreit, Ofen erstürmt, Komorn entsetzt. Nun standen sie unweit der Oestreichischen Grenze; in Wien gährte es abermals mächtig, noch waren die Wunden des vorigen Herbsts nicht vernarbt. Gingen die Ungarn vorwärts, so loderte auch in Oestreich das unter der Asche noch fortglimmende Feuer in lichten Flammen wieder auf, und stürzte in Oestreich die Herrschaft der Reaction wieder zusammen, so sank sie wahrscheinlich auch an anderen Stellen in den Staub. Aber die Ungarn, in sich gespalten und gelähmt durch den Antagonismus der republikanischen Partei Kossuths und der militärischen Görgey's versäumten den richtigen Moment und kamen nicht vorwärts. Görgey im offenen Ungehorsam gegen Kossuths Befehle verlor eine kostbare Zeit vor Ofen. Dann kam die Russische Intervention den Oestreichern zu Hülfe, und fortan mußten die Ungarn selbst auf die Defensive denken.

Die Rückwirkung dieser Verhältnisse machte sich auch in Deutschland geltend. Es war schon ein für das Gelingen des Aufstandes bedenkliches Zeichen, daß er an den Grenzen Badens und der Pfalz Halt hatte machen müssen. Er hatte weder Würtemberg noch das kleinere Hessen-Darmstadt in seinen Kreis zu ziehen vermocht. Und konnte er nicht einmal eine breite Grundlage in Süddeutschland gewinnen, konnte er nicht

*) Mit Ausnahme der meisten Officiere, die sich dem Aufstand nicht anschlossen.

einmal in raschem Anlauf bis Frankfurt vordringen, wie mochte er hoffen, mit Preußen fertig zu werden?

Als ich nach Frankfurt zurückkehrte, fand ich den Gegensatz der Parteien feindseliger und erbitterter als je. Der Reichsverweser hatte offen gegen den Badisch-Pfälzischen Aufstand Partei genommen und Reichstruppen zu seiner Unterdrückung aufgeboten. Die Majorität der Reichsversammlung, die übrigens von Tage zu Tage mehr zusammenschmolz, war gegen eine gewaltsame, revolutionäre Durchführung der Reichsverfassung. Die Fractionen der Linken hatten wohl Sympathien für das Gelingen des Aufstandes im Allgemeinen; im Einzelnen mißbilligten sie Manches was geschehen war. Zudem war ihre freie Aktion in Frankfurt gelähmt durch die Oestreichischen und Preußischen Besatzungstruppen: man munkelte bereits von beabsichtigten Staatsstreichen und Sprengung des Parlaments.

Ich verließ Frankfurt mit der Ueberzeugung, daß ich das Deutsche Parlament zum letzten Mal gesehen habe. Noch kehrte ich auf ein paar Tage in mein ruhiges schönes Asyl nach St. Goarshausen zurück. Aber auch hierher drang jetzt das Waffengeräusch: Dampfer auf Dampfer dicht besetzt mit funkelnden Helmen und Bayonnetten zog stromaufwärts an meinem Fenster vorüber, und von drüben vom andern Ufer vernahm man das dumpfe Rasseln der Batterien und Train-Kolonnen. Die isolirten Aufstände in Rhein-Preußen und Westphalen waren rasch unterdrückt und das Netz zog sich jetzt unaufhaltsam um Baden und die Pfalz zusammen.

In den letzten Tagen des Mai sagte ich meinem gemüthlichen Wirth, der auch ein warmes Herz für Deutschland hatte, Lebewohl und kehrte über Köln nach Altona zurück.

Bald darauf erlag, wie ich es vorausgesehen hatte, der Badisch-Pfälzische Aufstand der von allen Seiten auf ihn eindringenden Uebermacht. Die Linke des Deutschen Parlaments, welche allmälig durch das Zusammenschmelzen der Rechten die Majorität erhalten hatte, war, um frei in ihren Berathungen und Beschlüssen zu sein, zu Anfang Juni nach Stuttgart übergesiedelt. Man hoffte nicht viel mehr, aber man wollte wenigstens ein Ende mit Ehren nehmen. Als letzte Möglichkeit, die Sache der Reichsverfassung zum Siege zu bringen, erschien es, wenn es gelänge, Würtemberg zum aktiven Vorgehen für dieselbe zu bewegen. Dies hoffte man in Stuttgart vielleicht zu erreichen. Aber der Würtem-

bergische Minister Römer, obwohl ein freisinniger Mann im Grunde seines Herzens und früherer Parteigenosse der Männer, welche jetzt nach Stuttgart kamen, wollte sein Land nicht der Gefahr aussetzen, in den Strudel einer, wie er glaubte, aussichtslosen Revolution hineingezogen und dann von einer übermächtigen Reaction übergerannt zu werden. Er ließ daher die Sitzungen des Rumpfparlaments durch Militärgewalt verhindern (18. Juni), und seine Mitglieder ausweisen. Von Schleswig-Holsteinern hatten nur Claussen und Engel bis zuletzt auf ihrem Posten ausgeharrt.

Das war das Ende des ersten Deutschen Parlaments. Aber es wird nicht das letzte sein. Die Erinnerung daran lebt unauslöschlich fort in den Gemüthern des Deutschen Volks, und nicht eher wird Deutschland zur Ruhe kommen, als bis abermals seine Vertreter zusammen tagen.

Bald nach der Sprengung des Rumpfparlaments in Stuttgart, in der zweiten Hälfte des Juni, erlag auch der Pfälzisch-Badische Aufstand; im Juli fiel endlich auch die Festung Rastatt. Dann begann die Reaction ihr blutiges Schreckensgericht; jeden Tag brachten die Zeitungen die Kunde von neuen Hinrichtungen durch Pulver und Blei; die Zuchthäuser und die Gefängnisse füllten sich. Von Glück hatte zu sagen, wem nur das Elend der Verbannung beschieden war. Es war die Zeit, wo Gustav Adolf von Trützschler erschossen ward, wo man Kinkel ins Zuchthaus steckte, wo Heinrich und Ludwig Simon mit so vielen Anderen in das Exil wanderten.

X.

Als ich zu Anfang Juni die Redaction der Norddeutschen Freien Presse wieder übernahm, hatte der Dänische Krieg, der im April mit so glänzenden Schlägen von Schleswig-Holsteinischer Seite begonnen hatte, längst einen trägen schleichenden Charakter angenommen.

Es war wieder wie das vorige Jahr ein Scheinkrieg. Wie Wrangel im vergangenen Sommer, wollte der jetzige Obergeneral von Prittwitz,

der an der Spitze von ungefähr 80,000 Mann stand, den Dänen offenbar nicht ernstlich zu Leibe; darüber kann heutzutage unter Sachkundigen kein Streit mehr sein. Er hatte sich zwar bei Uebernahme des Oberbefehls gegen die Reichsgewalt eidlich verpflichtet, „Alles daran zu setzen, die feindliche Armee mit einem Schlage, wenn auch mit dem Bayonnet an den Rippen zu vernichten", aber wie es scheint, lauteten die Instructionen aus Berlin, denen er als Preußischer General folgte, ganz anders. Denn es ist Thatsache, daß er die schönsten Gelegenheiten die Dänen anzugreifen und zu vernichten ungenutzt vorüber gehen ließ. Nicht einmal ein Versuch ward gemacht, den Dänen die wichtige Insel Alsen zu entreißen, was jetzt zwar schwieriger sein mochte als das vergangene Jahr, aber nach militärischem Urtheil bei den Hülfsmitteln, über die der Reichsgeneral gebot, durchaus nichts Unmögliches war. Schneckenartig langsam und widerwillig hatte Prittwitz sich nach Jütland vorwärts bewegt, indem er alle Fürsorge trug, daß die gemächlich vor ihm zurückweichenden Dänen unter dem General Rye nicht ernstlich belästigt wurden. Das große Reichsheer ward verzettelt auf die lange Strecke von Eckernförde bis hinauf nach Aarhuus in Jütland. Die Schleswig-Holsteinische Armee hatte den Dänen am 7. Mai bei Gudsoe abermals ein siegreiches Treffen geliefert und stand seitdem, etwa 14,000 Mann stark vor der Festung Fridericia, zu schwach etwas Ernstliches gegen dieselbe zu unternehmen. Der General Bonin hatte, um die Armee zu beschäftigen, statt die Festung einfach zu cerniren, Belagerungsarbeiten beginnen lassen, welche Geld und Menschen kosteten, ohne bei ihrer Unzulänglichkeit die Uebergabe der Festung erzwingen zn können. Zwei der anerkannt tüchtigsten Officiere, der Generalstabschef Hauptmann Delius und der Brigade-Commandeur Oberst St. Paul hatten bereits vor Fridericia ihr Leben verloren, ein unersetzlicher Verlust für die kleine Armee.

Die scharfe Weise, wie die Norddeutsche Freie Presse die unverantwortliche Scheinkriegführung des Generals Prittwitz ans Licht zog und kritisirte, machte sie dem genannten Heerführer äußerst unbequem und mißliebig, und er zögerte nicht, ihr seinen Unwillen in einer eben so kleinlichen als gehässigen Maßregel zu erkennen zu geben. Als die Schleswig-Holsteinische Zeitung noch officielles Blatt der Provisorischen Regierung war, wurde jeder Truppen-Abtheilung eine Anzahl Frei-Exemplare geliefert, um das Lese-Bedürfniß der Mannschaften zu befriedigen. Für die im Felde stehenden Truppen wurden diese Exemplare durch die Feld-

post gratis befördert. Diese Sitte blieb, auch nachdem die Schleswig-Holsteinische Zeitung in den Privatbesitz des Dr. Ahlmann übergegangen war. Als die Schleswig-Holsteinische Zeitung sich dann im Frühjahr 1849 in die Norddeutsche Freie Presse verwandelt hatte, ward von allen Seiten der Wunsch gegen uns ausgesprochen, mit der Lieferung der hergebrachten Anzahl Freiexemplare für die Bataillone, resp. Batterien fortzufahren. Obwohl hiermit bei der Vermehrung der Armee kein unbedeutendes Opfer gebracht ward, wurde es doch bewilligt. Im Sommer ward indeß die Besorgung dieser Exemplare durch die Feldpost von oben herab plötzlich inhibirt; zwar konnte die Besorgung der von einzelnen Militärs gegen Bezahlung bezogenen Privat-Exemplare nicht gehindert werden, aber die gelieferten Freiexemplare, welche hauptsächlich den weniger bemittelten Militärs zu Gute kamen, sollten nicht mehr befördert werden. Statt ihrer erhielten die Schleswig-Holsteinischen Truppen nun Freiexemplare des langweiligen und hyper-conservativen Altonaer Merkurs geliefert, und zwar da derselbe sich nicht wie wir zu einer Gratis-Lieferung bewogen fand, gegen eine Entschädigung aus der Staatskasse. Daß der General Prittwitz in dieser Weise gegen ein mißliebiges Blatt verfuhr, welches die nichtswürdige Kriegführung schonungslos aufdeckte, war vielleicht vom Standpunkt eines Preußischen Kabinets-Generals ganz consequent; daß aber die Statthalterschaft sich darauf einließ, den Wünschen des Generals in dieser Richtung entgegen zu kommen und auf Kosten der Staatskasse den Truppen ein Blatt zu octroyiren, welches sie nicht mochten und welches die neue Ordnung unseres Staatswesens zudem bei mehr als einer Gelegenheit hämisch angriff, das war eine unverzeihliche Schwäche. Natürlich ward die Presse bei der Armee doch gelesen, da es den Privaten nicht verwehrt werden konnte, gegen Bezahlung die Zeitung zu beziehen, und das Manoeuvre, der Schleswig-Holsteinischen Armee durch den Altonaer Merkur die gewünschte gute Gesinnung einzuflößen, mißglückte vollständig.

Der Krieg schleppte sich langsam und interesselos während des Juni-Monats hin, während Friedens- und Waffenstillstandsgerüchte die politische Atmosphäre erfüllten. Das Preußische Kabinet hatte den ganzen Sommer unterhandelt, um den ihm überaus fatalen Krieg zu beendigen, und demnach lauteten ohne Zweifel die geheimen Instruktionen des General Prittwitz dahin, nichts Ernstliches gegen die Dänen zu unternehmen. Man hatte in den Herzogthümern nach der ganzen Krieg-

führung allen Grund, wieder einen faulen Waffenstillstand oder Frieden, deren Opfer sie sein würden, zu fürchten.

Da ward die dumpfe Schwüle der Befürchtungen durch einen Donnerschlag unterbrochen, der mit einem Mal den dicken Nebel der Gerüchte zertheilte, und eine erschreckende Klarheit in die Situation brachte. Am 7. Juli traf die Trauerpost von Fridericia ein, wo in der Nacht vom 5. auf den 6. die Schleswig-Holsteinische Armee eine schwere Niederlage erlitten hatte. In den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli hatten die Dänen über 23,000 Mann in Fridericia concentrirt, und in der bezeichneten Nacht die in weitem Halbkreise um die Festung aufgestellte, wenig mehr als halb so starke Schleswig-Holsteinische Armee angegriffen und nach siebenstündigem blutigen Ringen besiegt und zurückgeworfen. Das Hüttenlager vor der Festung war in Brand gesteckt, die Belagerungswerke genommen und zerstört, dazu waren 31 schwere Geschütze, 2500 Gewehre, große Vorräthe von Munition und Proviant, 93 Wagen und über hundert Pferde verloren. Der schlimmste Verlust für die kleine Armee war indeß der an Officieren und Soldaten; gegen 1400 Mann waren todt oder verwundet, gegen 1600 gefangen. Zwar hatten auch die Dänen trotz ihrer großen Uebermacht den Sieg theuer bezahlt; nahe an 2000 Mann waren todt, verwundet oder vermißt; aber die Dänische Armee konnte den Verlust leichter verschmerzen und zudem — sie hatte gesiegt!

Die Nachricht von dem Unglück wirkte anfangs wie betäubend. Dann erfolgte durch das ganze Land ein Aufschrei der Entrüstung über die himmelschreiende Kriegführung. Ein großes Bundesheer von 80,000 Mann im Lande und so etwas möglich! Freilich wer sehen wollte, hätte schon lange sehen können, daß der General Prittwitz nicht im Lande war, um die Dänen anzugreifen und zu schlagen. Daß man den Dänen nichts anhaben könne, weil man keine Flotte habe, war ein auf die Unkunde des großen Publikums berechnetes Gerede. Von Alsen abgesehen, wohin man auch ohne Flotte hätte gelangen können, wenn man nur gewollt hätte, hatte man das Corps des Generals Rye, welches einen beträchtlichen Theil der Dänischen Armee ausmachte, ein paar Monate lang auf dem Festlande in Jütland vor sich gehabt; er war gemächlich vor dem drei und vierfach überlegenen Reichsheer einhermarschirt, indem General Prittwitz sorgfältig bemüht war, jede Gelegenheit zum Angriff zu vermeiden. Rye hatte sich schließlich nach der kleinen an Jütlands Ostküste

bei Aarhuus gelegenen Halbinsel Helgenaes zurückgezogen, wo er eine von Prittwitz wieder für uneinnehmbar erklärte Stellung einnahm. Von hier aus hatte er sich mit seiner ganzen Macht nach Fridericia eingeschifft, ohne daß Prittwitz, der ruhig bei Aarhuus stand, etwas davon gemerkt hätte. Nur durch einen Zufall hatte er schon vor der Schlacht von Fridericia von dieser Einschiffung erfahren: ein Dänischer Deserteur, wenn ich nicht irre, ein geborener Schleswiger, hatte am Abend des 4. Juli die Nachricht von Rye's Einschiffung und von dem bei Fridericia beabsichtigten Schlage gebracht.*) Diese Nachricht will General Prittwitz dann „sofort" an General Bonin vor Fridericia befördert haben**); allein sonderbarer Weise ist die Stafette mit diesen wichtigen Aufschlüssen vor der Schlacht von Fridericia nicht an den General Bonin gelangt. Und doch hätte sie, wenn sie am Abend des 4., als der Deserteur anlangte, oder auch nur am Morgen des 5. von Aarhuus geritten wäre, bereits am Abend des 5. vor Fridericia eintreffen können. Wenigstens erzählt uns General Prittwitz selbst in dem vom Staatsanzeiger veröffentlichten officiellen Bericht, daß er eine Depesche des Generals Bonin vom Morgen des 5. am Abend desselben Tages bereits in Aarhuus erhalten habe, und wenn hiernach eine Stafette von Morgens bis Abends, also in etwa 12 Stunden, von Fridericia nach Aarhuus gelangen konnte, so sollte man doch auch denken, daß sie in derselben Zeit (oder wenn der Courier schon am Abend des 4. abging, in der doppelten Zeit) von Aarhuus nach Fridericia hätte gelangen können. Und wenn sie nur am Abend des 5. spät zum General Bonin gelangt wäre, so wäre die Niederlage der Schleswig-Holsteinischen Armee abgewandt. Aber sie ist nicht gekommen

---

*) Das Eintreffen des Dänischen Deserteurs fand nach Prittwitz' eigenem Bericht, welcher der gleich zu erwähnenden officiellen Relation zu Grunde liegt, erst am 4. Juli statt, nicht schon am 2., wie Baudissin wahrscheinlich nach Lüders Denkwürdigkeiten berichtet. Lüders a. a. O. p. 502 drückt indeß die Sache ungewiß aus: „Am 2. Juli mag es gewesen sein, daß ein Dänischer Deserteur u. s. w." Man mag Prittwitz immer glauben, daß ein Dänischer Deserteur und damit die erste Kunde von der Einschiffung des Rye'schen Corps erst am 4. Juli zu ihm gelangt ist: es war immer noch Zeit genug, bis zum Abend des 5. dem General Bonin Nachricht zu geben.

**) Nach der officiellen zu Ende Juli im Staatsanzeiger erschienenen Relation, welche eine offenbar apologetische Tendenz hat, indeß so ungeschickt abgefaßt ist, daß sich gerade daraus die schwersten Anklagen gegen die Kriegführung des Generals Prittwitz ergeben. Man vergleiche die militärische Kritik dieses officiellen Bulletins in der Nordd. Fr. Presse vom 1. August.

und die Gründe, weshalb nicht, sind niemals aufgeklärt. — Daß das ganze Verhalten des Generals Prittwitz nur allzu geeignet war, einem schwarzen Verdacht Nahrung zu geben, wird kein Unbefangener leugnen können. Thatsache ist, daß die Niederlage der Schleswig-Holsteiner vor Fridericia der Politik des Preußischen Hofs außerordentlich zu Statten kam. Man wollte in Berlin um jeden Preis einen Waffenstillstand und war bereit die Rechte der Herzogthümer zu opfern. Wäre nur die Schleswig-Holsteinische Armee intact geblieben, so hätten sich die Herzogthümer dem bereits beabsichtigten schmählichen Waffenstillstand, wie sicher vorauszusetzen war, nicht gefügt. Nun kam aber die Niederlage von Fridericia und machte die Herzogthümer gefügig, indem sie ihnen das Mittel des Widerstandes nahm und dann schloß Preußen vier Tage nach der Schlacht (am 10. Juli) den schmachvollen Waffenstillstand. Darf man sich da wundern, wenn die allgemeine Stimme die Nacht von Fridericia mit dem faulen Getriebe der Diplomatie in Verbindung brachte und wenn sie dem General Prittwitz eine hervorragende Rolle in diesem blutig endenden Drama zuschrieb?*) Hatte er doch den General Bonin, als er bei Kolding gesiegt hatte, vor ein Kriegsgericht stellen wollen. Als derselbe General bei Fridericia geschlagen war, ist, soviel ich weiß, nicht die Rede davon gewesen, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Und dennoch wäre diesmal alle Veranlassung gewesen, den General Bonin vor ein Kriegsgericht zu stellen; denn so berechtigt gewiß der allgemeine Unwille gegen den General Prittwitz war, so schwer war doch

---

*) Als Beleg der Erbitterung, welche gegen Prittwitz herrschte, diene Folgendes. Der General wollte bei seiner Rückkehr aus Jütland zu Anfang August in Christiansfeld die Lazarethe besuchen, wo ein großer Theil der bei Fridericia verwundeten Schleswig-Holsteiner lag. Der Oberarzt Dr. Schwartz erklärte indeß dem General auf das Allerbestimmteste, er könne es vor Gott und seinem Gewissen nicht verantworten, die seiner Obhut anvertrauten Verwundeten einer Gemüthsaufregung auszusetzen, wie sie der Besuch des Generals unfehlbar hervorbringen würde. Der beabsichtigte Besuch unterblieb. Aehnliches trug sich in Hadersleben zu, wo die Lazarethärzte ebenso dachten, wie der Dr. Schwartz. General Prittwitz meinte, die Geschichte werde richten. — Ich denke, das hat sie bereits gethan. — Da der Tag seiner Ankunft in Altona bekannt war, und bei der allgemeinen Erbitterung persönliche Insulten oder wenigstens unangenehme Demonstrationen zu befürchten standen, so erließ ich in der Zeitung eine eindringliche Abmahnung von solchen nutzlosen Provocationen, aus denen man in Berlin nur politisches Capital gemacht haben würde. Auch passirte in der Folge der General am 18. August unangefochten durch Altona; doch eilte er auffallend rasch weiter zu kommen.

andrerseits auch die Schuld, welche auf dem General Bonin lastete. Zwar richtete sich damals die Erbitterung in den Herzogthümern vorzugsweise gegen den General Prittwitz, den General Bonin war man geneigt, als ein Opfer der diplomatisch-militärischen Intrigue zu betrachten. Eine spätere Zeit hat indeß gegen den Letzteren so gravirende Umstände enthüllt, daß er wenigstens von dem Vorwurf einer unverantwortlichen Fahrlässigkeit und eines eigensinnigen Festhaltens an falschen Voraussetzungen nicht frei gesprochen werden kann. Man denke sich eine kleine Armee von höchstens 13—14,000 Mann in einem weiten gegen anderthalb Meilen langen Bogen um eine weitläufige Festung wie Fridericia aufgestellt, welche von der Seeseite beständig nicht allein Zufuhren, sondern auch frische Mannschaften erhalten konnte und erhielt. Schon in diesem einfachen Sachverhältniß lag ein Grund zur äußersten Wachsamkeit und Vorsicht. Denn wie leicht konnte der Feind in Fridericia eine größere Truppenzahl concentriren, und sich von der Festung als dem Mittelpunkt aus mit aller Macht auf einen Punkt der dünn besetzten Einschließungslinie werfen! Die Concentration war zu Ende Juni und Anfang Juli wirklich erfolgt; am 5. Juli befanden sich nach den eigenen Berichten der Dänen 23,600 Mann in der Festung, von denen 19,400 Mann zum Ausfall verwandt wurden. Daß in Fridericia etwas vorging, war auch bei den Schleswig-Holsteinern nicht unbekannt. Brief einzelner Soldaten an ihre Angehörigen sprachen die Ueberzeugung aus, daß es nächstens etwas geben werde. Die Dänischen Zeitungen plauderten das Geheimniß aus, daß ein Angriff auf die Schleswig-Holsteinische Armee beabsichtigt werde, und am 2. Juli brachte auch die Hamburger Börsenhalle die Nachricht, daß General Rye sich eingeschifft habe. Daß die Dänen sich in Fridericia sammelten, war in der Schleswig-Holsteinischen Armee kein Geheimniß, da man von den am Strande belegenen Schanzen die Ueberfahrt über den kleinen Belt zwischen Fridericia und Fühnen im Auge haben konnte. Die beiden Schleswig-Holsteinischen Brigade-Commandeure, Oberst von Zastrow und von Stückradt, waren beide auf Grund eigener Wahrnehmungen und erhaltene Meldungen zu der sichern Ueberzeugung gelangt, daß beinahe die ganze Dänische Armee in einer Stärke von mehr als 20,000 Mann in Fridericia concentrirt sei. Beide machten detaillirte schriftliche Eingaben an den commandirenden General, Zastrow begab sich am Vormittag des 5., Stückradt am Abend desselben Tages persönlich zu ihm, um ihm die Augen zu öffnen, und ihn

zu bewegen, die schwache und dazu rings auf einem großen Halbkreise zersplitterte Belagerungs-Armee zu concentriren. Es war Alles vergebens; der General Bonin, auf den seit Delius' und St. Pauls Tode Niemand so recht Einfluß hatte, wollte sich nicht überzeugen lassen. Er gab zu, daß eine Verstärkung erfolgt sein möge — nach seiner am Morgen des 5. an den General Prittwitz gerichteten Depesche taxirte er die angelangte Verstärkung nur auf 5—6 Bataillone —; allein er blieb dabei, daß die Dänen unmöglich eine Stärke von 20,000 Mann in Fridericia concentrirt haben könnten. Denn das hätte ja so ziemlich die ganze Dänische Armee sein müssen, und die zu concentriren hatte der Feind nach Bonins Ansicht noch keine Zeit gehabt. Glaubte er doch auch das Rye'sche Corps noch bei Aarhuus von dem General Prittwitz festgehalten! So ward die so hoch nothwendige Zusammenziehung der Belagerungstruppen von Bonin als unnöthig abgelehnt; nicht einmal dazu war er zu bewegen, die Festung im Laufe des 5. bombardiren zu lassen, was vollgepfropft von Menschen, wie sie war, dem Feind sehr verderblich würde geworden sein. Alles, wozu sich Bonin herbeiließ, war, daß er gewisse von Zastrow als Commandeur der Infanterie bereits früher für den Fall eines Ausfalls angeordnete Vorsichtsmaßregeln genehmigte, und so ist es der Vorsorglichkeit des genannten Officiers zu danken, daß das Unheil nicht noch ärger ward. Abzuwenden war es freilich, wenn die ganze Stellung nicht geändert ward, nicht. Die beiden Infanterie-Brigaden blieben getrennt, die Bataillone kamen einzeln auf dem Kampfplatz, die Avantgardenbrigade stand weit südlich entfernt auf dem rechten Flügel, die Cavallerie und reitende Artillerie weit hinten, eine Meile, vom Kampfplatz. Die letzte Instruktion des Generals Bonin schloß mit dem Satz: „Sämmtliche Truppen vertheidigen die Laufgräben auf das Energischste und suchen den Feind durch Bayonnet-Angriffe zurückzuweisen." — Man weiß, wie buchstäblich die braven Truppen dieser Instruktion nachgekommen sind; Wälle von feindlichen Leibern, verwundeten und todten, lagen vor den Laufgräben und um die Schanzen; trotz ihrer Uebermacht hatten die Dänen mehr Verwundete und Todte als die Schleswig-Holsteiner; aber alle Tapferkeit konnte die Nachtheile der Stellung nicht matt machen. Es kam, wie es unter diesen Umständen kommen mußte: die schwachen Linien wurden von der Uebermacht durchbrochen, die einzelnen Abtheilungen einzeln überwältigt; in einem blutigen, hartnäckigen Kampf, der von bald nach 1 Uhr Nachts bis gegen

9 Uhr Morgens gedauert hatte, ward die Schleswig-Holsteinische Aufstellung gesprengt und ein Viertheil der Armee vernichtet.

Fragt man, worin der Grund dieser Niederlage zu suchen ist, so kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß allein der hartnäckige Eigensinn des Generals Bonin dieselbe verschuldet hat. Aber wie ist jener Eigensinn zu erklären, wo das Richtige so klar vorlag, wo es nicht an einsichtsvollen Rathgebern fehlte, welche dem General die Sachlage richtig darstellten und ihn eindringlich genug beschworen, ungesäumt die nöthigen Maßregeln zu treffen? War es wirklich ein blindes Vertrauen auf den General Prittwitz, von dem Bonin voraussetzte, daß derselbe das Rye'sche Corps vor sich festhalten, oder ihm von einer etwaigen Einschiffung desselben wenigstens Nachricht geben werde? Dann müßte man freilich sagen, daß bei der ganzen dem General Bonin so wohl bekannten Haltung des Generals Prittwitz niemals ein Vertrauen schlechter motivirt gewesen ist. Oder war es beim General Bonin ein aus Unterschätzung des Feindes hervorgegangener militärischer Eigensinn, der ihn veranlaßte, trotz aller Warnungen seiner einsichtsvollsten Officiere, die einmal eingenommene Stellung um jeden Preis behaupten zu wollen? Allerdings giebt es in der Kriegsgeschichte mehr als ein Beispiel einer so verderblichen Hartnäckigkeit; der größte Feldherr, den Preußen jemals gehabt hat, der große König hat bei Hochkirch bekanntlich ein denkwürdiges Beispiel jenes militärischen Eigensinnes gegeben, der auch die wohlbegründetsten Warnungen in den Wind schlägt. Er mußte dafür ebenso büßen, wie der General Bonin bei Fridericia. Oder war es endlich ein bestimmtes Motiv, welches den General veranlaßt hatte, gerade für diese Nacht nicht an einen Dänischen Ausfall zu glauben? Waren ihm vielleicht geheime Nachrichten, denen er ein allzu großes Vertrauen schenkte, zugegangen, wonach er den Dänischen Angriff erst für die folgende Nacht erwartete?*)

*) So etwas ist angedeutet in einer kleinen, von einem Anhänger Bonins verfaßten Schrift: „Die Kehrseite des Schleswig-Holsteinischen Kriegs. Kiel 1852", als deren Verfasser mir der im Jahre 1852 verstorbene Hauptmann Toschewsky, seiner Zeit Commandant der kleinen Festung Friedrichsort, genannt ward. Er bezeichnet p. 52, 53 die Quelle, der General Bonin allzu großes Vertrauen geschenkt habe, als eine „liebenswürdige Persönlichkeit aus den höheren Ständen", läßt es indeß zweifelhaft, ob diese Persönlichkeit nur selbst getäuscht, oder der „gefährlichste aller Spione des Feindes" war. — Ich habe diesen Umstand nirgends sonst erwähnt gefunden, auch sonst nie etwas davon gehört.

Der General Bonin hat es bisher nicht für gut befunden, sein Schweigen über die traurige Affaire zu brechen und ein Wort zur Erklärung seines fast unbegreiflichen Verhaltens zu sagen. Mögen aber die Motive gewesen sein, welche sie wollen, von einer schweren Schuld wird Niemand den General freisprechen können. Hätte man schon damals die der Schlacht voraufgegangenen Umstände näher gekannt, so würde dem General Bonin, als er aus dem Kriege nach Kiel zurückkehrte, sicherlich kein festlicher Empfang zu Theil geworden sein. Allerdings galt der festliche Empfang schon mehr den braven Truppen als dem Commandeur, dessen Feldherrnruf durch die Niederlage von Fridericia doch einen bedenklichen Stoß erlitten hatte. Man flüsterte sich ins Ohr, daß mit Delius' Tode sein guter Geist von ihm gewichen sei.

Vier Tage nach der Schlacht, am 10. Juli, schloß dann Preußen den Waffenstillstand von Berlin, ein würdiges Seitenstück zu seinem vorjährigen Vorläufer, dem Waffenstillstand von Malmö, nur daß er noch schlechter war als dieser. Schleswig ward Preis gegeben; eine Verwaltungs-Commission, bestehend aus einem Dänischen und einem Preußischen Beamten, mit einem Engländer als Obmann sollte dort regieren, mit der Befugniß alle seit 1848 erlassenen Gesetze aufzuheben, alte abgeschaffte Gesetze aus der Dänischen Zeit wieder herzustellen, Beamte ein- und abzusetzen, die öffentlichen Kassen zu verwalten, kurz, mit einer fast unbeschränkten Machtvollkommenheit in Schleswig zu regieren. Der Statthalterschaft überließ man Holstein. Für die Dreier-Commission in Schleswig, welche unter dem Namen der Landesverwaltung sich bald eben so lächerlich als verhaßt machen sollte, wurden der Dänische Kabinets-Secretair Tillisch, der Preußische Graf Eulenburg und der Englische General-Consul in Hamburg, Oberst Hodges, erwählt. Der Däne wurde, wie vorauszusehen war, bald die Seele der Landesverwaltung; dem Preußischen Grafen fehlte es eben so sehr an Kenntniß der Verhältnisse als an dem Willen, die Sache der Herzogthümer mit Energie zu vertreten, und kam ja einmal eine kleine Differenz vor, so entschied der Engländer für den Dänen. Da es nicht zu erwarten war, daß die Schleswiger sich gutwillig einem solchen Regiment fügen würden, so waren demselben fremde Bayonnette zur Verfügung gestellt. Der nördliche Theil des Herzogthums sollte von einem Schwedisch-Norwegischen Truppencorps, der südliche von einem Preußischen occupirt werden; auf Alsen blieben nach wie vor die Dänen.

Als die Bedingungen des Waffenstillstandes in ihrer ganzen Tragweite bekannt wurden, ging ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land. Also deshalb hatte man Monate lang ein großes Reichsheer erhalten, deshalb bei Eckernförde, Kolding und Gudsoe gesiegt, deshalb bei Fridericia so blutig gekämpft, damit ein Waffenstillstand geschlossen werde, der den Rechten des Landes so offen ins Gesicht schlug! Man verlangte überall, die Herzogthümer sollten den Waffenstillstand nicht anerkennen und auf eigne Hand den Kampf fortsetzen. Auch die Statthalterschaft schien anfangs dazu geneigt und nicht gewillt, sich so schmachvollen Bedingungen gutwillig zu unterwerfen. Sie wandte sich an die Centralgewalt, welche den Waffenstillstand noch nicht ratificirt hatte. Aber dieselbe war bereits zu einem vollständig ohnmächtigen Schatten zusammengeschwunden. Auch bei den anderen Deutschen Regierungen fand die Statthalterschaft wenig Neigung den Krieg mit Dänemark ohne Preußen fortzusetzen. Der General Prittwitz, der in seiner Eigenschaft als Reichsgeneral den Rückzug nicht eher hätte antreten dürfen, als bis er von Frankfurt aus den Befehl dazu erhalten hatte, erklärte der Statthalterschaft, als dieselbe ihn aufforderte mit Rücksicht darauf seinen Rückzug zu sistiren, nunmehr mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit, das könne er nicht; er habe lediglich den Befehlen seines Kabinets zu gehorchen. Daß er das that, konnte man freilich längst wissen.

Noch vergingen einige Wochen, bis der Rückzug aus Jütland, aus Nord- und Mittel-Schleswig ins Werk gesetzt war. Die Statthalterschaft beabsichtigte Anfangs mit der Schleswig-Holsteinischen Armee wenigstens Süd-Schleswig besetzt zu halten und den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen, sobald die Lücken von Fridericia nur einigermaßen ausgefüllt werden konnten. Da aber setzte die Preußische Regierung wieder die alte bekannte Daumenschraube an: sie drohte den General Bonin und die anderen Preußischen Officiere sofort aus der Armee abzuberufen, wenn man sich nicht fügte. Diese Drohung wirkte wie ein Medusenhaupt auf die Statthalterschaft; wenn sie gleich den Waffenstillstand nicht ausdrücklich anerkannte, so beschloß sie sich ihm doch faktisch zu unterwerfen; sie gab die Befehle, daß die Schleswig-Holsteinische Armee auch Süd-Schleswig räume und über die Eider auf Holsteinischen Boden ging. Die Majorität der Landesversammlung, stets gefügig gegen den Willen der Regierung, gab ihre Zustimmung (8. August); vergebens hatte die Minorität dafür gekämpft, lieber Alles zu wagen, als Schleswig

Preis zu geben. So ward denn auch die Stadt Schleswig, wo bisher Regierung und Landesversammlung ihren Sitz gehabt hatten, in Folge des Waffenstillstandes geräumt; Alles, auch das General-Commando, übersiedelte nach Kiel.

Schon vorher, noch in Schleswig, war ein heftiger Sturm gegen den Departementschef für das Kriegswesen, Jacobsen, in der Landesversammlung losgebrochen. Warum war die Angelegenheit mit den fremden Officieren nicht längst regulirt? Warum hatten die Herzogthümer nicht, wie es im Frühjahr in Aussicht genommen war, eine Armee von 26—27,000 Mann gehabt, während der Effectiv-Bestand bei Fridericia nur 13—14,000 Mann betragen hatte? Warum hatte man die Freiwilligen- und Landwehr-Bewegung durch offene und geheime Ungunst im Sande verrinnen lassen? Warum war endlich noch keine Sorge dafür getragen, die seit 1848 völlig willkürliche Militär-Justiz gesetzlich zu regeln?

Für Alles dieses und noch Anderes ward der Kriegsdepartementschef Jacobsen verantwortlich gemacht, und wir hatten schon seit dem Herbst 1848 ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz. Der Antrag indeß, den Kriegsminister in Anklage zu versetzen, blieb mit 32 gegen 46 Stimmen in der Minorität. Von der Majorität, welche die Anklage abgelehnt hatte, erklärten noch 13 dem Centrum angehörige Mitglieder, daß ihr Votum kein Vertrauensvotum für den Kriegsminister bedeuten solle, daß sie vielmehr den schleunigsten Rücktritt und die Ersetzung desselben durch einen Mann von Fachkenntnissen und Energie für geboten hielten. So war der Departementschef Jacobsen zwar einer Anklage entgangen, aber nur mit genauer Noth und seine Stellung war so erschüttert, daß er nicht lange nachher seinen Posten wieder an den alten General Krohn abtrat. Der ehemalige Hardesvogt Jacobsen war ohne Zweifel ein Mann von dem reinsten Patriotismus — und das rettete ihn auch wohl vor der Anklage — allein von mäßiger Einsicht und großer Schwäche des Willens. Seine Hauptschuld war, daß er sich zu der Rolle hergab, nichts als eine Marionette des Generals Bonin zu sein.

Der General Bonin, den Jacobsen mit seiner Verantwortlichkeit deckte, trug ohne Zweifel in Wirklichkeit den größten Theil der Schuld, daß die Herzogthümer keine größere Armee hatten, wie sie dem Willen des Landes und seiner Vertreter entsprach. Ich lasse es dahin gestellt, ob auch bei ihm der politische Hintergedanke sich geltend machte, die Herzog-

thümer nicht zu selbständig werden zu lassen und sie wo möglich in steter Abhängigkeit von Preußen zu erhalten. War er doch selbst vor Allem Preußischer General. Möglich indeß, daß es nur rein militärische Gründe waren, welche den General einer zu großen numerischen Ausdehnung der Armee und einer Ausbildung des Landwehrsystems abgeneigt machten. Es war ohne Zweifel leichter, eine kleine Armee von 13—15,000 Mann auf die hohe Stufe taktischer Ausbildung zu bringen, wie sie den Absichten des Generals entsprach, als eine doppelt so große von 26—30,000. Dazu kam das Bedürfniß von Officieren, welches der General Bonin für eine so große Armee bei den ziemlich engherzigen Grundsätzen, die er bei Anstellungen befolgte, schlechterdings, wie er wohl wußte, nicht hätte befriedigen können. Bei den eingeborenen Schleswig-Holsteinern verlangte er nach Preußischem Muster für die Beförderung zum Officier einen ziemlich hohen Grad von Schulbildung, sie sollten die Secunda der Gelehrtenschulen — entsprechend den Preußischen Gymnasien — besucht haben, und so mußten Manche, die im stürmischen Drang des Jahres 1848 mit ins Feld gezogen und sonst ganz tüchtig waren, noch nachträglich Latein und Griechisch lernen und sich Prüfungen unterziehen, um den Anforderungen zu genügen, welche General Bonin an einen Officier stellte. Aus den Reihen der älteren Unterofficiere, welche natürlich so hohen wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügen konnten, mochte der General Bonin vollends keine Officiere entnehmen; und doch waren Leute darunter, die ihren Zug oder selbst ihre Compagnie im Felde eben so gut und besser hätten führen können, als Mancher, der mit der lateinischen Grammatik und selbst mit der Deutschen Orthographie besser Bescheid wissen mochte.*) Zu den hohen schulwissenschaftlichen Anforderungen, welche der General Bonin an die anzustellenden Officiere machte, kam dann das Postulat einer „guten“ Gesinnung; demokratische oder gar

*) Was übrigens die Deutsche Orthographie und Stylistik anbetrifft, so befanden sich manche Officiere der Schleswig-Holsteinischen Armee, von denen man Besseres hätte erwarten können, auf einem sehr gespannten Fuße mit den bekanntesten Regeln derselben; ich hatte Gelegenheit in meiner Eigenschaft als Redacteur, wenn Mittheilungen und Berichte an mich einliefen, hier ganz absonderliche Erfahrungen zu machen, und mußte nicht selten einen Brief, ehe ich ihn in den Druck gab, erst orthographisch und stylistisch durchcorrigiren. Und das betraf vorzugsweise fremde, nicht etwa in Schleswig-Holstein selbst gebildete Officiere, die der General Bonin auch wohl angenommen hatte, ohne ihre Qualification für Secunda näher zu untersuchen.

republikanische Grundsätze wollte er bei seinen Officieren nicht, und wer eine derartige politische Gesinnung kund gegeben hatte, ward nicht angenommen, mochte er sonst auch noch so große militärische Fähigkeiten besitzen. Zu dem Allen kam die beim General Bonin allerdings erklärliche Vorliebe für Preußische Officiere; von Deutschen, nicht Preußischen Officieren wurden auch wohl Einzelne angestellt, aber lange nicht so viel als man hätte haben können, wenn man sich namentlich schon seit 1848 ernstlich darum bemüht hätte. Der Kriegsminister Jacobsen machte selbst kein Hehl daraus, daß man, wenn man gewollt, zehn fremde nicht Preußische Officiere für einen hätte haben können; weshalb es unterblieben, sei die Besorgniß vor einer Collision mit den Preußischen Officieren der Armee. Der General Bonin fürchtete offenbar bei einer zu großen Anzahl nicht Preußischer Officiere für den damals allerdings stark dominirenden Einfluß seiner specifisch Preußischen militärischen Anschauungsweise. Von Preußischen Officieren waren aber nicht so viele zu haben, als man für eine doppelt so starke Armee gebraucht hätte. Kurz, es war aus mehr als einem Grunde erklärlich, wenn der General Bonin einer Vermehrung der Armee, wie sie das Interesse des Landes verlangte, abgeneigt war. Auch kann es nicht befremden, wenn er die definitive Regelung der Officiersfrage, sofern er selbst und ein großer Theil der Officiere ja nur zeitweise nach Schleswig-Holstein beurlaubt waren, möglichst lange hinauszuziehen bestrebt war. Nahm er doch in der Schleswig-Holsteinischen Armee, um von der ungleich besseren Dotirung zu schweigen, als General-Lieutenant die höchste Stellung ein, während er in der Preußischen Einer der jüngsten General-Majore war!*) Und ebenso rangirten fast alle andern Officiere in Schleswig-Holstein eine oder zwei Stufen höher, als sie es nach ihrer Charge in der Preußischen Armee gethan haben würden.

Die Haltung des Generals Bonin war somit erklärlich genug. Aber wenn auch der Departementschef Jacobsen schwach genug war, sich von Bonin bestimmen zu lassen, so hätte man wenigstens von der Statthalterschaft, als der höchsten Regierungsbehörde, erwarten sollen, daß sie

*) Um so mehr Anerkennung verdient es, daß Bonin nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mit richtigem Takt (am 20. Juli) seine Entlassung anbot. Die Statthalterschaft nahm sie indeß nicht an und behielt den General abermals aufs Ungewisse. Es ist wahrscheinlich, daß die Zurückziehung der Truppen über die Eider die Bedingung war, welche Bonin für sein ferneres Bleiben stellte.

vor Allem das Interesse des Landes befragt und seine Gebote rücksichtslos vollzogen hätte. — Aber was soll man dazu sagen, wenn sie nach allen Erfahrungen, die sie bereits gemacht hatte, namentlich auch über den guten Willen der Preußischen Regierung, doch noch auch nach dem Waffenstillstand von Berlin nicht weniger als acht Monate zauderte, um die so dringliche Angelegenheit mit den Preußischen Officieren zur definitiven Entscheidung zu bringen? — Und auch sonst geschah für die Kriegsrüstungen bei Weitem nicht das, was hätte geschehen können, wenn die Statthalterschaft nur halb die Energie besessen hätte, wie die großen Schöpfer der Preußischen Wehrkraft im Jahr 1813. Waren doch die Reserve-Bataillone noch im Frühjahr, als Willisen antrat, fast ganz ohne Officiere! —

XI.

Inzwischen gewann die Europäische Reaction von den 1848 verlorenen Bollwerken eines nach dem andern wieder.

Zwar, in Frankreich bestand noch dem Namen nach die Republik, aber seit December 1848 präsidirte ihr ein Napoleon, und an diesem inneren Widerspruch mußte sie voraussichtlich bald zu Grunde gehen. Schon im Sommer 1849 waren Französische Republikaner dazu verwandt, der Römischen Republik ein Ende zu machen. Der Erwählte des Französischen Volks vertrieb den Erwählten des Römischen Volks aus der ewigen Stadt und stellte das Pabstthum und mit ihm jahrtausendjährige Mißbräuche wieder her. Freilich die Wiederherstellung des Pabstthums und die Occupation Roms durch die Franzosen sollte für Louis Napoleon selbst nur die erste Stufe zum Kaiserthron bilden, den er sich auf den Trümmern der eigenen Republik zu errichten gedachte.

Oestreich hatte in diesem Jahr auf den Ebenen Oberitaliens zum zweiten Mal über Carl Albert von Sardinien gesiegt, und damit seine despotische Herrschaft in Italien auf neue zehn Jahre befestigt. Ungarn, welches im Frühjahr bereits so gut wie verloren war, ward ihm dann im Sommer durch Russische Hülfe und Görgey's Verrath wieder gewon-

nen. Wenige Tage nachdem die Schleswig-Holsteinischen Truppen über die Eider zurückgegangen waren, schloß Görgey, nachdem er schon lange seiner Regierung nicht mehr gehorcht hatte, mit den Russen die verrätherische Capitulation von Vilagos (11. August), durch welche er zwar das eigene Leben rettete, aber seine alten Waffengefährten an den Galgen und in die Kerker brachte, wenn es ihnen nicht gelang, in eine freudlose Verbannung zu entkommen. Der Fall Ungarns machte einen tiefen Eindruck in den Herzogthümern: man begann zu ahnen, daß auch hier ein ähnliches Schicksal bevorstehen könne.

Bereits war die Oestreichische Reaction wieder so erstarkt, daß sie sich auch um Deutschland kümmern zu können glaubte. Der Reichscentralgewalt in Frankfurt, welche bislang noch ein kümmerliches Schattendasein gefristet hatte, ward nunmehr officiell ein Ende gemacht; der Habsburgische Reichsverweser, Erzherzog Johann, der seine Rolle zu Oestreichs Gunsten gut genug gespielt hatte, legte im Oktober seine Gewalt nieder in die Hände einer von Oestreich und Preußen gemeinsam ernannten Interims-Commission. Noch wagte man nicht, sofort zum seligen Bundestag wieder zurückzukehren. Aber er erschien als drohendes Gespenst bereits wieder im Hintergrunde.

Ein ganz kleines Stück Reaction spielte inzwischen in unserer nächsten Nähe. Auch Hamburg hatte, wie damals fast alle Deutschen Groß- und Kleinstaaten, seine constituirende Versammlung gehabt und dieselbe hatte eine neue Verfassung für den alternden Freistaat beschlossen, welche unter Beseitigung von längst verknöcherten Institutionen dem frischen kräftigen Leben der Neuzeit entsprechende Formen des Gemeinwesens begründen sollte. Aber diese Neugestaltung, welche im Anzuge war, mußte den Anhängern des Hergebrachten, deren Interesse in Hamburg mehr wie sonst wo durch tausend kleine Verzweigungen mit den alten Zuständen verwachsen war, auf das Aeußerste widerstreben. Bereits verlautete von allerlei geheimen Machinationen, welche gegen das Zustandekommen der neuen Verfassung angesponnen wurden. Da kam der 13. August und brachte die Preußen nach Hamburg. Ein Preußisches Bataillon, welches auf dem Rückmarsch aus dem Norden die Stadt zu passiren hatte, ward insultirt und mit Steinwürfen angegriffen; die Truppen wehrten sich mit Schüssen, Kolben- und Bayonnetstößen; mehrfache schwere und leichte Verwundungen kamen vor. Ob der Krawall eine rein zufällige Entstehung hatte, ob er angestiftet war und von wem, ist niemals aufgehellt.

Thatsache ist, daß die Folgen desselben der Hamburgischen Reactionspartei außerordentlich zu Statten kamen. Denn alsbald ward von Berlin aus als Strafe für den Angriff eine zeitweilige Besetzung der Stadt Hamburg durch ein größeres Truppencorps decretirt. Es mochten gegen 6000 Mann sein, welche in den besten Gegenden der Stadt einquartiert wurden und es sich dort bei der soliden Hamburgischen Naturalverpflegung sehr wohl sein ließen. Natürlich war diese Truppenmacht eine sehr erwünschte Stütze für die Hamburgische Reaction, die auf ihre eigenen Kräfte beschränkt es nicht hätte wagen dürfen, der neuen Verfassung ernstliche Hindernisse zu bereiten. So aber trat sie bald genug mit dem Verlangen hervor, daß die neue Verfassung nicht etwa definitiv von der constituirenden Versammlung beschlossen, sondern von dieser mit den alten Gewalten, mit Senat und Bürgerschaft vereinbart werden sollte. Und als dann die constituirende Versammlung, wie sie mit Fug und Recht mußte, die Proposition einer Vereinbarung mit jenen Mächten verwarf, blieb, wie es von jener Seite beabsichtigt war, das ganze Verfassungswerk suspendirt und die Anhänger des Alten hatten die Genugthuung, abermals ein Jahrzehend ungestört im einträglichen Besitz der Gewalt bleiben zu können. Erst in den letztvergangenen Jahren hat dann endlich auch in dieser mächtigsten freien Stadt Deutschlands das gebieterische Bedürfniß einer Neugestaltung über das hartnäckige von unklarer Romantik und egoistischem Interesse getragene Festhalten des Alten einen dauernden Sieg erfochten.

Im Spätsommer und Herbst 1849 kamen eine Menge politischer Flüchtlinge durch Hamburg und Altona, von denen besonders die Ungarn auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregten. Es waren namentlich Officiere und Civil-Beamte aus der Festung Komorn, welche sich noch anderthalb Monate nach der Katastrophe von Vilagos gehalten und schließlich eine günstige Capitulation erlangt hatte, die wenigstens Leben und Freiheit der Besatzung sicher stellte. Die Officiere und höheren Ungarischen Beamten, welche in der Festung gewesen waren, mußten indeß das Land verlassen. Sie kamen bald nach Mitte Oktober durch Hamburg, wo sie sich einige Zeit aufhielten. Die Französische Republik (!) hatte ihnen die Durchreise und den Aufenthalt verweigert. Sie gingen später meist nach England und Amerika. In Hamburg lernte ich mehrere von ihnen kennen, und blieb mit dem Einen und dem Andern auch später noch in Verbindung. Der General Klapka machte entschieden den Eindruck einer

bedeutenden Persönlichkeit. Ein schönes männliches Gesicht, von dunkelem Haar und Bart eingefaßt, eine schlanke doch kräftige Figur, dabei eine maßvolle militärische Haltung, gab schon seiner äußeren Erscheinung etwas ungewöhnlich Anziehendes. Seine Ausdrucksweise war einfach, klar und bestimmt, wenn es der Gegenstand mit sich brachte, edel und voll Feuer aber ohne phrasenhafte Ueberschwenglichkeit. So hörte ich ihn namentlich bei einem großen Festessen, welches den Ungarn bald nach ihrer Ankunft von Hamburger und Altonaer Liberalen gegeben ward. Klapka war noch in dem jugendlichen Alter, in welchem der erste Napoleon seine großen Siege auf den Lombardischen Ebenen erfocht, und schon hatte er sich zu dem Rufe eines der fähigsten und glücklichsten Ungarischen Generale aufgeschwungen. Er war, nachdem er sich schon im Frühjahr und Sommer 1849 bei vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, nach Görgey's Abzuge von Komorn zum Commandanten der Festung ernannt. Noch zu Anfang August war ihm ein großer Schlag gelungen; er hatte das vor der Festung aufgestellte Oestreichische Cernirungscorps überfallen und vollständig gesprengt. Bereits fürchtete man in Wien seine Colonnen über die Oestreichische Grenze rücken zu sehen, da setzte die Nachricht von dem durch Görgey's Verrath und Bems Niederlagen herbeigeführten Ende der Ungarischen Sache seiner Siegeslaufbahn ein Ziel. Er zog sich nach Komorn zurück und übergab die Festung dann nicht eher, als bis man ihm und den Seinigen Freiheit und Leben verbürgt hatte. Sonst hätte er wahrscheinlich das Loos seiner gehängten oder erschossenen Kameraden getheilt. Den Gegensatz zu Klapka, schon in der äußeren Erscheinung, bildete Uihazy, der Civil-Commissär von Komorn, ein schon bejahrter Mann mit grauem Kopf, aber voll jugendlichen Feuers und schwungvoller Beredsamkeit. Einen sehr angenehmen und liebenswürdigen Eindruck machte auf mich ein Adjutant Klapka's, der Oberst-Lieutenant Mednyansky; er verband mit einem feinen und dabei anspruchslosen Auftreten eine sehr gediegene Bildung und einen, wie ich glaube, festen und zuverlässigen Charakter. Von seiner Feder rührt eine kleine Skizze über Klapka her, welche das Feuilleton der Norddeutschen Freien Presse damals brachte. Ich kam noch später mehrfach mit ihm in Berührung. Weniger sagte mir der Oberst Bangya zu; abgesehen von einem ziemlich prätentiösen Benehmen, hatte er in seinem Blick ein gewisses unstetes, lauerndes Etwas, was mich stets von vornherein abstößt und mit Mißtrauen erfüllt. Daß dasselbe auch hier nicht unberechtigt war, hat später die überaus

zweideutige Rolle gezeigt, welche Bangya im Orient während des Krimm-Krieges gespielt hat. Die Ungarischen Officiere waren zum Theil sehr junge Männer. Als einer der jugendlichsten ist mir der Hauptmann Lapinski, ein geborner Pole, in der Erinnerung; er mochte wenig über zwanzig Jahre zählen und hatte doch schon unter Görgey mit Auszeichnung eine Batterie geführt. Er veröffentlichte während seines längeren Aufenthaltes in Hamburg eine kleine interessante Schrift über den Ungarischen Krieg, aus der man zuerst Genaueres über den Rückzug Görgey's von Komorn bis Vilagos und seine schon lange angeknüpften Unterhandlungen mit den Russen erfuhr. Neuerdings las ich Lapinski's Namen wieder. Nachdem er längere Zeit unter dem Namen Tefik-Bey unter den Bergvölkern des Kaukasus gegen seine Erbfeinde, die Russen, gekämpft, eilte er auf die Kunde von dem neuesten Polnischen Aufstand nach England, und commandirte als Chef die dort ausgerüstete Expedition, welche an der Küste von Kurland landen sollte, indeß nur bis Malmö gelangte.

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Ungarischen Emigranten war der Baron Beyer, der Deutschen Lesewelt vor zwanzig Jahren bekannter unter seinem Schriftstellernamen Rupertus, Verfasser von „Allerlei Rauh“ und anderen belletristischen Erzeugnissen der Art. Er war ein geborener Preuße, wenn ich nicht irre, und hatte sich während des dritten und vierten Jahrzehends unseres Jahrhunderts längere Zeit unter den geistreichen Roués der Preußischen Hauptstadt bewegt. Auch dem Hoffmann-Devrient'schen Kreise stand er nahe und war unerschöpflich an Schnurren und Geschichten, wenn er auf jene Zeit zu sprechen kam. Später hatte ihn das Schicksal nach Oestreich geführt, und endlich hatten die Reize einer Ungarin den bereits ziemlich bejahrten Mann gefesselt. Das mochte auch der Grund sein, daß er sich der Sache Ungarns anschloß. Er war im Jahre 1848 Commandant der kleinen Festung Leopoldstadt gewesen, die sich bald genug an die Oestreicher ergeben mußte. Es ging ihm wie manchen bedeutenderen Leuten: er that sich am meisten auf Etwas zu Gute, worin er am wenigsten sattelfest war. Er spielte gern den Militär und ergriff, wenn er konnte, die Gelegenheit, sich in seiner Ungarischen Uniform zu zeigen. Solche kleine Eitelkeit übersah man indeß gern, denn er hatte viel erlebt und wußte gut zu erzählen. Leider unterbrachen starke asthmatische Beschwerden nicht selten den Fluß seiner Rede. In Hamburg wohnte er anfangs eine Zeitlang nicht weniger als vier Treppen hoch im Hôtel de l'Europe; ich begriff nicht, wie der Mann

bei seiner Engbrüstigkeit dort hinauf kam. Freilich, „der Finanznoth blasse Sorge" mochte ihn dazu zwingen. Später zog er mit Frau und Kind nach Altona, wo ich ihn häufiger sah. Das Feuilleton der Norddeutschen Freien Presse brachte unter Anderem ein kleines Gedicht von ihm: „Der Christbaum des Husarenkindes", welches viel Beifall fand und mehrfach in Musik gesetzt ward. Beyer starb bereits in einem der nächsten Jahre in Brüssel, wohin er sich von Altona begeben hatte.

Eines Morgens, als ich ihn — noch in Hamburg — besuchte, fragte er mich, ob ich mit zu dem Lever des Fürsten (oder Grafen) Esterhazy gehen wolle, der sich damals gleichfalls flüchtig in Hamburg aufhielt.*) Um auch die aristokratischen Spitzen der Emigration kennen zu lernen, sagte ich zu. Beyer führte mich ein und stellte mich vor; wir fanden dort einen Kreis von etwa einem Dutzend Personen; der Fürst, mit einem rothen Türkischen Fez auf dem Kopfe, machte sehr herablassend die Honneurs. Ich machte die Bemerkung, daß man dem Fürsten, trotzdem derselbe sich um die Ungarische Sache gar keine so überaus großen Verdienste erworben hatte, doch mit einer sehr tiefen Devotion begegnete, und selbst solche Mitglieder der Emigration, die sonst sehr demokratische Reden führten, wie unter Anderen mein Freund Beyer, verbeugten sich vor dem Ungarischen Magnaten einige Zoll tiefer als vor anderen Leuten. Da die Unterhaltung sehr fade und langweilig war, so ergriff ich bald eine Gelegenheit mich zu empfehlen.

Von den Ungarischen Officieren wandten sich Manche an mich mit dem Ersuchen, ihnen zum Eintritt in die Schleswig-Holsteinische Armee behülflich zu sein. Ich hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ich dabei gar nichts thun könne, da unsere Regierung oder genauer gesprochen, der General Bonin, niemals Officiere anstellen würde, die einer revolutionären Sache, wie die Ungarische, gedient hätten. Sie meinten freilich, sie hätten eben so gut für das alte Recht, für Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes gekämpft, als die Schleswig-Holsteiner für die des ihrigen, und ich gab ihnen darin natürlich vollständig Recht, machte ihnen aber bemerklich, daß unsere Statthalterschaft und namentlich das Armee-Obercommando anders hierüber denke und jedenfalls schon aus politischen Rücksichten nicht wagen werde, aus der Ungarischen Revolution

*) Ich weiß nicht mehr, welcher Esterhazy es war; es giebt bekanntlich viele des Namens.

bekannte Officiere anzustellen. Wäre allerdings die Statthalterschaft nicht in so vielen Rücksichten auf die Kabinette, auf den General Bonin und die Preußischen Officiere u. s. w. befangen gewesen, Rücksichten, die dem Lande später doch nichts genützt haben, so hätte sie damals im Herbst 1849 eine sehr gute Gelegenheit gehabt, aus den Ungarn für die Schleswig-Holsteinische Armee eine Anzahl kriegserfahrener höherer und niederer Officiere zu gewinnen, welche unserer Sache dann mit Leib und Seele angehört haben würden. Es waren unter der Emigration allerdings auch viel mittelmäßige und manche ganz unbrauchbare und schlechte Elemente, aber man hatte ja die Auswahl.

Außer den Ungarn waren schon seit dem Sommer viele an dem Pfälzischen und Badischen Aufstande betheiligte Flüchtlinge über Hamburg und Altona gekommen. Sie waren zum Theil von Mitteln entblößt, und da es meistens galt, sie schleunig nach England weiter zu schaffen, weil sie auch bei uns im Bereich der festländischen Polizei waren, so mußte die Aufbringung von Geldmitteln zu diesem Zweck in ausgedehnterer Weise organisirt werden. Gewöhnlich kamen sie zu mir mit dem Ersuchen um Unterstützung und Weiterbeförderung. Bei den zahlreichen Anforderungen dieser Art reichten natürlich meine Privatmittel nicht weit, doch fand ich stets sowohl bei politischen Parteigenossen in Hamburg und Altona, als bei vermögenden Männern keiner bestimmt ausgeprägten Parteirichtung, die aber ein menschlich fühlendes Herz hatten, eine ausreichende Unterstützung meiner Bemühungen. Um so mehr erfüllte es mich mit Unwillen, wenn der Versuch gemacht ward, meinen Einfluß und die offene Börse Anderer zu mißbrauchen. Es trieben sich damals eine Menge Subjecte umher, welche aus der Speculation auf die Theilnahme, die den politisch Verfolgten zu Theil ward, ein einträgliches Gewerbe zu machen bestrebt waren. Es hatte oft seine Schwierigkeiten, hier immer sogleich das Richtige durchzusehen, namentlich wenn ihre Lage angeblich der Art war, daß Gefahr im Verzuge war. Im Allgemeinen hatte ich indeß durch die viele Uebung einen ziemlich scharfen Blick für solche Verhältnisse gewonnen, und meine genaue Kenntniß von dem Verlauf der Ereignisse in Ungarn, Sachsen, Baden und der Pfalz, von Personen und Dingen, Daten und Orten, welche in Betracht kamen, setzte mich meistens in den Stand, Betrüger und Schwindler, die sich für hülfsbedürftige politische Flüchtlinge ausgaben, durch ein paar kurze Fragen zu entlarven. Ein paar Mal bin ich allerdings doch getäuscht; aber der Aerger darüber

wurde reichlich aufgewogen durch das Bewußtsein, in ungleich den meisten Fällen wirklich Bedürftigen geholfen, und Einigen vielleicht Leben und Freiheit gerettet zu haben.

Außer den Beisteuern für bei uns verborgene oder durchreisende Flüchtlinge hatte ich durch die Presse auch die öffentliche Theilnahme für diejenigen anzuregen, welche im Exil, sei es in der Schweiz, sei es in Belgien oder England, in Noth und Bedrängniß geriethen, nachdem sie im Vaterlande für den Muth und die Beharrlichkeit, mit der sie für die Freiheit und Einheit Deutschlands eingetreten waren, von den reactionären Gewalten mit Bann und Acht verfolgt wurden. Dazu gehörten namentlich viele Mitglieder der ehemaligen Deutschen Reichsversammlung, insbesondere aus der Zahl derer, die sich an den Beschlüssen des Stuttgarter Rumpfparlaments betheiligt hatten. Ziemlich bedeutende Summen kamen für diese verbannten Kinder des Deutschen Bodens zusammen, freilich lange noch nicht genug, um ihre Zukunft in der Fremde dauernd sicher zu stellen.

Zu alledem kamen speciell in den Herzogthümern beständig neue Anforderungen für die eigene Sache des Landes. Ich habe hier nicht die beträchtlichen Steuern und Lasten aller Art im Auge, welche durch gesetzliche Feststellung von der Staatskasse zu Kriegszwecken erhoben wurden; ich will hier nur an die bedeutenden freiwilligen Beisteuern erinnern, welche in den Erhebungsjahren, so zu sagen beiher, theils für Kriegszwecke im Allgemeinen, theils für bestimmte patriotische Zwecke gebracht wurden. Die Opferwilligkeit war eine große und anhaltende, und dabei, wie es die Art dieses Volkes ist, sprach man nicht viel davon: man betrachtete es als selbstverständlich, daß Opfer, schwere Opfer gebracht werden mußten, und man brachte sie still und ohne viel Aufhebens. Wie manche Familie gab es, auf welcher der alle Erwerbsverhältnisse hemmende Druck der Kriegsjahre schwer lastete, und doch war immer noch etwas übrig, wenn es eine freiwillige Beisteuer für einen patriotischen Zweck galt! Wie mancher Thaler ist durch meine Hände gegangen von Personen, die sich das Geld mit saurer Mühe und Arbeit, mochte sie körperlicher oder geistiger Art sein, verdienen mußten! Die Herzogthümer hatten in runder Summe etwa 900,000 Einwohner, von denen mehr als 100,000 abgerechnet werden mußten, deren Sympathien Dänemark zugewandt waren. Die übrig Bleibenden, kaum 800,000 bestritten fast drei Jahre lang den Krieg für eigene Rechnung, verpflegten zwei Som-

mer hindurch noch eine große Reichsarmee und hatten doch für außerordentliche freiwillige Beisteuern immernoch etwas übrig. So beliefen sich beispielsweise die freiwilligen, in die Staatskasse geflossenen Geldbeiträge, für die Zeit vom 24. März bis 31. December 1848, auf 107,000 Mark*), für die bedrängten, entsetzten und vertriebenen Schleswiger kamen im Winter $18^{49}/_{50}$ gegen 100,000 Mark durch freiwillige Beiträge zusammen; verhältnißmäßig hohe Beisteuern wurden für den Invalidenfond gezeichnet, durch dessen Begründung sich namentlich einige Bürger der Stadt Altona große Verdienste erwarben. Daneben gingen einzelne kleinere Sammlungen für die Verwundeten bestimmter Schlachten oder Lazarethe, auch wohl für einzelne Personen, so einmal für einen erblindeten Dragoner, ein andermal für einen beim Sturm auf Friedrichstadt durch beide Hände geschossenen Tapferen. Die Sammlungen für die Flotte waren, angeregt namentlich durch Professor Johannes Christiansen und Ludwig Roß, in den Herzogthümern schon bald nach ihrer Erhebung in Schwung gekommen. Auch das Taucherschiff Bauers, welches aus einer Kieler Eisengießerei hervorging, war zum Theil aus freiwilligen Beiträgen erbaut. Leider konnte es später die versprochenen Dienste gegen die Dänischen Schiffe nicht leisten; mochten Fehler in der Construktion oder Ungeschick oder gar böser Wille der Mitwirkenden die Ursache sein, es ging bei der Probe auf den Grund und der Erfinder Bauer rettete nur mit Noth das Leben.

Die allgemeine Stimmung in den Herzogthümern war auch im Winter 1849/50 immer noch fest und entschieden; man fürchtete einen faulen Frieden mehr als den Krieg; aber die sorglose unbefangene Heiterkeit des vorigen Winters war es doch nicht mehr. Zwar gab es auch jetzt noch Bälle, Gesellschaften und Vergnügungen aller Art, aber die kommenden Dinge warfen doch bereits ihren Schatten voraus. Ein nachdenklicher Ernst lagerte auf den Gemüthern: würde die Reaction, nachdem sie allenthalben gesiegt, vor dem guten Recht der Herzogthümer Halt machen? —

*) $2^1/_2$ Mark Courant = 1 Thlr. Preußisch.

XII.

Der Anfang des Jahres 1850 brachte mich in die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung.

Schon im vergangenen Sommer war ich einmal aufgefordert, mich um eine damals in Altona freigewordene Abgeordnetenstelle zu bewerben. Ich lehnte es indeß damals noch ab, weil die Verhältnisse der Redaction und zum Theil auch der Expedition meine längere Abwesenheit nicht füglich gestatteten. Ohnehin waren Theodor Olshausen und unser Mitarbeiter Hedde bereits Mitglieder der Landesversammlung. In den letzten Tagen des Jahres erhielt ich indeß von Rendsburg aus eine dringende Aufforderung, die Candidatur für eine der beiden dortigen Abgeordnetenstellen anzunehmen, welche durch die Ernennung des früheren Inhabers, des Auditeurs Brackel, zum Aktuar in Neumünster soeben erledigt war. Ich hatte zwar noch manche Bedenken, ob sich die Uebernahme einer Stellung als Abgeordneter mit meinen Pflichten als Redacteur vereinigen lasse. Allerdings konnte ich einen Theil der Redaction, namentlich für die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten auch von Kiel aus besorgen; der Winter, wo es keinen Krieg gab und die Ereignisse einen mehr ruhigen Gang einhielten, gestattete meine Abwesenheit eher, und die Beziehungen und Verhältnisse unseres Blattes waren bereits fest genug geworden, um auch ohne mich zeitweilig in dem regelrechten Gleise zu bleiben. Dennoch blieben manche gewichtige Bedenken für mich, welche aus der Natur der beiden so zu vereinigenden Stellungen resultirten. Da es indeß auch von Olshausen und anderen politischen Parteigenossen gewünscht ward, so nahm ich die Candidatur an. Den Ausschlag gab, daß, wenn ich nicht annahm, entweder eine große Zersplitterung der Stimmen unserer Partei oder die Wahl einer Persönlichkeit von sehr zweideutigem Charakter zu befürchten stand.

Ich reiste also persönlich nach Rendsburg hinüber, um mich dort mit einigen einflußreichen Personen unserer Partei zu besprechen. Zugleich stellte ich mich in den beiden Bürgervereinen und dem Arbeiterverein vor, indem ich kurz meine Anschauungen über die gegenwärtige politische Lage und das was uns Noth that entwickelte. Als ich wieder abreiste, konnte

ich bereits die Ueberzeugung mitnehmen, daß meine Wahl dort gesichert sei. Ein unvorhergesehener Vorfall kam meiner Candidatur noch in außergewöhnlicher Weise zu statten. Der Gouverneur der Festung, General Graf Baudissin, auf dem Schlachtfelde einer unserer bravsten Officiere, ließ sich im politischen Parteieifer hier zu einem großen Mißgriff verleiten. Er ließ die Plakate, in denen die Vereine Bürger und Soldaten zu meiner Wahl aufforderten, abreißen und die Plakaten-Anhefter verhaften. Dieser unbesonnene, durch den Inhalt der Plakate durchaus nicht zu motivirende Schritt erregte einen allgemeinen Sturm des Unwillens und die Verhafteten mußten auf Andringen der städtischen Behörden alsbald wieder freigelassen werden.*) Es war nur natürlich, daß dieser unüberlegte Gewaltstreich gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte, als man von demselben erwartet hatte. Die allgemeinen Sympathien wandten sich mir nun womöglich in noch höherem Grade als früher zu, und auch unter der militärischen Besatzung der Festung war das Selbständigkeitsgefühl stark genug, um sich keinen Candidaten von oben herab octroyiren zu lassen. Als meine Gegner waren aufgestellt, anfangs der General Krohn, Chef des Kriegsdepartements, und als man während der Wahl sah, daß derselbe nicht durchzubringen sein werde, der sonst nicht unbeliebte Festungsgouverneur General Graf Baudissin. Aber bei der am 7. und 8. Januar in Rendsburg vorgenommenen Wahl ward ich mit einer überwältigenden Majorität gewählt. Meine beiden hochgestellten Gegner zusammengenommen hatten nicht so viel Hunderte von Stimmen als ich Tausende; General Krohn hatte 105, General Baudissin 74, ich 2163 Stimmen. Gewiß ein seltenes und für die allgemeine Stimmung bezeichnendes Resultat, namentlich wenn man bedenkt, daß die Abstimmung bei uns eine öffentliche war, und daß ein großer Theil der für mich stimmenden Wähler aus Militär-Personen bestand.

Am 10. Januar begab ich mich nach Kiel und trat sofort in die Landesversammlung ein. Es war noch die erste sogenannte constituirende, welche im Sommer 1848 nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählt, damals das Staatsgrundgesetz für die Herzogthümer beschlossen hatte. Es war mit einigen wenigen Ausnahmen so ziemlich Alles darin, was

*) Die Plakate lauteten: „Soldaten! — Mitbürger! — Wählt mit uns Otto Fock, den Redacteur der Norddeutschen Freien Presse! — Der Neuwerker Bürgerverein und der Arbeiterverein zu Rendsburg. Das Wahlcomité. (Folgten die Unterschriften.) —

die Herzogthümer an Capacitäten besaßen, und außerdem eine weniger durch hervorragende politische Befähigung als durch Patriotismus und guten Willen ausgezeichnete Masse von Abgeordneten, welche mehr oder weniger unselbständig der Leitung der Parteiführer folgten. Der allgemeine Charakter dieser Versammlung, welche gewöhnlich aus etwa 80 bis 90 Mitgliedern bestand, obwohl sie eigentlich deren über 100 zählte, war ein vorwiegend conservativer, und es verdient dies um so mehr hervorgehoben zu werden, als dieselbe aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen war. Sie war so conservativ, daß sie das allgemeine Stimmrecht, dem sie selbst ihre Entstehung verdankte, in dem Wahlgesetz, nach welchem die zukünftige ordentliche Landesvertretung gewählt werden sollte, wieder abschaffte oder doch durch Verbindung mit dem Census-System wesentlich beschränkt hatte. Ihren Hauptstamm bildeten Beamte, Administrativ- und Justiz-Beamte in Diensten des Staats oder der Communen, dann größere und kleinere Landbesitzer, Advokaten und Pastoren, resp. Candidaten; dazu kamen dann einige Kaufleute, ein paar Handwerker, einige Professoren der Universität, einige Schullehrer, ein paar Rentiers und ein paar Militärs.

Die Regierung ward in dieser Versammlung durch die Departementschefs vertreten, von denen wenigstens Einige zugleich zu Mitgliedern der Landesvertretung gewählt waren. Es waren dies von Harbou, Departementschef für das Aeußere und den Cultus, Boysen, Departementschef für das Innere, Francke, Departementschef für die Finanzen, und Rathgen, Departementschef für die Justiz. Der Chef des Kriegsdepartements General Krohn war nicht Mitglied der Versammlung, hatte indeß als Regierungsmitglied das Recht, anwesend zu sein und gehört zu werden. Er setzte durch die parlamentarischen Blunders, die er machte, seine Collegen nicht selten in Verlegenheit, besaß übrigens unter dem Anschein einer biederen Offenherzigkeit, welche das Herz stets auf der Zunge trägt, eine ganz respectable Dosis natürlicher Schlauheit. Seine Verwaltung des Kriegsdepartements wollte man nicht gerade loben; man sagte, daß in seinen Bureaus nicht immer die strengste Ordnung herrsche und daß oft mehr gebraucht ward als nöthig gewesen wäre. Dies ist indeß ein Fehler, dem eine Militär-Verwaltung namentlich in Kriegszeiten überall leicht verfällt; und zur Entschuldigung des Generals Krohn diente außerdem, daß er ein schon bejahrter Mann war, für den die bei uns mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpfte Verwaltung des Kriegsdepar-

tements offenbar eine zu schwere Last war. Die Landesversammlung verfuhr aus diesem Grunde meistens sehr nachsichtig mit dem alten Veteranen!

Von den übrigen oben genannten Departementschefs zeigte Niemand eine hervorragende parlamentarische Befähigung, die ihn in den Stand gesetzt hätte, die Rolle eines Englischen Führers des Unterhauses in unserer Versammlung zu übernehmen. Herr von Harbou, vor 1848 als Rath Mitglied der sogenannten Schleswig-Holsteinischen Regierung in Schleswig, stand mit seinen sehr conservativen politischen Ueberzeugungen auf der Rechten; er sprach öfter, aber die Monotonie und geschäftsmäßige Trockenheit seiner Vorträge, die sich zudem stets in ziemlich engen Grenzen bewegten und eine übermäßige diplomatische Zurückhaltung beobachteten, ließ ein lebhafteres Interesse nicht aufkommen. Der frühere Landvogt Boysen, der Chef des inneren Departements, war ein Mann von humanem, mildem Wesen und, wie ich denke, kein unfähiger Kopf, aber er war kein Redner und griff wenig in die Debatte ein. Der Departementschef der Finanzen Francke gehörte zu den praktischen Männern, die in allen Sätteln gerecht sind. Als später Herr von Harbou resignirte, übernahm er zu den Finanzen auch noch das Auswärtige, und ich glaube, er hätte auch Krieg und Cultus nicht zurückgewiesen, wenn Noth am Mann gewesen wäre. Für die Finanzen befähigte ihn namentlich seine frühere Carrière in der General-Zollkammer in Kopenhagen, wo er Gelegenheit gehabt hatte, sich gründlich mit den finanziellen Hülfsquellen der Herzogthümer bekannt zu machen. Er galt für einen tüchtigen Verwaltungsbeamten, der etwas streng auf den Dienst sah und seine Untergebenen mitunter nicht allzu höflich behandelte, aber dafür auch seine Bureaus in der besten Ordnung hatte. Leider war Francke kein Mann von schöpferischen Ideen und energischer Initiative; hätte er einen genialen Staatsmann von dem Schlage der Stein, Hardenberg und Scharnhorst zur Seite oder über sich gehabt, so würde er als ausführende Hand namentlich auf dem finanziellen Gebiet vortrefflich an seinem Platz gewesen sein. Zum Leiter einer parlamentarischen Partei fehlte ihm gleichsehr Anlage, Neigung und Geschick; als Redner war er nicht von Bedeutung und für die Debatte war er nur da von Gewicht, wo es fachliche Auseinandersetzungen galt. Ueber die Fähigkeiten des Departementschefs Rathgen enthalte ich mich des Urtheils. Er war Niebuhrs Schwiegersohn und bis 1848 in der sogenannten Schleswig-Holsteinischen Kanzlei in Kopen-

hagen angestellt gewesen. In der Landesversammlung trat er, wenigstens seit ich Mitglied derselben war, sehr in den Hintergrund; wahrscheinlich war er schon damals leidend, wie er denn auch einige Monate später aus Gesundheitsrücksichten seinen Posten aufgab.

Der permanente Präsident der Landesversammlung war der Advokat Bargum. Wer ohne mit den Verhältnissen näher vertraut zu sein, gesehen hätte, wie dieser Name bei jeder erneueten Präsidentenwahl einstimmig oder nahezu einstimmig aus der Urne hervorging, der hätte glauben mögen, daß der stets aufs Neue Gewählte in ganz besonderem Sinne der Mann des Vertrauens der Schleswig-Holsteinischen Landesvertretung gewesen sei. Und doch galt dieser Vertrauensbeweis nicht seinem politischen Charakter — als solcher stand er vielmehr bei keiner Partei in hohem Ansehn — sondern lediglich dem parlamentarischen Geschick, mit dem er die Debatte zu leiten verstand, und wer jemals Mitglied einer größeren parlamentarischen Versammlung gewesen ist, der wird wissen, von welchem unberechenbaren Werth eine tüchtige und gewandte Leitung der Verhandlungen für dieselbe ist. Die Gabe einer solchen besaß nun allerdings Bargum in ausgezeichnetem Grade; er handhabte die Geschäftsordnung mit außerordentlicher Leichtigkeit; seine Resumés zeichneten sich durch Klarheit und Uebersichtlichkeit aus; die schwierigsten und verwickeltsten Fragestellungen entwirrte er mit großer Präcision und nur selten gab er der Versammlung oder den einzelnen Fraktionen durch nicht ganz unparteiische oder sonst ungeeignete Entscheidungen Anlaß zu Remonstrationen.*) Es ging unter seiner Leitung Alles prompt und rasch vorwärts, und das war es, was die Versammlung durch seine stets erneuerte Wiederwahl anerkannte. Er sprach fließend und glatt, wie seine ganze Erscheinung war. Sein Gebiet war das Formelle und Geschäftliche; da lag seine Stärke; ein tieferes Eindringen in das Innere schwieriger politischer Fragen war nicht seine Sache; am wenigsten glückte es ihm, wo er ideale Gesichtspunkte heranzuziehen und seiner Rede dadurch einen höheren Schwung zu geben versuchte. Trotz aller äußeren Glätte und untadelhaften Form derartiger Ergüsse hatte der Zuhörer bei und nach denselben immer das Gefühl innerer Leere.

Was die Versammlung selbst betrifft, so besaß sie im Großen und

*) Erst in der letzten Zeit kamen dieselben mehrfach vor und wurden Anlaß, daß Bargum bei den Präsidentenwahlen einige Stimmen verlor.

Ganzen bereits ein leidliches Maß parlamentarischer Routine, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß eine bedeutende Anzahl ihrer Mitglieder bereits früher Jahre lang in der alten Holsteinischen oder Schleswig'schen Ständeversammlung eingeschult war. Als parlamentarische Capacitäten ersten Ranges konnten indeß vielleicht nur sehr wenige bezeichnet werden, wenigstens wenn man einen irgend wie strengen Maßstab anlegte. Denn das Höchste ist für ein Mitglied einer parlamentarischen Versammlung stets eine Vereinigung von starker politischer Ueberzeugung, von klarem logischen Denken gepaart mit ausgedehnter Sachkenntniß, und endlich von der Gabe einer kräftigen und eindringlichen Beredsamkeit. Nur Wenigen ist es gegeben, diese Eigenschaften in harmonischer Ausbildung und Durchdringung zu besitzen. Meist herrscht das Eine oder das Andere vor, und so gab es auch in der Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung Viele, welche jene Vereinigung parlamentarischer Eigenschaften nur auf sehr unvollkommene Weise verwirklichten. Die Einen hatten zwar die festeste Ueberzeugung, aber ihnen fehlte die logische Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens, und damit der weite politische Blick; die Andern hatten wohl die ausgebreitetste Sachkenntniß, namentlich soweit die Verhältnisse des eigenen Landes in Betracht kamen, aber es fehlte ihnen an der festen Unterlage einer unerschütterlichen politischen Ueberzeugung, oder es fehlte ihnen auch an der Gabe der Darstellung durch die Rede. Manche endlich wußten leidlich gut zu sprechen, wenigstens was die äußere Form der Rede anbetrifft, aber es fehlte ihnen Eines oder das Andere der mehr innerlichen Erfordernisse der Ueberzeugung, des Denkens oder des Wissens.

Und doch ist selbst die Beredsamkeit ohne diese innerlichen Erfordernisse stets nur eine sehr unvollkommene und ungenügende. Der große Redner, dessen Worte die Zuhörer elektrisiren und mit fortreißen, kann jene Eigenschaften des Charakters und Verstandes gar nicht entbehren. Denn wenn es doch die Hauptaufgabe des Redners ist, in seinen Zuhörern Ueberzeugungen hervorzurufen, die sie zu einem bestimmten Handeln bestimmen sollen, wie will er diese Aufgabe mit Erfolg lösen, wenn es ihm selbst an einer festen Ueberzeugung gebricht? Mag auch die Form der Darstellung noch so glatt und schön sein, man wird es stets durchfühlen, daß nichts dahinter ist, und sie wird so ihres Eindrucks verfehlen. Eine in der Form holperige und rauhe Rede wird, wenn sie von einer lebendigen kraftvollen Ueberzeugung getragen ist, viel mehr wirken, als

ein schönrednerisches Produkt jener Gattung, bei dem man immer das Gefühl hat: „Worte, Herr, nichts als Worte!“ Freilich, mit der Ueberzeugung allein ist es nicht gethan; wenigstens den großen Redner macht sie nicht allein. Das klare folgerichtige Denken und eine breite Grundlage realer Kenntnisse muß hinzukommen. Fehlt das Erstere, treten die vorgetragenen Gedanken unklar und confus auf, so wird der Zuhörer verwirrt und giebt es bald auf dem Redner zu folgen. Fehlt das Andere, so verliert sich die Rede nur allzu leicht ins Phrasenhafte und Unbestimmte; man hat das Gefühl, als wenn man ein schönes Schaugericht sieht, ohne etwas in den Magen zu bekommen.

Viel zu wenig ward von den meisten Rednern der Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung auf eine künstlerische Abrundung und Geschlossenheit des Vortrags gegeben. Eine Rede soll, wenigstens wenn sie auf Vollendung Anspruch macht, ein organisch gegliedertes Kunstwerk sein, in welchem nichts zu viel und nichts zu wenig ist und jedes Einzelne seinen bestimmten Platz und seine bestimmte Beziehung auf den Zweck des Ganzen hat. Dieser Zweck soll immer der sein, in den Zuhörern eine bestimmte Ueberzeugung hervorzurufen und sie dadurch zum Handeln oder Unterlassen in einer bestimmten Richtung zu veranlassen. Auf diesen Zweck soll jeder Gedanke, ich möchte sagen, jedes Wort hinwirken; was ihn nicht fördert, das ist vom Uebel und soll fortbleiben. Aber die knappe markige Gedrungenheit der Rede gehörte meistens nicht zu den Vorzügen der Redner unserer Landesversammlung; Viele liebten es sich in einer gewissen naturwüchsigen Breite zu ergehen, welche eher an einen Katheder-Vortrag, als an eine Parlamentsrede erinnerte. Auch auf die Anordnung und Gruppirung des Stoffs ward durchschnittlich zu wenig Mühe verwandt; und doch hängt der Eindruck einer Rede, von dem inneren Gehalt abgesehn, namentlich auch davon ab, daß das Interesse des Zuhörers bis zum Schluß nicht blos mühsam rege erhalten wird, sondern sich steigert. Daher ist ein Fortschreiten zum Stärkeren nothwendig: die schlagendsten Gedanken, die gewichtigsten Argumente bringe man gegen den Schluß der Rede, wie eine auserlesene Reserve, die dann Alles, was den vorausgegangenen Angriffen noch Stand gehalten hat, unwiderstehlich vor sich niederwirft. Wer sein bestes Pulver zuerst verschießt, wird das Interesse der Zuhörer nicht wach erhalten können. Und der gefährlichste Feind eines Redners ist stets die Langeweile seines Auditoriums.

Die meisten Redner, welche sich an der Debatte zu betheiligen pflegten, hatten Uebung genug, um frei oder größtentheils frei zu sprechen. Nur hier und da ward einmal ein Versuch gemacht, aufgeschriebene Vorträge abzulesen, indeß meist vom Präsidenten inhibirt. Mit vollem Recht, denn es giebt nichts, was dem lebendigen Pulsschlag der Verhandlungen gefährlicher wäre, als solches Ablesen vorher ausgearbeiteter Vorträge. Selbst das Memoriren derselben taugt nichts. Ich habe niemals, wenn ich sprechen wollte, ein Wort vorher aufgeschrieben, oder Aufgeschriebenes memorirt. Allerdings dachte ich mir genau durch, was ich sagen wollte, besonders Gedankengang und Reihenfolge, und das ist nothwendig, wenn man einen bestimmt gegliederten, logisch geordneten Vortrag halten will; für entscheidende Stellen, namentlich für den Eingang, an den Hauptübergangsstellen und vor Allem für den Schluß stellte ich sogar die Ausdrucksform bis auf einzelne Satzwendungen und Worte voraus im Gedanken fest; aber das war auch Alles; die volle Ausführung brachte immer erst der Moment des Sprechens.

Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Debatte ward in unserer Versammlung sehr dadurch gefördert, daß man nicht nach Französischer Sitte von der Tribüne, sondern nach Englischer vom Platz sprach. Es wird dabei vielleicht etwas mehr gesprochen, als wenn man sich immer erst nach der Rednerbühne bemühen soll, allein dieser Nachtheil wird durch die größere Natürlichkeit und Leichtigkeit der Discussion reichlich aufgewogen. Selbst bis auf den Ton der Stimme macht sich, wie ich behaupten möchte, der Ort wo man steht, hörbar. Der Tribünenredner wird stets mehr dazu geneigt sein, seine Stimme zu einem gewissen oratorischen Pathos zu erheben, als der, welcher vom Platz spricht. Die schlechteste und unausstehlichste Weise eines solchen oratorischen Pathos ist jene hohle unnatürliche Betonung und Dehnung der Worte, welche man gemeinhin als Kanzelton bezeichnet. Sie fand sich in unserer Versammlung namentlich bei Einigen der geistlichen Mitglieder, doch waren auch ein paar Andere nicht ganz frei davon. Man erhält bei solchen Reden unwillkürlich den Eindruck, als ob der Redner die innere Gedanken-Armuth durch den unnatürlichen Nachdruck der äußeren Betonung verdecken wolle.

Wenn ich im Folgenden einige der hervorragendsten parlamentarischen Capacitäten unserer Versammlung nenne und kurz charakterisire, so habe ich dabei vorzugsweise solche im Auge, welche sich an der öffentlichen Debatte betheiligten. Ich weiß dabei sehr wohl, daß es bei

uns, wie wohl mehr oder weniger in allen solchen Versammlungen, eine Anzahl Mitglieder gab, welche in den öffentlichen Verhandlungen weniger hervortraten und doch durch ihre Sach- und Fachkenntnisse, durch ihre stille Arbeit in den Ausschüssen zu den nicht am wenigsten nützlichen Theilnehmern der Versammlung zählten.

Auf der Rechten, welche die conservativsten Elemente der Versammlung umfaßte, traten außer Herrn von Harbou, den ich bereits früher charakterisirt habe, namentlich drei Männer hervor, der Altonaer Syndikus Prehn, der Herzog von Augustenburg und der Oberappellations-Gerichtsrath Malmros. Der Syndikus Prehn, ehrgeizig, berechnet und verschlagen, stand mit seinen politischen Sympathien eigentlich außerhalb des Zustandes, wie er bei uns durch die Märzerhebung geschaffen war. Ich will nicht sagen, daß er die alte Dänische Herrschaft zurückwünschte, aber er glaubte zwischen Beiden einen mittleren Zustand möglich, der in seinen Augen für das Land vortheilhafter, auch für seinen Ehrgeiz bessere Chancen geboten hätte. Er war der Einzige, der durch den Malmöer Waffenstillstand anfangs designirten Regierungsmänner, der zu Anfang September 1848 der Einladung des Grafen Karl Moltke nach Itzehoe gefolgt war*), um dann freilich, als er die ungeheure Aufregung des Volks gegen den Grafen Moltke gewahrte, zu erklären, daß eine Regierung unter dem Präsidium desselben eine Unmöglichkeit sei. Später war Prehn mehrfach der Mann der Vermittlung und hat dann schließlich während des Interims, was zwischen der Selbständigkeitsperiode und der vollen Wiederherstellung der Dänenherrschaft lag, eine keineswegs beneidenswerthe oder für das Land wohlthätige Rolle gespielt. Als Redner war Prehn oft sophistisch, doch stets anregend; er sprach fließend und würde noch mehr Eindruck gemacht haben, wenn er eine gewisse nachlässige Nonchalance der Ausdrucksweise hätte vermeiden wollen. — Den politischen Charakter des Herzogs von Augustenburg haben wir bereits früher kennen gelernt. Er entfaltete namentlich hinter den parlamentarischen Coulissen eine nicht unbedeutende Thätigkeit. Vor Allem war er der Mann der Situation, wenn es galt einen drohenden Abfall der Majorität von der Regierungspolitik zu verhindern; dann negociirte und intriguirte

*) Die andern drei designirten Mitglieder Baron von Heintze, Landvogt Boysen und Ober-Appell.-Ger.-Rath Preußer hatten von vornherein brieflich jede Gemeinschaft mit Karl Moltke abgelehnt.

er zwischen den Fraktionen der Rechten und des Centrums und meist mit Erfolg; es gab stets eine Anzahl Mitglieder, denen das Entgegenkommen eines Herzogs imponirte oder schmeichelte. In den Reden des Herzogs spiegelte sich sein politischer Charakter wieder: Alles war nach kleinlichem Maßstabe zugeschnitten; nirgends große durchschlagende Ideen; überall kleine Mittel zu kleinen Zwecken in Bewegung gesetzt. Dabei waren die Reden des Herzogs formell stets wohl vorbereitet, ich möchte fast sagen zu studirt; Ton und Ausdruck zeugte meist von einer kühlen vornehmen Reserve. Man hörte die Reden des Herzogs an, aber sie machten keinen Eindruck. — Einen ziemlich vollständigen Gegensatz zum Herzog bildete der Oberappellations-Gerichtsrath Malmros. Da war nichts Studirtes, nichts Ueberlegtes, nichts von kühler diplomatischer Ruhe, sondern die natürlichste, bis zur Unbesonnenheit unüberlegte Unmittelbarkeit. Malmros war das personificirte Impromptu dieser Versammlung; seine Lust war das Hin- und Herwogen der Debatte, sein Element war der Kampf; man sah es ihm schon vorher an, wenn er sich nicht mehr halten konnte; ohne die Gegner zu zählen, ohne die Wucht ihrer Argumente der Beachtung zu würdigen, stürzte er sich blindlings ins Gefecht und schlug um sich mit allen Waffen, welche zur Hand waren. Daß er mitunter zu den Feinden auch die Freunde traf, daß er nicht selten durch das Uebermaß seiner leidenschaftlich unbesonnenen Kampfesweise die eigene Partei compromittirte, das genirte ihn nicht. Er war der stets kampffertige Klopffechter seiner Fraktion.

Zu diesen Dreien hatte die Rechte noch eine Anzahl namhafter, wenngleich weniger hervortretender Mitglieder. Der alte Professor Falck, seiner Zeit eine der ersten staatsrechtlichen Autoritäten des Landes, stand den Bewegungen der Gegenwart, welche seinen eng begrenzten Standpunkt weit überholt hatten, allzu fremd gegenüber, um von großem Einfluß sein zu können. Zudem hatte sein näselnder, monotoner weitschweifiger Vortrag etwas Ermüdendes.*) Bei dem Glückstädter Advokaten von Prangen, sonst einem in den Verhältnissen bewanderten Mann, hörte man immer zu sehr den gewandten Sachwalter, der vor Gericht die Sache der Partei führt, deren er sich einmal angenommen hat. Zu den bedeu-

*) Falck starb noch im Laufe des nächsten Sommers. Ein gütiges Schicksal bewahrte ihn vor dem Schmerz, die Sache seines geliebten Heimatblandes unterliegen zu sehen.

tenderen Mitgliedern der Partei gehörte der Obergerichtsrath Mommsen; seinen streng conservativen Standpunkt machte er auch in der Debatte mit Entschiedenheit geltend, er sprach nicht schlecht; die gemessene, wenn gleich etwas trockene Haltung seiner Reden bildete einen starken Gegensatz zu Malmros' leidenschaftlichem Ungestüm. Die beiden Bürgermeister Balemann und Esmarch waren unter den Communal-Beamten auf dieser Seite die bedeutendsten; der Erstere namentlich zeichnete sich auch durch Redegewandtheit aus und gab mehr als einmal wie im vergangenen Herbst bei dem Rückzug über die Eider durch sein Eingreifen in die Debatte den Ausschlag. Als finanzielle Capacität galt bei der Rechten der Professor Ravit; sein Feld war indeß mehr die Arbeit in den Ausschüssen als die Debatte; auch war sein Gesichtskreis allzu eng auf die finanzielle und volkswirthschaftliche Sphäre beschränkt, um sich in den Verhandlungen, wo alle Augenblicke Fragen der allgemeinen inneren oder äußeren Politik hineinspielten, mit Leichtigkeit zu bewegen. Von den ziemlich zahlreichen Grundbesitzern verdient namentlich der Gutsbesitzer Hirschfeld von Groß-Nordsee hier genannt zu werden, eine auch in weiteren Kreisen bekannte Holsteinische Notabilität auf dem Felde der Landwirthschaft. Die Advokaten Wiggers von Plön, Rönnenkamp, Dr. Müller, sowie die Regierungsbeamten von Warnstedt und von Liliencron betheiligten sich auf dieser Seite mit mehr oder weniger Geschick an der Debatte, ohne sich indeß über das Niveau des Gewöhnlichen zu erheben. Der Professor Christiansen hielt sich gleichfalls, wenn ich nicht irre, zur Rechten; er sprach natürlich und fließend, aber er betheiligte sich seltener an der öffentlichen Debatte; die Politik war überhaupt nicht seine Sache. — Die militärische Autorität dieser Seite war der Obristlieutenant Garrelts der später bei Idstedt auf dem Schlachtfelde anerkanntermaßen ziemlich ungeschickt operirte.

Im Centrum, welches sich erst allmälig aus den weniger entschiedenen Mitgliedern der rechten und linken Seite herangebildet hatte, nahm, wenn man nur auf geistige Befähigung und umfassende Bildung sah, der Professor Justus Olshausen, während der Erhebungsjahre Curator der Universität Kiel, wohl unbestritten den ersten Platz ein. Aber er war ungleich seinem Bruder Theodor, häufig allzusehr durch diplomatische Vor- und Rücksichten geleitet, und wie er als Redner nicht von großer Bedeutung war, betheiligte er sich im Ganzen nicht allzu häufig an der Debatte. Der eigentliche Redner und Debatter des Centrums war der Hardesvogt Matthiesen. Er besaß ein ungewöhnliches Talent, von allge-

mein anerkannten Prämissen zu ganz unerwarteten und bestrittenen Schlußsätzen zu gelangen und allen Gegensätzen die eigentlich praktische Spitze abzubrechen. Er war daher recht eigentlich der Redner der Partei der Vermittlung und des Rechnungtragens, als welche sich das Centrum darstellte. Dazu besaß er auch äußerlich eine große Redegewandtheit, wußte mit scharfem Blick die Schwäche des Gegners aufzufinden und mit Geschick die eigenen zu verdecken. Man folgte ihm stets, auch wo man am wenigsten mit ihm einverstanden war, mit Interesse und Spannung, weil man immer auf die ungewöhnlichsten Resultate seiner casuistischen Dialektik gefaßt sein mußte. Weniger glänzend als Redner, aber von Gewicht durch einen klaren praktischen Verstand und eine reiche Menschenkenntniß und Erfahrung war der Kaufmann M. T. Schmidt, das ehemalige Mitglied der Provisorischen Regierung. Abgesehen von seiner Einsicht in finanzielle Dinge wußte er sich auch mit Geschick auf den andern Gebieten des parlamentarischen Wirkens zu bewegen. Zwar war seine Ausdrucksweise nichts weniger als glatt und gewandt, sondern eher holperig und schwerfällig, und der rauhe Nordschleswig'sche Dialekt, den man stets durchhörte, war auch nicht geeignet, das Aeußere des Vortrags zu verschönern. Wenn er trotzdem meist ein aufmerksames Ohr bei der Versammlung fand, so hatte er es doch dem Inhalt seiner Rede zu verdanken; es hatte, wie man zu sagen pflegt, bei ihm Alles Hand und Fuß und er sprach immer zur Sache. Zu den geistig begabtesten auch als Redner sich auszeichnenden Mitgliedern des Centrums gehörte der Dr. Steindorff, praktischer Arzt in Schleswig. Dabei war er persönlich eines der liebenswürdigsten und angenehmsten Mitglieder unserer Versammlung. Dies konnte man weniger von dem Büreauchef Springer sagen; die Kenntnisse und die Beamten-Routine, die er besaß, wurden in einer nichts weniger als angenehmen Weise in officiellem büreaukratischen Stil zur Geltung gebracht. Springer hielt es für seine Aufgabe, so ziemlich Alles, was von der Regierung kam, als vortrefflich zu vertheidigen. Er hat es bekanntlich später nach der Niederlage der Schleswig-Holsteinischen Sache auch verstanden, sich mit dem Gebahren der Dänischen Gewaltthaten in Einklang zu setzen. Der Professor Samwer und Dr. Karl Lorentzen, welche sich gleichfalls zum Centrum hielten, waren meist als Agenten der Statthalterschaft auf diplomatischen Missionen abwesend. Samwer war übrigens bei allen Kenntnissen, die er besaß, durch den diplomatischen Anstrich, den er sich zu geben liebte, wenig geeignet, ein

einflußreiches Mitglied einer parlamentarischen Versammlung zu sein. Dr. Karl Lorentzen hatte den Zenith seines Ruhmes schon lange hinter sich; er fiel in das Jahr 1846, als die von ihm verfaßte Neumünstersche Adresse durch den Ton kraftvoller Entschiedenheit, den sie anschlug, die Gemüther elektrisirte. Er hat die Erwartung derer, die damals in ihm den Mirabeau des zukünftigen Schleswig-Holsteinischen Parlaments erblicken wollten, bitter getäuscht. Schon 1848 trat er weniger hervor, als man nach seinen Antecedentien erwartet hatte, und die diplomatische Carrière, in die er hineinkam, ruinirte die jugendliche Kraft und Frische seiner ursprünglichen politischen Anschauungsweise vollends. Als Redner war er von keiner hervorragenden Bedeutung; zwar hatte seine Stimme den tiefen metallnen Klang, der für den Redner so erwünscht ist, aber der Ton seines Vortrags fiel leicht in jenes falsche Pathos, welches den Kanzelton charakterisirt. In noch höherem Grade galt dies von dem Advokaten Friderici und auch der Pastor Gardthausen war nicht frei davon. Unter denen, welche mehr oder weniger in dieser Fraktion hervortreten, nenne ich noch den Major Hennings, einen nicht mehr in aktivem Dienst befindlichen Militär, den Altonaer Advokaten Warburg und den Senator Rheder von Husum, einen eben so patriotischen als kenntnißreichen Kaufmann.

Unter den parlamentarischen Capacitäten der linken Seite, welche wie Rechte und Centrum, etwa ein Drittheil der Versammlung umfaßte, nahm Theodor Olshausen unzweifelhaft den ersten Platz ein. Wenn eine feste entschiedene politische Ueberzeugung, ein heller Verstand, ein warmes Herz, eine gründliche und umfassende wissenschaftliche Bildung, eine genaue Kenntniß der realen Verhältnisse und Bedürfnisse sowohl der eigenen Heimath als anderer Länder, und dazu eine hervorragende Begabung als Redner — wenn alle diese Eigenschaften in ihrer Vereinigung und gegenseitigen Durchdringung den parlamentarischen Staatsmann kennzeichnen, so hatte Theodor Olshausen, wenn sonst einer in der ganzen Versammlung, Anspruch auf diese Bezeichnung. Er war eben so sehr ein unermüdlicher Arbeiter in den Ausschüssen, als ein eifriger und aufmerksamer Theilnehmer an der öffentlichen Debatte; er war ebenso zu Hause in den Fragen, wo es sich um die materiellen Hülfsquellen und Bedürfnisse des Landes, als wo es sich um geistige Güter handelte; mochte das Budget oder Fragen allgemeiner Politik, mochte die Situation des ganzen Landes, oder die Lage bestimmter Klassen der Bevölkerung oder

endlich die Petition eines Einzelnen zur Berathung stehen, überall war Olshausen an seinem Platz. Und dabei ging er stets auf die Sache und auf das Wesentliche; da nahm er seinen Standpunkt zum Angriff wie zur Vertheidigung. Unwesentliches ließ er grundsätzlich bei Seite liegen, und verlor kein Wort darüber; nichts war ihm mehr zuwider als eine wichtig thuende Phrasenmacherei ohne inneren Gehalt. Er sprach einfach, fließend und klar; die Stimme war zwar nicht voll und stark, aber sie fiel deutlich und angenehm in das Ohr. Für gewöhnlich trugen Olshausens Reden nur den Charakter ruhiger, leidenschaftsloser Klarheit; aber in einzelnen wichtigen Momenten, wo große Fragen auf dem Spiel standen, spiegelte seine Rede auch die innere Gefühlserregung wieder; dann hob sich die Stimme, das kleine Auge blitzte, die blasse Wange röthete sich leicht, immer wärmer und eindringlicher ward die Sprache, immer nachdrücklicher und schlagender wurden die Gedanken: die ganze Persönlichkeit ging in den Redner auf, und dann war er von hinreißender Wirkung.

Außer Olshausen zählte die Linke noch eine Anzahl sachkundiger und redefertiger Männer unter ihren Mitgliedern, wenngleich ihm keines derselben an Bedeutung gleichkam. Zu den Hervorragendsten gehörte der derbe Dithmarsche Obergerichtsadvokat Claussen; er war immer der Hauptträger der Debatte auf unserer Seite. Seine Angriffe auf die Gegner waren scharf, oft zu schonungslos, so daß sie persönlich verletzend wurden. Claussen sprach in der Regel gut und fließend, wenn man auch etwas zu sehr den langjährigen Advokaten durchhörte. Mitunter übermannte ihn der Eifer, dann ward der Athem kurz, die Sätze kamen stoßweise hervor, und er hatte Mühe das richtige Wort zu treffen. Claussen und Malmros waren specielle Gegner und liebten es, sich auch in der Debatte vorzugsweise aufzusuchen und zu bekämpfen, und es gewann mitunter den Anschein, als ob die Beiden ein persönliches Duell — natürlich nur in Worten — mit einander ausfochten. Maßvoller in der Form als Claussen, und doch nicht minder scharf und entschieden in der Sache war mein Freund und College Hedde; seine Rede war durchdacht und nachdrücklich; ein gewisser kaustischer Humor, den er namentlich in der Bekämpfung der Gegner anzuwenden liebte, war oft von der glücklichsten Wirkung. Zu den bessern Rednern gehörte auch, wenn er sich nicht zu sehr ins Breite gehen ließ, Wiggers von Rendsburg, der unermüdliche Vorkämpfer der Schleswig-Holsteinischen Sache vor, während und nach den Jahren der Erhebung. Von den älteren rechtskundigen Mitgliedern

unserer Fraktion trat namentlich noch Dr. Gülich von Schleswig in der Debatte hervor, von den jüngeren die Advokaten Wiechmann und von Neergard von Kiel. Der geistliche Stand fand bei uns an dem Propst Boysen von Schleswig und an dem Candidaten Rosenhagen eine würdige Vertretung. Namentlich der Letztere besaß ein nicht gewöhnliches Rednertalent; er sprach einfach und natürlich, ohne den salbungsvollen Kanzelton, der den geistlichen Redern der Versammlung sonst mehr oder weniger anhaftete. Dabei hatte er in seinem ganzen Wesen bei aller Gewissenhaftigkeit in dem Geltendmachen der eigenen Ueberzeugung eine gewinnende Milde in seinen Urtheilen über Andersdenkende. Er war daher, wie Dr. Steindorff im Centrum, eine allgemein beliebte Persönlichkeit in der Versammlung, und wenn es galt, wie bei Amnestiefragen und dergleichen in entgegenkommendem versöhnlichen Ton zu reden, so war Rosenhagen der Mann. Die Schule war in unserer Fraktion sehr zahlreich vertreten, die Gelehrtenschule durch den Dr. Dreis aus Meldorf, die Privatschule durch den Institutsvorsteher Bünger aus Altona und die Volksschule sogar durch drei Repräsentanten, von denen der Schullehrer Schlichting durch Bildung und ächte Humanität die erste Stelle einnahm. Im Gegensatz zur Schule war das Beamtenthum bei uns sehr schwach vertreten; von dem Altregierungsrath Engel abgesehn, war es eigentlich nur Dr. Ahlmann, Büreauchef im Finanzdepartement, welcher zu uns hielt. Er hatte sich um das Schleswig-Holsteinische Postwesen, welches unter seiner Leitung stand, große Verdienste erworben und in dem von Schlendrian und Mißbräuchen aller Art angefüllten Augiasstall, den die Dänische Verwaltung in dieser Branche hinterlassen hatte, gründlich aufgeräumt. Unter seiner Mitwirkung war auch im Sommer 1850 der Beitritt zum Deutsch-Oestreichischen Postvereine vollzogen und andere wohlthätige Reformen waren später in der Ausführung begriffen, als mit der Wiederkehr der Dänischen Oberherrschaft Alles in den alten Zustand zurückversetzt ward.*) Zahlreicher als das Beamten-

*) Auch der Beitritt der Herzogthümer zum Deutsch-Oestreichischen Postverein ward natürlich wieder rückgängig gemacht, und man muß daher für einen Brief etwa von Stralsund nach Kiel 5 Silbergroschen zahlen, während man von Stralsund nach Kronstadt in Siebenbürgen oder nach Triest für 3 Sgr. schreibt. — Die gehässigen von Dänemark beliebten Erschwerungen des Verkehrs jeder Art sollten einmal von kundiger Feder zusammengestellt und veröffentlicht werden. Könnte eine solche Zusammenstellung dem Englischen Publikum zugänglich gemacht werden, so würde das in England mehr wirken als alle Rechtsdeductionen.

thum war der Landbesitz bei uns vertreten. Der größere zunächst durch den älteren von Neergaard auf Develgönne und den Landinspektor Tiedemann auf Johannisberg. Der Letztere, der sich schon in der vormärzlichen Zeit einen Namen erworben hatte, war besonders, wo es finanzielle Fragen galt, durch seine Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse ein sehr nützliches Mitglied; als Redner in der Debatte war er von geringerer Wirkung; es fehlte seinen Vorträgen die straffe feste Geschlossenheit des Gedankengangs und er verlor sich leicht in die Breite; dazu hatte der hohe, halb singende Ton seiner Stimme etwas nicht gerade Angenehmes. Der kleinere Grundbesitz war bei uns namentlich durch den Hufner Rohwer den Aelteren — der Jüngere gehörte der constituirenden Versammlung noch nicht an — und durch den Kirchspielsbevollmächtigten Witt von Büsum in der Marsch vertreten, Beides ein paar durch natürlichen Verstand und Sachkunde sich auszeichnende Repräsentanten ihres Standes, der in den Herzogthümern durch Wohlstand und Bildung von so schwer wiegender Bedeutung ist, wie kaum anderwärts in Deutschland. Auch der Handwerkerstand hatte zwei Vertreter auf der linken Seite, von denen namentlich der alte wackere Zimmermeister Riepen von Neumünster es verstand, in schlichter ungekünstelter Sprache der Versammlung ans Herz zu reden.

Eine ziemlich isolirte Stellung nahm der als socialpolitischer und nationalökonomischer Schriftsteller bekannte Professor Stein ein, obwohl er zu Anfang wenigstens, meistens mit der Linken stimmte. Stein besaß eine ausgebreitete, aber nicht gehörig verdaute Gelehrsamkeit; er hatte oft gute, mitunter glänzende Gedanken, aber sie waren oft unter einen Haufen werthloser Phrasen gemischt. Er hatte die Eitelkeit über Alles und Jedes sprechen zu wollen, und wo möglich ganz besondere, noch gar nicht dagewesene Gesichtspunkte aufzustellen. Da kamen denn freilich mitunter die wunderlichsten Dinge zu Tage. So erinnere ich mich, daß Stein einmal bei Berathung eines Jagdgesetzes allen Ernstes sich dahin äußerte, daß der wahre Eigenthümer des Wildes eigentlich derjenige sei, auf dessen Grund und Boden es geboren sei. Diese Aeußerung ward Veranlassung einer Carikatur, welche den Professor mit einem Gewehr bewaffnet einem Hasen gegenüber vorstellte, den er, ehe er schießt, um seinen Heimathschein ersucht. Wunderlich wie der Inhalt, war meist auch die Form der Rede: sie nahm einen großen Anlauf, verlief sich aber alsbald im Sande, und verlor sich in unklarer Phraseologie, so daß es

schwer hielt, zu sagen was denn der Redner eigentlich wolle. Einmal begann er einen Vortrag folgendermaßen: „Ich muß gestehen, daß ich glaube, daß ich nicht recht begreife, wie u. s. w.“ So etwas wirkt natürlich drastisch, aber man kann eine solche Vortragsweise nicht lange aushalten, ohne daß es Einem wie ein Mühlrad im Kopfe herumgeht. Es war Schade: Stein hätte bei seinen Anlagen viel mehr wirken können, wenn er sich hätte gewöhnen mögen, seine Gedanken in eine straffe Zucht zu nehmen und ihnen einen klaren präcisen Ausdruck zu geben.

Indem ich hier die verschiedenen Fraktionen und ihre Hauptmitglieder in ihrer parlamentarischen Bedeutung kurz skizzirt habe, bemerke ich noch, daß die Parteiunterschiede im Ganzen nichts weniger als schroff waren; namentlich waren die Uebergänge des Centrums sowohl nach der Rechten als nach der Linken nicht scharf abgegrenzt und es gab manche zum Theil wichtige Fragen, wo diese mittlere Fraktion, die übrigens der Zahl nach die schwächste war, nicht als geschlossene Einheit zusammenging.*)

Die Verhandlungen, welche uns bald nach meinem Eintritt beschäftigten, bezogen sich einmal auf den nervus rerum, auf das Budget. Die finanzielle Lage der Herzogthümer war zwar in diesem Winter nicht so gut mehr als im vergangenen. Zu den Anforderungen eines zweiten Kriegsjahrs war durch den letzten Waffenstillstand der Verlust von Schleswig getreten, und wenn gleich aus dem südlichen Theil noch heimlich Geld in die Kasse der Statthalterschaft nach Rendsburg floß, so machte sich doch der Ausfall aus dem nördlichen Theil sehr fühlbar. Trotzdem war die finanzielle Lage zu Anfang des Jahres 1850, wenn man bedenkt, daß schon zwei Kriegsjahre vorangegangen waren, immer noch eine sehr befriedigende. Im Jahr 1848 hatten sich für die 9 Monate vom 24. März bis Ende December die Einnahmen in runder Summe auf 6 Millionen, die Ausgaben auf 5,200,000 Thaler Preuß. Courant belaufen, und für 1849 wies die am Schluß des Jahres aufgemachte Staats-Haushalts-Rechnung in runden Summen 10 Millionen Thaler in Einnahme und 9 Millionen in Ausgabe nach.**) Bedenkt man, daß

*) Die stärkste Fraktion der Zahl nach war die Rechte, nahe an 40 Mitglieder; dann folgte die Linke mit 30 und einigen und schließlich das Centrum mit beinahe 30 Mitgliedern; dazu dann noch einige sogenannte „Wilde“.

**) Ich habe hier die Angaben auf den Preußischen Thalerfuß reducirt; die Rechnung für 1848 war noch in (Dänischen) Reichsbankthalern (= 22½ Sgr.) geführt, während

die Herzogthümer zusammen eine Bevölkerung von etwa 900,000 Einwohnern hatten, so käme danach eine Last von ungefähr 10 Thalern auf den Kopf, für Kriegsjahre eine gewiß nicht hohe Summe; legt doch in Preußen gegenwärtig das Friedensbudget eine Last von etwa 8 Thalern, und in Frankreich gar von ca. 14 Thalern auf den Kopf. In Schleswig-Holstein stellte sich allerdings das Verhältniß dadurch ungünstiger, daß seit dem Rückzug der Truppen über die Eider im August des vorigen Jahres der größere Theil von Schleswig zu den Staatslasten nicht mehr hatte herangezogen werden können. Dafür fiel wieder als Erleichterung in die Wagschale, daß für anderthalb Millionen Thaler Kassenscheine ausgegeben waren, welche der Bevölkerung keine Last auferlegten. Das ordentliche Budget für 1850 ward von uns im Voranschlage in der Einnahme auf beinahe 6 Millionen Thaler festgestellt; die Ausgabe ward getrennt, indem die für die Civilverwaltung mit ungefähr 2,300,000 auf das ganze Jahr, die Ausgabe für das Departement des Kriegswesens wegen der Ungewißheit der Verhältnisse aber nur auf die ersten drei Monate mit nicht ganz 1,200,000 Thalern bewilligt ward. Nach diesem Voranschlage hätte sich die ganze Ausgabe für das Jahr 1850 nur etwa auf 7 Millionen in Ausgabe belaufen; allein der wiederausbrechende Krieg und die starke Vermehrung der Armee in der zweiten Hälfte 1850 machte daß der Voranschlag weit überschritten wurde.

Erwägt man die obigen Ziffern, so wird man gestehen müssen, daß die finanzellen Kräfte der Herzogthümer, welche von der Natur schon begünstigt die Ersparnisse eines langen Friedens angesammelt hatten, eine ungleich stärkere Anspannung, als ihnen zugemuthet ward, vertragen hätten. Wenn die Regierung gleich in den ersten Jahren auf die Armee das Doppelte von dem verwandt hätte, was wirklich darauf verwandt wurde, so wäre das Land nicht arm geworden und hätte aller Wahrscheinlichkeit nach seine Unabhängigkeit gerettet. Wie es jetzt war, sind zu Anfang kleinere, dann allmälig immer größere Geldopfer in Anspruch genommen, und als man endlich zu Ende des Jahres 1850 eine Armee von 40,000 Mann hatte, die man schon im Frühjahr 1849 hätte haben können, da war es zu spät, und alles Geld war weggeworfen, weil man es nicht zur rechten Zeit verwandt hatte.

---

von 1849 an für die Staatsrechnung die Mark Courant (16 Schill. = 12 Sgr.) adoptirt wurde.

Außer der Feststellung des Budgets und der Prüfung der Staatshaushaltsrechnung ward die Landesversammlung in dieser Session besonders durch mehrere Militärgesetze in Anspruch genommen. Ein hochnothwendiges Militär-Pensionsgesetz ward beschlossen, und endlich auch das längst vorhandene Bedürfniß zweier anderen wichtigen Gesetze befriedigt. Das eine war ein Militärstrafgesetzbuch, durch welches endlich eine feste Gesetzgebung an die Stelle der ganz ungenügenden provisorischen Gesetzgebung vom Frühjahr 1848 trat, und außerdem ein Gesetz über den Militärstraf-Proceß. Namentlich das letztere bildete den Mittelpunkt einer erregten und stellenweise selbst leidenschaftlichen Debatte. Die Geschichte dieses Gesetzes ist allzu charakteristisch für unsere damaligen Zustände, um sie hier nicht etwas eingehender darzulegen.

Im vergangenen Sommer hatte die Landesversammlung einen Ausschuß niedergesetzt, um eine Militärstrafproceß-Ordnung zu entwerfen, und da Eile Noth that und man die Berathung des Gesetzes nicht bis zum November verschieben wollte, wo die Landesversammlung wieder zusammentrat, so ward der Ausschuß ermächtigt, definitiv über das Gesetz zu beschließen. Die Statthalterschaft genehmigte und vollzog dasselbe unterm 24. Oktober, und als dann die Landesversammlung im November zusammentrat, ward ihr von der Statthalterschaft mitgetheilt, das Gesetz sei in der Ausführung begriffen. Als Termin des Inslebentretens war der 1. December bestimmt. Aber — es trat nicht ins Leben; der General Bonin legte sein Veto ein und erklärte das Gesetz nicht einführen zu können, weil dasselbe die Disciplin der Armee gefährden würde! Ich bemerke hierbei, daß sehr conservative Leute, wie der Oberappellationsgerichtsrath Malmros, der Obergerichtsrath Mommsen und der Obristlieutenant von Garrelts Mitglieder des Ausschusses gewesen waren, und daß der Entwurf, den man dem Gesetz zu Grunde gelegt hatte, von dem Preußischen General von Peucker herrührte, der als Reichskriegsminister jenen Entwurf den einzelnen Deutschen Regierungen mitgetheilt hatte. Ueber seinen ersten Entwurf hatte dann der Ausschuß mit einer Militär-Commission conferirt, und ihn nach den Resultaten dieser Conferenzen abgeändert und schließlich hatte er dann die Genehmigung der Regierung erhalten. Man darf also mit Recht vermuthen, daß keine sogenannten „destructiven Tendenzen“ bei dem Gesetz maßgebend gewesen sind. Dennoch hatte es nicht den Beifall des commandirenden Generals und des Armee-Auditeurs Cartheuser als seines Orakels in diesen Dingen.

Wie es gekommen ist, daß die Statthalterschaft, sonst so außerordentlich rücksichtsvoll gegen den General Bonin, es in diesem Fall unterließ, sich vor der Vollziehung des Gesetzes mit ihm zu verständigen, weiß ich nicht. Wie die Sache jetzt einmal lag, hatte sie nur die Wahl zwischen der Alternative, entweder auf der Ausführung des Gesetzes zu bestehen, und dieser Weg führte voraussichtlich zur Entlassung des Generals, — oder sich durch Zurücknahme des Gesetzes ein demüthigendes Dementi zu geben. Die Statthalterschaft wählte den letztern Weg. Aber da das Gesetz ordnungsmäßig vollzogen war und bereits zu Recht bestand, so konnte die Statthalterschaft allein es nicht außer Kraft setzen oder abändern: es bedurfte dazu der Mitwirkung der Landesversammlung. Diese Zumuthung war bereits gegen den Schluß des vergangenen Jahrs an die Versammlung gelangt. Die Regierung beantragte nach dem Willen des Generals und des Armee-Auditeurs eine Reihe von Abänderungen, welche die angeblichen Gefahren des Gesetzes beseitigen sollten.

Die Landesversammlung hatte damals sofort einen Ausschuß zur Begutachtung dieser Sache niedergesetzt, und derselbe erstattete bald nach meinem Eintritt seinen Bericht. Eine Majorität, welche zu ihrem Berichterstatter den Hardesvogt Matthiesen gewählt hatte, empfahl der Versammlung, die von der Regierung nach den Wünschen des Generals Bonin vorgeschlagenen Aenderungen im Wesentlichen zu genehmigen; eine Minorität, bestehend aus Claussen und Olshausen, wollte nur untergeordnete Abänderungen zugestehen, das Gesetz in den Hauptpunkten aber aufrecht erhalten wissen. Der Kampf der Debatte drehte sich hauptsächlich um die Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei Kriegsgerichten, um die freie, auch auf Civilpersonen auszudehnende Wahl des Vertheidigers für den Angeklagten, um gewisse rigoröse Bestimmungen beim Standrecht, und endlich um die Frage, ob nur ein Anklagerath für die ganze Armee, wie der General und nach seinem Willen jetzt die Regierung, oder ob mehrere Anklage-Räthe, für jede Brigade sowie für die Festungs-Commandantur Rendsburg statuirt werden sollten, wie das bereits erlassene Gesetz früher bestimmt hatte. Vergebens erschöpften wir alle Gründe, welche für die Aufrechterhaltung der früheren Bestimmungen sprachen, vergebens urgirten wir die Demüthigung, welche in dem ganzen Hergang lag, vergebens wiesen wir nach, daß die angeblichen Gefahren des Gesetzes durchaus nicht vorhanden seien, daß Oeffentlichkeit

der Verhandlungen und freie Wahl des Vertheidigers auch im Strafproceß der Französischen Armee statt finde, deren Disciplin bekanntlich sonst eine sehr strenge sei, vergebens warnten wir vor der Herstellung eines einzigen Anklageraths für die ganze Armee, weil Ueberhäufung mit Geschäften und daraus folgende Verschleppung derselben die nothwendige Folge sein werde. Es half Alles nichts: die Majorität war einmal entschlossen, der Regierung zu willfahren, und so ward das Gesetz im Wesentlichen nach ihrem und des Generals Willen abgeändert. Nur in einem Punkt, beim Standrecht, jenem bekannten sehr abgekürzten Verfahren, wo es sich immer um Leben und Tod handelt, setzten wir es durch, daß wenigstens ein paar der härtesten Bestimmungen, z. B. die, daß das Standrecht auch ohne vorausgegangene Verkündigung sollte zur Anwendung gebracht werden können, in namentlicher Abstimmung beseitigt wurden.

Es ist lehrreich, das Schicksal dieses Gesetzes noch ein wenig weiter zu verfolgen. Es war noch lange kein Jahr in Kraft gewesen, da hatte sich schon die vollständige Unbrauchbarkeit desselben herausgestellt, und zwar in einem Punkt, der gerade erst neuerdings hineincorrigirt war. Der eine Anklagerath für die ganze Armee, vor den die Fälle der höheren Militärgerichtsbarkeit gehörten, sollte aus dem commandirenden General, einem von demselben zu berufenden Stabsofficier und dem Armee-Auditeur bestehen, wobei es dem commandirenden General freigestellt war, sich vertreten zu lassen. Der General Bonin und der Armee-Auditeur Cartheuser beabsichtigten durch diesen einen, so zusammengesetzten Anklagerath die gesammte höhere Militärjustiz unter ihrer Leitung zu centralisiren, um keinen ihnen etwa mißliebigen Geist in derselben aufkommen zu lassen. Die Folgen dieses Centralisirungssystems ließen nicht auf sich warten; wie wir es vorausgesehn hatten, fand namentlich nach der in der zweiten Hälfte des Jahrs erfolgten Vermehrung der Armee eine solche Ueberhäufung des Anklageraths mit Geschäften und daraus folgend eine solche Verschleppung derselben statt, daß die ganze höhere Militärjustiz ins Stocken zu gerathen drohte. Das General-Commando mußte darauf denken, dem immer dringender werdenden Uebelstande abzuhelfen und erließ im November ein Circular nebst dem Entwurf eines abgeänderten Proceß-Verfahrens an die Brigade-Commandeure, welche zur gutachtlichen Aeußerung aufgefordert wurden. Der neue Entwurf beseitigte den monströsen einen Anklagerath für die

ganze Armee und vertheilte seine Functionen an die einzelnen Brigaden, wohin sie naturgemäß gehörten. Das General-Commando und der Armee-Auditeur sollten nur noch als Recurs-Instanz und allgemeine Aufsichtsbehörde in Sachen der Militärjustiz gelten. Selbst die im Januar so hart bestrittene Oeffentlichkeit der kriegsgerichtlichen Verhandlungen und die freie Wahl des Vertheidigers auch aus Civil-Personen schien das General-Commando im November für durchaus ungefährlich zu halten: der neue Entwurf schrieb im §. 4 ein einfaches rein mündliches Verfahren bei offenen Thüren vor, und im §. 3 ward es dem Angeschuldigten frei gegeben, sich einen Vertheidiger „ganz nach seiner freien Wahl“ zu nehmen, mit Ausschließung jedoch der Auditeure, welche bei den Verhandlungen stets als Wächter des Gesetzes fungiren sollten.*)

Wie oft ist nicht, wenn die Uebelstände des damaligen militärischen Strafprocesses von Officieren besprochen wurden, die Aeußerung gefallen — auch in einigen der über den Schleswig-Holsteinischen Krieg erschienenen Schriften kann man sie finden — die Aeußerung: „Da sieht man die Folge davon, wenn Civilisten über militärische Dinge, von denen sie nichts verstehen, Gesetze machen.“ Wer so sprach, der wußte eben nichts von der Geschichte dieses Gesetzes. Die Civilisten hatten, in wesentlichen Punkten wenigstens ursprünglich, das Richtige und Angemessene beschlossen; dagegen war es die oberste Armeebehörde, der commandirende General und der Armee-Auditeur, welche so zweckwidrige und unvernünftige Bestimmungen, wie den einen Anklage-Rath für die ganze Armee hineinbrachten, und den Civilisten in der Statthalterschaft und Landesversammlung fällt nur die allerdings schwere Schuld zu, daß sie ihre bessere Einsicht in allzugroßer Willfährigkeit unter den Willen des General-Commandos beugten.

---

*) Der neue Entwurf des General-Commandos mit dem Circulär an die Brigade-Commandeure, datirt vom 13. Nov. 1850, ging mir damals in Abschrift durch eine Indiscretion zu. Das Generalcommando beabsichtigte auf Grund der eingeholten Gutachten der Statthalterschaft Vorschläge zu machen. Die Sache kam indeß nicht zur Ausführung, weil General Willisen bald nachher abging und der Krieg ein Ende nahm. — Ich besitze die Abschrift jenes Entwurfs noch jetzt.

XIII.

Zu Anfang Februar wurde die Landesversammlung vertagt, aber bereits zum 19. März wurden wir nach Kiel wieder einberufen.

Die Veranlassung lag einmal in der nur auf drei Monate geschehenen Bewilligung des Militär-Budgets, welche nunmehr eine Erneuerung nothwendig machte, und sodann in der allgemeinen politischen Lage, namentlich in den Zuständen Schleswigs.

Im März des Jahres 1850 war die politische Lage der Herzogthümer im Allgemeinen die folgende:

Der Berliner Waffenstillstand dauerte noch fort. Für das arme Schleswig begann in diesem Winter jenes unbarmherzige Fegefeuer, in dem es noch bis jetzt unerlöst schmachtet. Die durch den Waffenstillstand ins Leben gerufene Preußisch-Dänische Landesverwaltung herrschte noch in Schleswig oder genauer nur in dem nördlichen Theil desselben, wo sie theils in der Bevölkerung mehr Anknüpfungspunkte, theils an den ihr zur Verfügung gestellten Schwedisch-Norwegischen Occupationstruppen bereitwillige Werkzeuge ihrer Danisirungsbestrebungen fand.*) Man hatte es im nördlichen Schleswig so weit gebracht, daß die Deutsch gesinnten Beamten entweder ihrer Stellen entsetzt, oder durch indirecten Zwang und Plackereien aller Art veranlaßt wurden, ihre Entlassung zu nehmen. Namentlich die Leitung der größeren Communen, die städtische Verwaltung, war man bestrebt gewesen in Dänische Hände zu bringen. Kirchen und Schulen in Deutsch gesinnten Gemeinden standen verödet, weil die Stellen der entsetzten Prediger und Lehrer nicht wieder oder doch mit Dänisch gesinnten, kaum der Deutschen Sprache mächtigen, Individuen besetzt waren, die in den Gemeinden selbst auf die entschiedenste Abneigung stießen. In der Stadt Apenrade war 13 Wochen lang kein Deutscher Gottesdienst gehalten, obwohl sie eine überwiegend Deutsche Bevölkerung hatte, und so ging es an vielen andern Orten. Dazu kam, daß die Landesverwaltung, weil honnette Leute sich nicht zu ihren Werk-

*) Die Demarkationslinie lief von nördlich Tondern bis südlich Flensburg quer durch das Herzogthum Schleswig.

zeugen hergaben, ihre Beamtenstellen zum großen Theil Menschen anvertrauen mußte, deren Privat- und bürgerlicher Charakter in mehr als einer Beziehung in dem zweideutigsten Rufe stand.

Im südlichen Schleswig hatte, Dank dem taktvollen und einsichtigen Benehmen des Generals Hahn, des Commandirenden der Preußischen Besatzungstruppen, die in Flensburg residirende Landesverwaltung wenig zu sagen, und die doppelzüngige Politik der Preußischen Regierung, welche in dieser Weise eine Theilung Schleswigs anzubahnen hoffen mochte, ließ im Süden den das Deutsche Element begünstigenden General gewähren, wie sie im Norden ihren Dänenfreundlichen Landesverwaltungs-Commissär gewähren ließ. Nur an sehr vereinzelten Punkten diesseits der Demarkationslinie, wie z. B. in Husum, war es der Dreimänner-Regierung nicht ohne Verschuldung der Einwohnerschaft, die nicht die hinlängliche Energie des Widerstandes gezeigt hatte, bereits im Anfange ihres Regiments gelungen, eine ihrer Creaturen in der Person des Herrn Davids anzubringen. Aber auch die Statthalterschaft hatte im südlichen Schleswig, seit die Armee über die Eider zurückgezogen war, nicht mehr im eigentlichen Sinne des Worts regiert. Zwar ward sie von den Behörden und der Bevölkerung im Allgemeinen nach wie vor als die rechtmäßige Regierung nominell anerkannt; allein inwieweit ihre Anordnungen vollzogen wurden, blieb abhängig von den jedesmaligen Umständen und dem Belieben der Betreffenden, von denen Viele es vorzogen, unter den obwaltenden schwankenden Verhältnissen keinem der beiden Herren zu dienen, welche sich im südlichen Schleswig die Herrschaft streitig machten. Dies zeigte sich namentlich hinsichtlich der Steuerzahlung; denn obwohl von diesseits der Demarkations-Linie wenig Geld in die Kasse der Landesverwaltung floß, so kam doch während des Winters auch an die Schleswig-Holsteinische Haupt-Kasse nach Rendsburg aus dem südlichen Schleswig nur ein unverhältnißmäßig unbedeutender Theil der Steuern ein. Die eigentlich und faktisch wirksamste Civil-Autorität im südlichen Schleswig war damals eine Vereinigung, die obwohl lediglich privaten Charakters und auf freier Association beruhend, doch in jenem Landestheil mehr Macht und Einfluß besaß, als Landesverwaltung und Statthalterschaft zusammengenommen. An der Spitze jener Vereinigung stand ein Central-Comité in der Stadt Schleswig; seine Aufgabe war die Centralisation der Deutschen Elemente im Herzogthum gegenüber den usurpatorischen Gewaltmaßregeln der Landesverwaltung, die Unterstützung derer, welche

in Folge ihres Widerstandes zu leiden hatten. Dies war namentlich der Fall hinsichtlich der häufigen militärischen Executionen, welche die Landesverwaltung über die Widerspänstigen verhängte. Auch die Preußischen Truppen, welche sich sonst zwar zur gewaltsamen Durchführung der in Flensburg beschlossenen Maßregeln nicht gebrauchen ließen, konnten oder wollten doch ihre Verwendung als Executions-Einquartierung nicht immer ablehnen. Um den dadurch betroffenen Communen und Einzelnen die daraus erwachsende Last zu erleichtern, entfaltete nun das Central-Comité seine Thätigkeit; regelmäßige Steuer-Ausschreibungen nach der Pflugzahl wurden erlassen, und die Deutschgesinnte Bevölkerung contribuirte willig zu den Opfern, welche der passive Widerstand kostete. Außer dieser mehr materiellen Thätigkeit ward das Central-Comité noch vielfach in Anspruch genommen; es bildete die Seele des zähen und ausdauernden Widerstandes, den die Landesverwaltung im südlichen Schleswig fand. Alle größeren und gemeinsamen Gegenbestrebungen gingen von hier aus; von hier aus ward die Wachsamkeit und der Muth der Bevölkerung rege erhalten, von hier aus die stille aber nichts desto weniger großartige Agitation geleitet, welche dem administrativen Eindringen des Dänenthums einen unübersteiglichen Wall entgegensetzte. Man sah hier wieder ein glänzendes Beispiel von Selbst-Regierung eines Volkes unter den schwierigsten Verhältnissen, und wenn der Zustand des Landes ein so ruhiger war, wie er gewesen ist, trotz der in den Regierungs-Organen herrschenden Unsittlichkeit und den von der Landesverwaltung ausgehenden Provokationen zur Anarchie, so war dies nur dem eben so gesetzlichen und ruhigen als zähen Volkscharakter neben der einsichtsvollen Leitung des Central-Comité's und der unter ihm wirkenden Lokal-Ausschüsse zu verdanken.

Der Widerstand, den Schleswig bis dahin geleistet hatte, ward aber getragen von einer Voraussetzung, der nämlich, daß die Statthalterschaft, sobald die durch die Schlacht von Fridericia decimirte Armee sich hinlänglich completirt habe, den nur faktisch, nicht rechtlich aufgegebenen Besitz von Schleswig, wieder antreten und das Heer über die Eider schicken werde, um die Peiniger des Landes zu verjagen.*) Die Schleswiger

*) Die Preußischen und Schwedisch-Norwegischen Occupations-Truppen waren nur zu inneren polizeilichen Zwecken bestimmt, und würden, wenn die Schleswig-Holsteiner in Schleswig einmarschirt wären, das Land sofort geräumt haben, da sie keinen Auftrag hatten, einer einrückenden bewaffneten Macht sich entgegen zu werfen.

hatten ein Recht zu jener Voraussetzung, denn der Grund, wodurch die Regierung im August 1849 das faktische Aufgeben Schleswigs und das Zurückziehen der Truppen über die Eider der Volksvertretung gegenüber motivirt hatte, war die Unmöglichkeit mit der bei Fridericia stark gelichteten Armee den Dänen erfolgreichen Widerstand zu leisten, nachdem die Bundestruppen in Folge des Berliner Waffenstillstandes die Herzogthümer verlassen haben würden. Anfangs erwartete man daher die Wiederbesetzung Schleswigs schon im Spätherbst 1849, allein die Regierung wußte durch allerlei Ausflüchte den Termin immer weiter hinauszuschieben, während sie andererseits den je länger je stärker drängenden Schleswigern stets mehr oder weniger bestimmte Zusage gegeben und sie zur Fortführung des Widerstandes ermuthigt hatte. Auch die Landesversammlung hatte im Laufe des Winters mehrfache Beschlüsse gefaßt, welche eine Wiederbesetzung Schleswigs beantragten, ohne daß indeß die Regierung diesen Beschlüssen Folge gegeben hätte. Die Bestrebungen der Landesversammlung wurden unterstützt durch zahlreiche Deputationen aus allen Gegenden Schleswigs, welche im Laufe des Januar in Kiel erschienen waren, um der Regierung und Landesversammlung das Unerträgliche des bisherigen Zustandes in Schleswig ans Herz zu legen, und eine Beendigung desselben durch den Einmarsch unserer Armee zu verlangen. Aber die Regierung steckte zu tief in den diplomatischen Schlingen. Selbst nachdem ein im November eingeleiteter Versuch, durch beiderseitige Vertrauensmänner den Streit mit Dänemark zu schlichten, Ende Januar an der hartnäckigen Unversöhnlichkeit des Dänischen Kabinets gescheitert war, noch bevor unsere Vertrauensmänner, die Herren Prehn, Mommsen und Dr. Steindorff nach Kopenhagen abgereist waren — selbst da war die Regierung von der thörichten Hoffnung auf dem Wege der Verhandlungen zu einem erträglichen Resultat zu gelangen noch nicht geheilt, und hatte leider an der Majorität der Landesversammlung eine Stütze. Kurz vor ihrer letzten Vertagung am 6. Februar hatte die Landesversammlung in einer geheimen Sitzung den Bünger'schen Antrag auf Wiederbesetzung Schleswigs verworfen und statt dessen einen vermittelnden Antrag angenommen, der einem abermaligen durch die Deutschen Mächte anzustellenden Unterhandlungsversuch Raum ließ. Derselbe erfolgte Ende Februar und Anfang März durch den Präsidenten Vollpracht, Mitglied des Verwaltungsraths der Unionsregierungen, welcher nach den Herzogthümern gesandt ward, um aus eigener Anschauung die Verhältnisse namentlich

im Schleswig'schen kennen zu lernen. Diese Mission war natürlich eben so erfolglos, wie alle früheren Versuche, die Landesverwaltung zu einer anderen Handhabung ihres Regiments zu bewegen.

Inzwischen wurden die Klagen aus Schleswig immer lauter und dringender; auch Holstein, welches seit dem vorigen Spätsommer fast die ganze Last der Unterhaltung einer verhältnißmäßig großen Armee und eines für dies Herzogthum allein viel zu zahlreichen und zu kostbaren Beamtenpersonals zu tragen hatte, ward ungeduldig, und drängte auf Entscheidung.

Da verbreitete sich plötzlich zu Anfang März die Kunde von Maßregeln, welche kaum anders gedeutet werden zu können schienen, als auf eine Absicht der Statthalterschaft, nunmehr den von der Bevölkerung so sehnlich gewünschten Schritt zu thun, die nur faktisch aufgegebene Herrschaft über Schleswig wieder in die Hand zu nehmen und die Armee über die Eider marschiren zu lassen.

Unterm 8. März hatte die Centralhauptkasse zu Rendsburg im Auftrage des Finanzministeriums Circularschreiben an Obrigkeiten und Hebungsbehörden im Schleswig'schen erlassen, wodurch dieselben aufgefordert wurden, Sorge zu tragen, daß nunmehr sämmtliche Steuerrückstände aus dem Jahr 1849 und aus früheren Jahren unverzüglich eingezahlt würden. Am Schluß des betreffenden Schreibens war hinzugefügt, „daß für alle im etwaigen Widerspruch mit Anordnungen der sogenanten Landesverwaltung zu Flensburg vorzunehmenden Amtshandlungen sowie für die Anerkennung der von den Steuerpflichtigen danach zu leistenden Zahlungen von der Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein die Gewährleistung übernommen werde". —

Ein solcher Erlaß schien nur der unmittelbare Vorläufer der Wiederbesetzung Schleswigs durch unsere Armee sein zu können; Niemand konnte glauben, daß die Statthalterschaft die Thorheit begehen werde, die Schleswiger offen zum Bruch mit der Landesverwaltung zu ermuntern, die Steuern kategorisch einzufordern und gar noch die daraus entstehenden Folgen zu übernehmen, wenn sie nicht sicher war, in der Armee eine reelle Macht im Schleswig'schen zu ihrer Verfügung zu haben. Es konnte dies um so weniger angenommen werden, als die Landesverwaltung selbst im südlichen Schleswig noch eine gewisse Stütze an den Preußischen Truppen hatte, die sich wenn auch nur in beschränktem Maße zu Executions-Einquartierung hergaben und Creaturen der Landesverwaltung

wie Davids in Husum schützten. War unter diesen Umständen ein Erlaß, wie der angeführte, denkbar, wenn nicht die Statthalterschaft die Armee demselben auf dem Fuß folgen zu lassen beabsichtigte?*) —

Dazu kam nun gleichzeitig eine andere Nachricht, welche auch auf einen bevorstehenden Wiederbeginn der militärischen Operationen zu deuten schien: die Beurlaubten, welche im Laufe des Winters zahlreich entlassen waren, wurden zu ihren Corps wieder einberufen. Diese Nachricht verbreitete sich, obwohl die inländische wie die Hamburger Presse auf einen gegebenen Wink darüber schwieg, doch wie ein Lauffeuer durch das Land. Namentlich in Schleswig gab man sich bereits den sichersten Hoffnungen hin; man glaubte schon die Tage zu wissen, wann der Einmarsch unserer Armee erfolgen werde, und traf Anstalten, sie festlich zu empfangen. Auch in Holstein war man froh, daß das Temporisiren endlich ein Ende haben solle. Kundige mußten freilich schon aus einem einzigen Umstande den Verdacht schöpfen, daß an eine selbständige Wiedereröffnung des Kriegs, wie sie die nothwendige Folge der Wiederbesetzung Schleswigs sein mußte, von Seiten der Statthalterschaft nicht gedacht ward. Es waren nämlich zwar die Beurlaubten, nicht aber die Reserven einberufen; dies Letztere hätte aber unfehlbar geschehen müssen, wenn der Einmarsch in Schleswig und der Wiederbeginn des Krieges in so naher Aussicht gestanden hätte. Aber was sollte denn die Einberufung der Beurlaubten, da die Regierung alle Ursache hatte, die Kräfte des Landes zu schonen? —

Die Einberufung der Beurlaubten in Verbindung mit der angeführten finanziellen Maßregel verbreitete auch auswärts den Glauben an eine nahe bevorstehende Schilderhebung der Herzogthümer. Selbst die Preußische Regierung, wenn sie gleich schon damals entgegenstehende Versicherungen der Statthalterschaft haben mochte, traute doch dem Frieden nicht, und sandte den General von Rauch in vertraulicher Mission

*) Die Schleswiger, welche in Folge jenes Erlasses damals nach Rendsburg zahlten, mußten dies später, als die Dänen nach der Schlacht bei Idstedt vollständig Herren in Schleswig wurden, schwer büßen, indem sie die Steuern noch einmal an die Dänen nachzahlen mußten. Wäre unsere Armee damals im Frühjahr eingerückt, so hätten sich später die Schleswiger darauf berufen können, daß sie gezwungen die Steuern nach Rendsburg gezahlt hätten. Da sie es aber ohne ersichtlichen Zwang ganz freiwillig gethan, hatten sie später gar keine Entschuldigung. Die Garantie der Statthalterschaft nützte ihnen natürlich nichts.

nach Schleswig-Holstein. Die Wahl des Generals war eine Concession des Preußischen Kabinets an Rußland, bei dessen Kaiser Herr von Rauch persönlich in hohem Ansehn stand. Rußland hatte nämlich der Preußischen Regierung schon lange die ernstlichsten Vorwürfe gemacht wegen der Unterstützung, die es dem „Aufruhr" in den Herzogthümern noch immer insgeheim angedeihen lasse; namentlich berief man sich auf die zweideutige Haltung des Preußischen Truppencorps im südlichen Schleswig. Kaiser Nicolaus sollte soweit gegangen sein, gegen den Preußischen Gesandten in Petersburg die Drohung fallen zu lassen, er werde mit 600,000 Mann nach Berlin marschiren, wenn Preußen sein Benehmen nicht ändere. Das war natürlich eine lächerliche Radomontade, denn daß Rußland Armeen von 600,000 Mann nicht aus dem Aermel schütteln konnte, wußte Jeder. Nichts desto weniger war man in Berlin in höchsten Regionen sehr bestürzt und die Kreuzzeitungspartei am Hofe, der die Schleswig-Holsteinische Erhebung auch als „Aufruhr" verhaßt war, wirkte mit Rußland in derselben Richtung. Man war in Berlin einen Augenblick auf dem Punkt, den Frieden mit Dänemark um jeden Preis abzuschließen; das Kopenhagener Blatt Faederlandet höhnte, wenn man in Berlin etwas ausrichten wolle, so müsse man blanke Bayonnette am Horizont zeigen. — Rußland zu Gefallen wählte man also den General Rauch; er war vom 9. bis 13. März in den Herzogthümern und hatte außer mit der Statthalterschaft in Kiel auch Conferenzen mit der Landesverwaltung in Flensburg und dem General Hahn in Schleswig. Seine Aufgabe ging dahin, die Statthalterschaft von einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ernstlich abzumahnen und für den Fall, daß eine solche dennoch statt finden sollte, eine sofortige Abberufung der in der Schleswig-Holsteinischen Armee dienenden Preußischen Officiere vom General Bonin an, in Aussicht zu stellen. Also abermals die alte Geschichte! Dabei sollte Rauch die Schleswigschen Verhältnisse in Augenschein nehmen und bei der Landesverwaltung auf die Herstellung befriedigender Zustände dringen. Bei seiner Abreise konnte der General die beruhigende Gewißheit mitnehmen, daß die Statthalterschaft eine Wiederbesetzung Schleswigs nicht beabsichtige und ein Ausbruch der Feindseligkeiten nicht zu erwarten stehe. Im Schleswig'schen blieb natürlich trotz Vollpracht und Rauch Alles beim Alten.

Die Sendung des Preußischen Generals, über welche anfangs nur

unvollständige Gerüchte ins Publikum drangen, trug nicht wenig dazu bei, die Verwirrung der öffentlichen Meinung zu erhöhen. Alle nicht Eingeweihten mußten glauben, sie sei es gewesen, welche die von der Statthalterschaft beabsichtigte Wiederbesetzung Schleswigs gehindert habe. Die Schleswiger warteten von einem Tage zum anderen auf die Ankunft der Armee. Als sich dann allmälig die Gewißheit herausstellte, daß eine Ueberschreitung der Eider nicht erfolgen werde, machte der anfängliche Enthusiasmus einer tiefen Mißstimmung Platz. Viele hielten die Steuern, die sie sonst bezahlt haben würden, zurück oder bedauerten, daß sie dieselben in der ersten falschen Freude schon bezahlt hatten. Ein tiefer Unwille bemächtigte sich der Gemüther. Das Vertrauen zur Regierung sank in acht Tagen mehr, als früher in eben so vielen Monaten. Auch in Holstein griff die Unzufriedenheit immer mehr um sich, bei der Aussicht, daß die alte lahme Zauderpolitik noch länger fortgesetzt werden solle.

Das war die Situation, als am 19. März die Landesversammlung wieder zusammentrat. Sie war von der Regierung wie schon bemerkt, eingerufen, weil das Kriegsbudget in der frühern Diät nur auf drei Monate bewilligt war und es mithin einer neuen Bewilligung bedurfte. Es ward indeß erwartet, daß die Regierung Aufschlüsse geben werde über die politische Lage des Landes, namentlich über die letzten, wie es schien, völlig unbegreiflichen Maßregeln, und bei der im Lande herrschenden Mißstimmung mußte ein Conflict zwischen Regierung und Landesversammlung als sehr möglich erscheinen. Derselbe blieb auch in der That nicht aus.

Die wichtigen politischen Verhandlungen dieser Diät wurden fast ausschließlich in geheimen Sitzungen vorgenommen. Mit den geheimen Sitzungen ward überhaupt in der Landesversammlung ein arger Mißbrauch getrieben; bei allen Verhandlungen, welche wichtige Fragen der Politik oder der Finanzen betrafen, letztere soweit sie durch das Militär-Budget afficirt wurden, pflegte die Oeffentlichkeit ausgeschlossen zu werden. Vergebens machte die Linke zu verschiedenen Zeiten den Versuch, diese Geheimnißkrämerei zu beseitigen; sie ward meistens überstimmt und mußte sich fügen. Einen Nutzen hatte das Geheimniß der Verhandlungen nicht. Denn theils ward das Wesentliche derselben doch bald bekannt und die eigentlichen Resultate, z. B. der Rückmarsch der Armee über die Eider im Herbst 1849 oder der Nichteinmarsch in Schleswig im Frühjahr

1850, oder endlich die Ausschreibung neuer Steuern, um das Kriegsbudget um diverse neue Millionen zu erhöhen, — solche Resultate der geheimen Verhandlungen mußten so wie so veröffentlicht werden. Zudem erfuhren die Dänen durch andere Canäle doch über unsere finanziellen wie militärischen Verhältnisse die genaueren Details; sie wurden von ihren geheimen Anhängern in den Herzogthümern und in Hamburg in dieser Hinsicht gut genug bedient. So wenig also das Geheimniß unserer Verhandlungen nach dieser Seite hin nützte, so sehr schadete es in anderer Beziehung dem eigenen Lande gegenüber. Während es sich in den zahlreichen geheimen Sitzungen um die wichtigsten Angelegenheiten handelte, erfuhr das Land nichts darüber und las in den Zeitungen nur, wie seine Abgeordneten sich mit Stempelpapier oder Canalzoll-Intraden, mit Post-Porto-Tarifsätzen oder gar mit dem Schicksal der Rebhühner, Rehe, Hasen und Füchse beschäftigten. Und traten endlich nun die Resultate der geheimen Sitzungen ans Tageslicht, in der Form neuer Steuern oder Anleihen, so mußte es an Verständniß für die Nothwendigkeit derselben fehlen, weil die vorausgegangenen Verhandlungen geheim blieben.

Dabei hätte man nun wenigstens erwarten sollen, daß die Regierung durch die Geheimhaltung der Verhandlungen sich bewogen gesehen hätte, die Landesversammlung durch erschöpfende Mittheilungen über den Stand der diplomatischen Beziehungen oder sonstige wichtige Angelegenheiten militärischer und politischer Art vollständig aufzuklären. Allein auch dies geschah nicht; die Regierung behielt oft die wichtigsten Dinge, deren Kunde zur Orientirung der Abgeordneten durchaus nothwendig gewesen wäre, trotz des Geheimnisses der Sitzungen für sich, und die Landesversammlung erfuhr davon erst auf anderen Wegen. Ein solcher eklatanter Fall kam in dieser Diät vor. Der Departementschef von Harbou hatte uns angeblich über den Stand der diplomatischen Beziehungen Alles, was von Bedeutung sei, mitgetheilt; da brachten eines Tages die Zeitungen ein Aktenstück, welches mit Recht das größeste Aufsehen erregte. Es war eine vom 19. März datirte Note des damaligen Preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Schleinitz, an die Statthalterschaft, in welcher in Folge der Mission des General von Rauch die Letztere wie die Schuljungen abgekanzelt und ziemlich ohne Umschweife Lügen gestraft wurde. Ich richtete sofort mit dem Zeitungsblatt in der Hand an unseren Departementschef die Interpellation, was es mit diesem Aktenstück für eine Bewandtniß habe. Herr

von Harbou wußte für den Augenblick nichts zu erwidern; sein Schweigen erregte große Indignation. Nach einigen Tagen, als er sich besonnen hatte, erhielten wir die Antwort, daß das Schreiben allerdings authentisch sein, daß man es aber nicht mittheilen zu dürfen geglaubt habe, da zum richtigen Verständniß eine Bezugnahme auf vertrauliche Aeußerungen und Mittheilungen nöthig gewesen wäre, die man nicht habe verantworten können. — Was nützten dann die geheimen Sitzungen? —

Sofort nach ihrem Zusammentritt war der Landesversammlung eine Regierungsvorlage mitgetheilt, in welcher außer dem ordinären Kriegsbudget von ungefähr 1,200,000 Thalern noch ein außerordentlicher Zuschuß von etwa 3,200,000 Thalern*) für das laufende Jahr verlangt wurde, welche durch eine gezwungene Anleihe aufgebracht werden sollte. Für die Begutachtung dieser Vorlage ward ein großer, aus funfzehn Personen bestehender Ausschuß erwählt, in welchem alle Fraktionen gleichmäßig vertreten waren. Auch ich befand mich unter den Mitgliedern desselben.

Die nächstliegende Frage, an welche sich die weiteren politischen Erörterungen knüpfen mußten, war die: wozu wollte die Regierung das verlangte Geld gebrauchen? Wollte man sich endlich von dem Preußischen Einfluß um jeden Preis los machen, wollte man Dänemark gegenüber eine selbständige Stellung einnehmen, wollte man endlich etwas Entscheidendes beginnen, wollte man den Schleswigern die lange ersehnte Befreiung bringen? —

Was der Ausschuß aus dem unglaublich zähen Departementschef des Auswärtigen herauspreßte und was in einer vertraulichen Conferenz mit den Mitgliedern der Statthalterschaft seine Bestätigung fand, war sehr wenig erbaulich. In Betreff der jüngsten unbegreiflichen Maßregeln, der Steuerausschreibung in Schleswig und Einberufung der Beurlaubten, erfuhren wir nun mit authentischer Gewißheit, daß es gar nicht die Absicht gewesen, in Schleswig einzurücken. Vielmehr lag jenen Maßregeln das phantastische Project einer sogenannten civilen und friedlichen Occupation Schleswigs oder wenigstens des südlichen Theils davon zu Grunde. Herr von Harbou wollte das Herzogthum auf administrativem Wege wieder erwerben, ohne einen einzigen Mann marschiren zu lassen, — gewiß ein kühner Gedanke, der nichts gegen sich hatte als die Unausführbarkeit. Abgesehen von dem nördlichen Schleswig, wo die civile Occu-

*) 3 und resp. 8 Millionen Mark Courant.

pation wegen der ganz zur Disposition der Landesverwaltung stehenden Schweden und Norweger zur Unmöglichkeit ward, bot im Süden das Preußische Occupationscorps, wenn es sich auch weniger von der Landesverwaltung gebrauchen ließ, doch für eine offene Wiederherstellung des Regiments der Statthalterschaft ein unübersteigliches Hinderniß. Zudem war es natürlich, daß es trotz der Deutschen Gesinnung auch in Südschleswig eine Menge von Leuten gab, die unter den obwaltenden schwankenden politischen Verhältnissen möglichst sicher zu gehen wünschten, und ein offenes Bekenntniß zur Statthalterschaft namentlich durch Steuerzahlung vermieden, so lange die Statthalterschaft nicht als volle Macht wieder auftrat, und dies konnte in den Augen des Volks nur durch den Einmarsch der Armee geschehen. Verweigerte Jemand die Steuerzahlung, oder lehnte ein Hebungsbeamter die Uebersendung der Gelder nach Rendsburg ab, so hatte die Statthalterschaft kein Mittel in Händen, die Nachachtung ihrer Befehle zu erzwingen. Kurz, noch während des Zusammenseins unserer Landesversammlung stellte sich die sogenannte civile Occupation Schleswigs als eine im Großen und Ganzen gescheiterte Maßregel heraus. Die Einberufung der Beurlaubten, die soviel Sensation im Lande und auswärts gemacht hatte, war nach den dem Ausschuß zu Theil gewordenen Aufklärungen lediglich ein Anhängsel der „civilen Occupation" gewesen. Man hatte den Fall für denkbar gehalten, daß die Dänen aus Aerger über die letztere Maßregel den Waffenstillstand brächen, und die Herzogthümer angriffen. Um für einen solchen Fall nicht ganz ungerüstet zu sein, hatte man die Einberufung angeordnet, eine eben so kostspielige als überflüssige Maßregel; denn daß die Dänen nicht so dumm sein würden, den Waffenstillstand zu brechen und noch dazu um einer Maßregel willen, die von selbst scheitern mußte, ließ sich leicht voraussehen.

So wenig befriedigend die Aufklärungen der Regierung über die bisher befolgte Politik waren, so ungenügend waren die Aussichten, welche sie für die Zukunft eröffneten. Trotzdem, daß die militärischen Rüstungen erklärtermaßen seit Anfang März vollendet waren, wollte die Regierung hinsichtlich der Wiederbesetzung Schleswigs keinerlei bestimmte Zusagen ertheilen; überhaupt stellte sie keinerlei entscheidende Maßnahmen in Aussicht; sie schmeichelte sich noch immer mit der trügerischen Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, das südliche Schleswig bis zur Demarkationslinie auf friedlichem Wege unter ihre alleinige Botmäßigkeit zu bringen. Zu-

gleich sollte auf den Rath Preußens abermals ein Versuch gemacht werden, directe Unterhandlungen mit Dänemark anzuknüpfen. Dabei sollte die Armee durch Einbehaltung der Beurlaubten fortdauernd auf halbem Kriegsfuß erhalten werden, angeblich, sowohl um den Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben, als um für einen etwaigen plötzlichen Angriff der Dänen in Bereitschaft zu sein.

Also im Wesentlichen nur eine Fortsetzung der bisherigen Regierungspolitik der Unentschlossenheit, des aufs Unbestimmte Hinhaltens, des Diplomatisirens, des ins Blaue hinein Experimentirens! Er war nur natürlich, daß die Eröffnungen der Regierung auf den Ausschuß wie auf die Versammlung einen durchaus schlechten und unbefriedigenden Eindruck machten. Es war klar, die Regierung hatte gar keine feste bestimmte Politik nach irgend einer Richtung hin; sie wollte sich wie bisher von den Umständen treiben lassen und — abwarten. Den Schleswigern ward keine Aussicht auf Erlösung eröffnet; die friedliche Occupation hatte sich als trügerisches Phantom erwiesen; mit der Preußischen Politik ward nicht gebrochen; vielmehr sollten gerade auf den Wunsch Preußens nun mit Dänemark abermals Unterhandlungen angeknüpft werden, nachdem erst vor wenigen Monaten der Versuch mit den Vertrauensmännern einen eben so kläglichen Ausgang genommen hatte, wie die Vollpracht'sche Mission vor wenigen Wochen. Dabei sollte ein großes Heer, von mehr als 20,000 Mann, auf den Beinen erhalten werden, ohne daß man Gebrauch davon machte, und das Land sollte, um dies möglich zu machen, aufs Neue mit schweren Opfern belastet werden. Und wenn nun die einzuleitenden Unterhandlungen, wie dies mit mathematischer Sicherheit vorausgesehen werden konnte, schließlich doch wieder scheiterten, so hatte man eine kostbare Zeit verloren, die Kräfte des Landes aufgezehrt, Verstimmung und Mißtrauen im Volk Platz greifen lassen, um endlich eben so weit zu sein, als man vorher gewesen war. Gar nicht zu gedenken der Gefahr, welche ein längeres Hinausschieben eines entscheidenden Schrittes schon deshalb für uns haben mußte, weil der Abschluß eines schimpflichen und für uns unannehmbaren Friedens von Seiten Preußens zu besorgen stand, wie er denn auch im Anfang Juli wirklich erfolgte.

Von solchen und ähnlichen Erwägungen geleitet, beschloß der Funfzehnerausschuß mit seltener Einstimmigkeit*) drei sehr entschieden ge-

*) Nur 2 Stimmen waren gegen den zweiten Punkt.

faßte Resolutionen bei der Versammlung zu beantragen; der erste Punkt enthielt eine offene Mißbilligung der Regierungspolitik; der zweite die Forderung der Wiederbesetzung Schleswigs; der dritte knüpfte die verlangte Geldbewilligung an eine vorherige Verständigung über die demnächst zu befolgende Politik. Außer diesen drei Punkten beabsichtigte der Ausschuß ursprünglich auch noch auf ungesäumte Erledigung der bisher noch immer verschleppten Officiersfrage zu dringen; er stand indeß davon ab, da die Regierung erklärte, daß dieser Punkt bereits so wie so seiner definitiven Erledigung entgegengehe. Indeß ward doch dem Bericht des Ausschusses eine sehr scharfe Rüge der bisherigen Saumseligkeit der Regierung in dieser Sache einverleibt.

Am Gründonnerstage begannen dann die Verhandlungen über die Ausschußanträge in der Versammlung. Das Centrum hielt mit der Linken; Hardesvogt Matthiessen, Berichterstatter des Ausschusses, ging sehr gegen die Regierung ins Feuer. Im Gegensatz zu dem Ausschuß hatte der Herzog von Augustenburg einen Antrag gestellt, bestimmt im Wesentlichen die Regierungspolitik durchzusetzen. Sein Antrag wollte die Regierung zur Einleitung neuer directer Friedensunterhandlungen mit Dänemark ermächtigen, nach deren etwaigem Fehlschlagen erst die „Anwendung kräftigster Mittel“ in Beziehung auf Schleswig in ferne Aussicht gestellt ward. Der Herzog, der sich sonst nicht allzuviel um die Versammlung kümmerte, erschien stets wenn große politische Fragen verhandelt wurden, und obwohl er es sonst liebte, im Privatgespräch den mit der Politik der Regierung Unzufriedenen zu spielen, so machte er doch in solchen entscheidenden Lagen seinen Einfluß und sein Talent der Intrigue für die Regierungspolitik geltend. Der stille Freitag, wo keine Verhandlungen statt fanden, war vom Herzog benutzt, seinem Antrag Anhänger zu erwerben; es war ihm bei der großen Mehrzahl der Rechten und einem kleinen Theil des Centrums wirklich gelungen. Allein in der Debatte der geheimen Sonnabendsitzung erfuhr der Antrag des Herzogs eine so vernichtende Kritik, daß er trotz aller Anstrengungen des Urhebers und des Herrn von Harbou bei der Abstimmung durchfiel. Auch die beiden jungen Diplomaten Sammer und Dr. Carl Lorentzen waren unter denen, welche für die Herzoglich-Harbou'sche Politik ihre Stimme abgaben. Dagegen nahm die Versammlung die vom Ausschuß vorgeschlagenen Resolutionen an, den ersten Punkt, das Mißtrauensvotum gegen die Regierung mit 53 gegen 38 Stimmen, den zweiten, die Wieder-

besetzung Schleswigs mit 48 gegen 43, den dritten: Ablehnung der Geldbewilligung bis zu erfolgtem Einlenken der Regierung mit 60 gegen 31 Stimmen.

Nach diesen Beschlüssen der Versammlung, die namentlich, wenn man die voraufgegangene Debatte hinzunahm, eine eklatante Niederlage der Regierungspolitik waren, hätte man denken sollen, entweder daß die Regierung nachgegeben hätte, oder daß die Departementschefs, falls sie dies nicht wollten, abgetreten wären; vor Allem schien dies für Herrn von Harbou, der als der Hauptträger der bisherigen Politik galt, unvermeidlich. Aber weit entfernt, einen solchen Schritt zu thun, richtete die Regierung bei der Wiederaufnahme der Sitzungen nach Ostern eine abermalige Mittheilung an die Versammlung, in der sich ein Souveränitätsgefühl aussprach, welches bei einem legitim auf den Thron gelangten Fürsten kaum stärker hätte sein können. Die Regierung erklärte in diesem Schreiben einfach, auf die Anträge der Landesversammlung nicht eingehen zu können und namentlich in dem verlangten Einrücken des Heeres in das Herzogthum Schleswig eher eine Gefährdung als eine Förderung der Landessache erblicken zu müssen. Zugleich war der Versammlung sehr bestimmt das Recht abgesprochen, die Geldbewilligung von einer Aenderung der Regierungspolitik abhängig zu machen. Schließlich appellirte die Regierung an die Vaterlandsliebe der Landesversammlung, durch die sie sich doch nunmehr zur Bewilligung des verlangten Geldes bewegen lassen möge.

Das war denn doch etwas stark. Nach der Niederlage in der Debatte und den wohlerwogenen Beschlüssen der Versammlung erklärt die Regierung einfach, auf dieselben nicht eingehen zu können, liest den Abgeordneten den Text über unbefugte Einmischung in die Politik und verlangt schließlich, ohne neue Gründe vorzubringen, das Geld, was ihr so eben erst abgeschlagen war!

Vergeblich bemühte sich Syndikus Prehn für diese Mittheilung der Regierung einen neuen Ausschuß erwählen zu lassen; sie ward durch Beschluß der Versammlung an den alten, den Fünfzehner-Ausschuß gewiesen, und wir waren hier sehr bald darüber einig (wieder mit 13 gegen 2 Stimmen), daß die Mittheilung der Regierung durchaus nicht geeignet sei, eine Aenderung in den einmal gefaßten Beschlüssen hervorzubringen. Schon am folgenden Tage kam ein hierhin gehender Antrag des Ausschusses in der Versammlung zur Verhandlung; bei der Abstimmung

zeigte es sich indeß, daß die bisherige Majorität, Angesichts der von der Regierung bewiesenen Zähigkeit, bereits wankend geworden war; der Ausschußantrag ward zwar noch angenommen, aber nur mit einer Stimme Majorität.

Schon vor dieser Abstimmung hatte die Regierung, um wo möglich die Annahme des Ausschußantrags zu hintertreiben, erklärt, daß sie demnächst eine neue Vorlage einzubringen gedenke, und eine solche ward dann der Versammlung am 4. April auch wirklich mitgetheilt. Eine Aenderung der Regierungspolitik ward darin so wenig in Aussicht gestellt, als in dem Antwortschreiben auf die drei Resolutionen; doch erklärte die Regierung, falls man sich nicht dazu verstehen wolle, für die noch übrigen 9 Monate des Jahres die verlangte volle Summe von 8 Millionen Mark zu bewilligen, so wolle sie auch mit einer Bewilligung für eine kürzere Frist zufrieden sein und verlangte zu dem Ende 6 Millionen Mark (= 2,400,000 Thaler) für die nächsten drei Monate. Von den 6 Millionen sollten 4 durch eine gezwungene Anleihe, 2 durch eine außerordentliche Kriegssteuer gedeckt werden. Diese Concession der Regierung war natürlich eine nur scheinbare, weil die anfangs verlangten 8 Millionen für 9 Monate, die jetzt verlangten 6 aber nur für 3 Monate verlangt wurden. Man stellte die Sache so dar, die Regierung müsse doch Geld haben, und namentlich auch für etwa eintretende außerordentliche Fälle, bis die neue demnächst zusammentretende erste ordentliche Landesversammlung den eigentlichen Willen des Landes kund thun könne.

Die bisherige Majorität, soweit sie durch das Centrum gebildet ward, war bereits in vollem Rückzuge aus der Oppositionsstellung gegen die Regierung begriffen; man ging mit klingendem Spiel in das Lager der Rechten über — mit wenigen Ausnahmen. Dies zeigte sich alsbald bei der Wahl eines Ausschusses für diese neue Regierungsvorlage. Rechte und Centrum setzten es durch, daß dieselbe nicht an den alten Funfzehner-Ausschuß, sondern an einen neuen aus sieben Mitgliedern bestehenden Ausschuß zur Begutachtung überwiesen ward. Von den sieben gehörten vier Mitglieder der Rechten an, darunter der Advokat von Prangen der Bedeutendste; von der Linken gelangten nur Theodor Olshausen und Dr. Gülich, vom Centrum nur Herr M. T. Schmidt in den Ausschuß. Schon durch diese Ausschußwahl ließ sich das Ende der Sache mit Sicherheit voraussehen.

Der Ausschuß theilte sich alsbald in eine Majorität, aus den vier

Mitglieder der Rechten, und eine Minorität, aus den drei des Centrums und der Linken bestehend. Jene schlug einen halben Weg ein; sie proponirte, der Regierung für die von ihr in Aussicht gestellte Politik zwar Geld zu bewilligen, aber nicht so viel als sie haben wollte, statt 6 Millionen nämlich nur 4 Millionen Mark, die sich wegen der auf Schleswig abzurechnenden Ausfälle auch noch stark würden reducirt haben. Die Minorität ging dagegen von der Ansicht aus, daß der Regierung überhaupt nur in dem Falle Geld zu bewilligen sei, wenn dieselbe sich zu einer selbständigen und entschiedenen Politik namentlich hinsichtlich Schleswigs verstehe. Dabei ward es der Statthalterschaft anheim gegeben, gleichzeitig mit der Entfernung der Preußischen Truppen aus Schleswig und dem Einmarsch der unsrigen Dänemark solche Friedensvorschläge zu machen, wie sie einerseits durch die Lage der Verhältnisse, andererseits durch die Rechte des Landes geboten seien. Zur Ausführung einer solchen Politik beantragte die Minorität der Regierung die in der ersten Vorlage verlangten 8 Millionen Mark zur Disposition zu stellen. Die Minorität wollte also im Wesentlichen schon damals ausführen, wozu sich die Regierung ein Vierteljahr später nach dem Berliner Frieden doch gezwungen sah.

Am Sonnabend den 6. April erstattete der Ausschuß seinen Bericht und die Verhandlungen begannen. Die Anträge der Minorität, von Theodor Olshausen klar und eindringlich begründet, waren so gemäßigt und vereinigten Entschiedenheit und Versöhnlichkeit so gut, daß selbst der Präsident Bargum ihre Annahme der Regierung dringend empfahl. Freilich vergebens! Am Montag den 8. April erklärte sich die Regierung durch ihr damaliges Hauptorgan, Herrn von Harbou, gegen die Anträge der Majorität des Ausschusses eben so sehr als gegen die der Minorität, und kühn gemacht durch den bisherigen Erfolg, bestand sie hartnäckig darauf, daß ihr wenigstens die verlangten 6 Millionen auf drei Monate bewilligt werden müßten, ohne daß sie sich zu einer Aenderung ihrer Politik verstehe.

Je fester und anspruchsvoller die Regierung auftrat, desto unsicherer und schwankender wurde die Majorität der Versammlung. Zudem ließen die Regierung und ihre Anhänger alle Minen springen, um ihren Willen durchzusetzen. Minister begaben sich persönlich in die Fraktionssitzungen der Rechten und des Centrums; privatim wurden die schwachen Gemüther bearbeitet; Schreckbilder von Anarchie wurden heraufbeschworen, für den

Fall, daß die gegenwärtige Regierung abtrete; man ließ im Hintergrunde sogar die Möglichkeit eines Rücktritts selbst der Statthalterschaft durchblicken, obwohl sie nicht ausgesprochen ward, ein solcher Rücktritt rechtlich auch ganz unmöglich gewesen wäre. Alles dies wirkte auf die Gemüther der Aengstlichen und der zahlreichen von der Regierung abhängigen Beamten.

Am Abend vor der Abstimmung hatte sich die Rechte mit der Mehrzahl des Centrums darüber geeinigt, der Regierung das verlangte Geld ohne Bedingung zu bewilligen, und zwar sogar die ursprünglich geforderten 8 Millionen; freilich sollten einige nichtssagende Erwägungsgründe voraufgeschickt werden, wodurch man zu verstehen geben wollte, daß man nur moralisch gezwungen durch die Rücksicht auf die prekäre Lage des Landes das Geld bewillige. An die Stelle dieses am Abend zuvor vereinbarten Antrages, der denn doch des Guten etwas zu viel zu thun schien, trat noch am Abstimmungstage ein vom Büreauchef Springer eingebrachtes Amendement, welches unter denselben Erwägungsgründen der Regierung nur die zuletzt geforderten 6 Millionen bewilligte.

Vergebens erinnerte noch am Morgen des 9. April der alte sonst der Rechten angehörige Abgeordnete Reiche die Versammlung an ihre Pflicht gegen Schleswig, und die Regierung an ihre den Schleswigern so oft gegebenen Versprechungen; vergebens schilderte er die trostlosen Zustände und die Gefahren, welchen ein längeres Zaudern die Stimmung der Bevölkerung aussetzen würde. — Vergebens führte ich der Versammlung noch kurz vor der Abstimmung zu Gemüthe, wie pflichtwidrig es sein würde, einer Regierungspolitik, von deren Verderblichkeit die Majorität nach ihren vor wenigen Tagen gefaßten Beschlüssen so vollständig überzeugt gewesen, nun durch die bedingungslose Bewilligung der verlangten Geldsummen einen so hohen Vertrauensbeweis zu geben; — daß das Vorgeben, man bewillige der Regierung das Geld nur moralisch gezwungen, nichts sei als eine leere Phrase und eine unverantwortliche Flucht vor der eigenen Verantwortlichkeit; — daß die Regierungspolitik, deren Vergangenheit eine große schiffbrüchige Masse von getäuschten Hoffnungen, zerstörten Illusionen, verfehlten Berechnungen sei, in ihrem Endresultat uns noch dahin führen werde, daß wir endlich doch nur die Wahl haben würden zwischen der Annahme eines schimpflichen Friedens oder einem Kampf bis aufs Aeußerste, dessen Chancen um so schlechter werden möchten, je länger er verschoben werde. —

Es war Alles vergebens. Die Regierung war der Majorität bereits sicher, und ihre Partei gab sich kaum mehr die Mühe zu sprechen. Man stimmte, das genügte. Manche von denen, die früher gegen die Regierung gestimmt hatten, mochten auch schweigen, weil sie sich des Abfalls von der eigenen Ueberzeugung schämten. Bei namentlicher Abstimmung ward der Antrag der Minorität des Ausschusses mit 56 gegen 40 Stimmen verworfen. Abgefallen von den früher gefaßten Beschlüssen waren unter Anderen die beiden Abgeordneten der Rechten, Senator Wall aus Altona und Gutsbesitzer Arnemann, welche im Funfzehnerausschuß als Mitglieder desselben mit für die entschiedenen Anträge gestimmt hatten, vom Centrum der Hardesvogt Matthiessen, der seiner Zeit als Berichterstatter des Funfzehnerausschusses der Regierung schärfer als sonst Jemand zu Leibe gegangen war, der Professor Olshausen und einige andere weniger bedeutende Mitglieder. Diese Abfälligen verstärkten die ursprüngliche Regierungspartei und verschafften ihr die Majorität. Unter den 40 Mitgliedern, welche für den Minoritätsantrag stimmten, waren außer der gesammten Linken mit 32 Stimmen noch 8 Stimmen vom Centrum, darunter der Kaufmann M. T. Schmidt. Schließlich ward dann der Springer'sche Antrag angenommen, wodurch der Regierung die in zweiter Instanz verlangten 6 Millionen Mark (2,400,000 Thaler) bedingungslos bewilligt wurden.

Als der Beschluß gefaßt war, rief Wiggers von Rendsburg der Versammlung zu: „Meine Herren, es ist heute der Jahrestag der Niederlage von Bau!" — Es war der 9. April, der Tag, an dem vor zwei Jahren die Schleswig-Holsteiner der Dänischen Uebermacht erlegen waren. — In der That, es war ein verhängnißvoller Sieg, den die Regierung am 9. April 1850 über die bessere Einsicht der Landesvertretung errungen hatte. Wäre die von der Versammlung ursprünglich anempfohlene Politik von der Regierung adoptirt, so wäre der Krieg einige Monate früher zum Ausbruch gekommen. Man hätte in Schleswig einrücken können, sobald die durch den zu erwartenden Abgang der Preußischen Officiere entstandenen Lücken ausgefüllt wären, und dies konnte, wenn man die Sache mit dem gehörigen Eifer betrieb, bis Ende April geschehen sein. Indem man aber die Regierungspolitik blindlings genehmigte, schob man den Beginn des Krieges noch auf drei Monate hinaus; man verlor damit eine kostbare Zeit, kostbar nicht blos des Geldes wegen, welches nutzlos verbraucht ward, sondern wahrhaft unersetzlich, weil uns

Warschau, Bronzell und Olmütz dadurch um ein Vierteljahr näher gerückt wurden. Man ließ den Dänen Zeit ihre Rüstungen zu vollenden, und, was noch viel schlimmer war, der General Willisen gewann Zeit, seine unselige Reorganisation unserer Armee, die in Wahrheit eine Desorganisation war, ins Werk zu setzen.

Einige Tage nach jenem verhängnißvollen Beschluß (13. April) vertagte sich die Landesversammlung. Es war das letzte Mal, daß diese Versammlung, die constituirende, zusammen gewesen war; da sie nicht einseitig durch die Regierung aufgelöst werden konnte, so hatte sie auf den Antrag des Gutsbesitzers Hirschfeld den Beschluß der Selbstauflösung gefaßt und die Regierung ermächtigt, auf Grund neuer Wahlen demnächst die erste ordentliche Landesversammlung einzuberufen. Die constituirende Versammlung, im Sommer 1848 auf der breiten Grundlage des allgemeinen Wahlrechts zusammengetreten, hatte mithin beinahe zwei Jahre bestanden. Ihre Hauptthat war gleich im Anfange die im Drange der Umstände nur allzusehr beschleunigte Sanctionirung des Staatsgrundgesetzes für die Herzogthümer gewesen. Leider blieb das Staatsgrundgesetz in vieler Beziehung ein leerer unausgefüllter Rahmen. Denn die constituirende Versammlung unterließ es, dem Staatsgrundgesetz durch ergänzende organische Reformen auf den Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege die nöthige Ergänzung zu geben. Man wartete hier zu lange auf die Initiative der Regierung. Die Provisorische hatte nur noch kurze Zeit nach dem Erlaß des Staatsgrundgesetzes bestanden; die Gemeinsame Regierung (Oktober 1848 bis Ende März 1849) glaubte sich als Waffenstillstandsregierung grundgesetzlich der Initiative in der Gesetzgebung enthalten zu müssen. Die Statthalterschaft legte endlich im Spätherbst 1849 der Landesversammlung die Entwürfe zu einer organischen Reform der Rechtspflege vor. Es waren die Entwürfe einer neuen Gerichtsorganisation, eines neuen Strafgesetzbuches, einer Strafproceß- und einer Civilproceß-Ordnung. Die Entwürfe wurden indeß allseitig so ungenügend befunden, daß sie von den dazu niedergesetzten Ausschüssen der Landesversammlung vollständig umgearbeitet werden mußten. Da sich inzwischen auch die Nothwendigkeit aufdrängte, das gesammte Gebiet der Verwaltung einer gründlichen Reform zu unterziehen und auch hierfür ein Gesetzentwurf ausgearbeitet werden mußte, so verzögerte sich die Arbeit mehr und mehr. Dazu kam, daß manche Mitglieder der dazu niedergesetzten Ausschüsse entweder zu sehr durch andere Arbeiten in An-

spruch genommen waren oder nicht den rechten Ernst und das nöthige Interesse für die Reformen hatten, weil sie innerlich den einmal bestehenden Zuständen mehr, als gut war, zugethan waren. So kam es, daß die Herzogthümer in den drei Jahren ihrer Unabhängigkeit weder im Justizwesen noch in der Verwaltung die so hoch nothwendige Reform erlangt haben. Selbst zu Schwurgerichten, die doch sonst in jener Zeit überall, wo sich ein freieres Leben regte, von den Völkern gefordert und erlangt wurden, hat es Schleswig-Holstein in jener Zeit nicht gebracht.

Die Hauptschuld an dieser Versäumniß trug die constituirende Versammlung. Sie war permanent seit ihrem ersten Zusammentritt im August 1848, während drei verschiedene Regierungen, die Provisorische, die Gemeinsame und die Statthalterschaft wechselten. Sie konnte jeden Augenblick zusammentreten wenn sie wollte, das Büreau hatte die Ermächtigung die Einberufung der Versammlung zu veranlassen, sobald es dieselbe nöthig hielt. Hätte die constituirende Versammlung, als sie den Charakter der Gemeinsamen Regierung und die Ablehnung jeder gesetzgeberischen Initiative von Seiten derselben kannte, schon im Herbst 1848 Commissionen niedergesetzt, um die Gesetzentwürfe der großen organischen Reformen vorzubereiten, so hätten dieselben im Frühjahr 1849 vollendet sein können, und die Statthalterschaft hätte sie im Sommer des genannten Jahres, wo sie auch über Schleswig gebot, ins Leben führen können.

Aber wie es auch sonst ging, es fehlte der constituirenden Versammlung die nöthige Energie und Spannkraft. Wenigstens gilt dies von der Majorität; man erwartete Alles von oben, von der Regierung her; ohne dieselbe oder gar gegen dieselbe wagte man nicht, Etwas zu thun. Als dann freilich die Regierung endlich mit ihrer Vorlage kam, da waren sie auch noch nicht zu gebrauchen; die Versammlung mußte die Hauptarbeit doch selbst übernehmen; aber sie wurde so langsam und schwerfällig betrieben, daß das Ende der Schleswig-Holsteinischen Unabhängigkeit eher herankam, als das Ende jener Arbeit. Vergebens hatte die Linke mehrfach den Versuch gemacht, die Sache zu beeilen. Vergebens suchten wir noch im Sommer 1850 in der damaligen ersten ordentlichen Landesversammlung wenigstens das Institut der Schwurgerichte zu erhalten.

So kam es, daß, als 1851 die Dänen wieder Herren im Lande wurden, sie die gesammte Maschinerie des Staatsorganismus in Rechtspflege und Verwaltung noch im Wesentlichen so vorfanden, als sie ihn 1848 verlassen hatten.

XIV.

Der 9. April, an welchem die Landesversammlung ihren verhängnißvollen Beschluß faßte, war noch in einer anderen Beziehung denkwürdig. An diesem Tage ward der Versammlung die Mittheilung, daß der General Willisen anstatt des General Bonin das Obercommando der Schleswig-Holsteinischen Armee übernommen habe, und diese Mittheilung, welche zeigte, daß die Regierung in der Officierfrage endlich ernstlich vorzugehen gedenke, war nicht ganz ohne Einfluß auf die später erfolgende Abstimmung.

Wir haben gesehen, wie diese Angelegenheit, die sich schon bei Gelegenheit des Malmöer Waffenstillstandes im Sommer 1848 zu einer brennenden Frage gestaltet hatte, anderthalb Jahre lang in unverantwortlicher Weise verschleppt wurde. Wenn Preußen den Herzogthümern gegenüber etwas durchsetzen wollte, so drohte es sofort mit der Abberufung seiner Officiere. Zuletzt hatte noch General Rauch diese Schraube wieder angezogen. So klar es war, daß die Herzogthümer so lange keinen selbständigen Schritt thun konnten, als sie der Officiere ihrer Armee nicht sicher waren, so hatte doch die Statthalterschaft fortwährend gezögert, hier die nothwendigen entscheidenden Schritte zu thun.

Man hat hier und da wohl behauptet, es sei so schwierig gewesen, einen Ersatzmann für den General Bonin zu finden. In der That soll die Statthalterschaft, ehe sie mit dem General Willisen zum Abschluß gelangte, mit ein paar hohen Officieren kleinerer Deutscher Bundesstaaten in Unterhandlungen gestanden haben, ohne daß dieselben zu einem Resultat geführt hätten. Ich bin über diese Verhandlungen nicht näher unterrichtet, glaube aber, daß man auf anderem Wege viel kürzer hätte zum Ziel kommen können.

Es gab nach meiner Ansicht zwei Richtungen, in denen man einen Ersatz für den General Bonin im Obercommando hätte suchen können. Entweder man konnte sich nach auswärts wenden und da boten sich seit dem Herbst 1849 vor Allem die kriegserfahrenen Ungarischen Officiere

bar.*) Namentlich würde man an dem General Klapka einen jungen, talentvollen und glücklichen Oberanführer haben gewinnen können. — Oder aber, wenn man aus ängstlichen diplomatischen Rücksichten auf die Mißgunst der großen continentalen Kabinette die Anstellung eines Ungarischen Revolutionsgenerals scheute, so that man am besten, in der eigenen Armee unter den Officieren, welche Land, Leute und Kriegführung bei uns bereits aus Erfahrung kannten, den Nachfolger für den General Bonin zu suchen. Am besten wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn unter den eingeborenen Schleswig-Holsteinischen Officieren einer gewesen wäre, dem die Regierung den Oberbefehl hätte anvertrauen können. Da war zwar der alte tapfere Haudegen General Baudissin, dessen Lieblingsaufenthalt stets vorn in der Plänkler-Kette war, und der daher auch bei mehr als einer Gelegenheit ernstliche Verwundungen davon trug; aber man hielt ihn nicht geeignet für den Oberbefehl; wenigstens hätte er einen Generalstabschef von dem Schlage eines Gneisenau zur Seite haben müssen, und wo war ein solcher zu finden? — Ein anderer höherer Schleswig-Holsteinischer Officier, der Oberst Abercron, galt aus anderen Gründen noch viel weniger für den Oberbefehl geeignet. — Von den Preußischen Officieren unserer Armee nahmen seit Delius' und St. Pauls Tode die beiden Brigade-Commandeure Oberst von Zastrow und Major von Stückradt nächst Bonin die höchste Stellung ein. Von Beiden galt der Erstere nach militärischem Urtheil als der Bedeutendere. Er hatte sich in den beiden Kriegsjahren 1848 und 1849 vielfach ausgezeichnet und jene kaltblütige, die Gefahr verachtende Tapferkeit bewiesen, welche namentlich in Verbindung mit einem zur rechten Zeit angebrachten Bonmot, wie es Zastrow liebte, so imponirend auf die Untergebenen wirkt. Daß er es dabei auch an Vor- und Umsicht nicht fehlen ließ, hat sein leider erst zu spät in weiteren Kreisen bekannt gewordenes Benehmen vor der Schlacht von Fridericia gezeigt. Wäre Bonin seinem Rath gefolgt, so wäre die Schlacht bei Fridericia nicht verloren. Dabei war er ein Militär, dessen allgemeine wissenschaftliche Bildung weit über den gewöhnlichen engen

*) Allerdings bestimmte Art. 127 des Staatsgrundgesetzes, daß in der bewaffneten Macht Schleswig-Holsteins nur Schleswig-Holsteiner und andere Deutsche Staatsbürger dienen könncu. Allein Ausnahmen „kraft eines Gesetzes" waren dort ausdrücklich vorbehalten, und es leidet keinen Zweifel, daß die Landesversammlung der Regierung auf ihr Ansuchen die gesetzliche Ermächtigung zum Engagement tüchtiger nicht-Deutscher Officiere ertheilt bätte.

Gesichtskreis der meisten Preußischen Officiere hinausging. Er hatte zudem während der zwei Jahre seiner Anwesenheit das Volk und die Sache der Herzogthümer lieben gelernt, und besaß endlich jenen militärischen Ehrgeiz, der sich die höchsten Ziele steckt und Alles daran setzt, sie zu erreichen. Alles dies schien ihn für den Oberbefehl zu qualificiren. Allerdings hatte er auch Gegner in der Armee, wie ich selbst die Erfahrung gemacht habe. Im Winter von 1849 auf 1850 kam ich öfter mit einigen Officieren des ersten Jägercorps zusammen, welches unter dem Befehl des Majors von Gersdorf damals in Altona stand. Eines Tages, als die Eventualität erörtert wurde, daß beim Wiederausbruch des Krieges der General Bonin nach Preußen zurückkehrte, warf ich die Aeußerung hin, daß von den höheren Officieren unserer Armee der Oberst Zastrow wohl die meisten Chancen habe, an Bonins Stelle zu treten. „Dann sind wir verloren!“ hieß es allgemein. Ich war erstaunt über dies Urtheil und fragte die Herren nach den Gründen desselben. Es fand sich, daß die Motive der Abneigung gegen den genannten Officier meistens persönlicher Art waren; als militärischem Anführer machte man ihm ein zu unbesonnenes Draufgehen und Mangel an Umsicht zum Vorwurf; namentlich war es, wenn ich nicht irre, das Treffen bei Gudsoe am 7. Mai 1849, wo er als Commandeur der Avantgarde es an der nöthigen Umsicht sollte fehlen gelassen haben. Ich konnte über den speciellen Hergang bei dieser Affaire kein Urtheil haben, da ich nicht dabei gewesen war und auch sonst nichts Zuverlässiges darüber wußte; im Allgemeinen glaubte ich indeß entgegnen zu müssen, daß einem Feinde wie den Dänen gegenüber ein Befehlshaber, der kühn daraufgehe, immer mehr Erfolg haben werde, als einer, der nach allen Regeln der Kriegskunst vorsichtig und rücksichtsvoll bei seinen Operationen zu Werk gehe. Das habe von der Tann bei Hoptrup 1848 sehr schlagend bewiesen. — Meine Bekannten vom 1. Jägercorps waren im Gegensatz zu Zastrow sehr begeistert für ihren Chef, den Major von Gersdorf, den sie für den Fall von Bonins Rücktritt an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee zu sehen gewünscht hätten. Ich habe den Major von Gersdorf niemals persönlich kennen gelernt; derselbe galt allgemein für einen eben so humanen als militärisch tüchtigen Officier. Ob derselbe für die Stellung eines Oberbefehlshabers in so kritischer Zeit geeignet war, lasse ich dahin gestellt.

Auch bei der Statthalterschaft scheinen die Gegner des Oberst von Zastrow ein allzu geneigtes Ohr gefunden zu haben. Sonst wäre es in

der That unerklärlich, daß sie, wenn sie einmal keinen der renommirten Ungarischen Officiere anstellen wollte, den Oberbefehl nicht lieber diesem Officier als dem General Willisen übertrug. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß der Oberst von Zastrow, wenn man ihm den Oberbefehl unter irgend erträglichen Bedingungen angeboten hätte, nicht Nein! gesagt und seinen Abschied in Preußen genommen haben würde, um definitiv in Schleswig-Holsteinische Dienste zu treten. Nach einer jüngst veröffentlichten, wie es scheint aus guter Quelle stammenden Notiz*) hat der Oberst von Zastrow schon vor Bonins Entlassung der Statthalterschaft seine Dienste angeboten. Aus welchen Gründen sein Anerbieten unberücksichtigt blieb, ist nicht aufgeklärt. Nach der Schlacht bei Idstedt stellte er sich der Statthalterschaft abermals zur Disposition, die ihm eine Brigade unter Willisens Obercommando anbieten ließ! Daß der genannte Officier darauf nicht einging, wird ihm Niemand verargen.**)

Als an den General Bonin endlich die entscheidende Frage herantrat, ob die Herzogthümer für alle Fälle auf seine Dienste würden rechnen können, fiel die Antwort, wie man kaum anders erwarten konnte, in negativem Sinne aus. Allerdings ist es unzweifelhaft, daß der General Bonin, wenn es hätte geschehen können, ohne die Sicherheit seiner Zukunft zu gefährden, gern geblieben sein würde. Er war in Schleswig-Holstein nicht nur der vollkommen unabhängige Höchstcommandirende einer Armee von damals etwa 25,000 Mann, sondern er nahm factisch die erste Stellung im Lande ein, die Statthalterschaft und Landesversammlung beugten sich seinem Willen, er residirte wie ein kleiner Fürst auf dem Schloß zu Kiel, während Statthalterschaft und Landesversammlung in schlechteren Lokalen untergebracht waren, er bezog jährlich eine Summe von 33,000 Mark Courant (= 13,200 Thaler)***), während Jeder der beiden Statthalter nur die bescheidene Summe von 3600 Thalern an Gehalt bezog. Daß der General Bonin eine solche Stellung ungern aufgab, ist erklärlich. Er soll den Versuch gemacht haben, von der Preußischen Regierung die Zusicherung zu erlangen, daß ihm, falls er bei einer bevorstehenden Eventualität seinen Abschied aus Preußischen Diensten

---

*) Bei Baudissin, Gesch. des Schlesw. Holst. Kriegs. 1862. p. 648, Anmerkung.

**) Der damalige Schleswig-Holsteinische Oberst von Zastrow ist gegenwärtig Generallieutenant und Divisions-Commandeur in der Preußischen Armee.

***) Nach einer vom Departementschef des Kriegs gemachten Angabe.

nähme, später der Wiedereintritt in dieselben freigestellt würde. Als diese Zusicherung aber abgelehnt ward, gab der General Bonin, der nicht vermögend war, die glänzende aber unsichere Stellung als Schleswig-Holsteinischer Obergeneral auf, und kehrte in die sichere wenn gleich zunächst sehr untergeordnete Stellung eines Preußischen General-Majors zurück. Er hat seitdem, wie man weiß, die große Carrière in Preußen gemacht, er war zweimal Kriegsminister und ist gegenwärtig Commandeur des 8. Armeecorps am Rhein. Die Art, wie er das letzte Mal seinen Posten als Kriegsminister verlor, weil er sich weigerte, gegen seine bessere Einsicht der verhängnißvollen neuen Armee-Reorganisation seine Zustimmung zu geben, gereicht ihm zur hohen Ehre. Er hat durch diesen Schritt seinen angeblich liberalen Collegen ein beschämendes Beispiel von Festigkeit gegeben, welches leider nicht befolgt ward.

Mit oder kurz nach dem General Bonin gingen, von der Preußischen Regierung zurückberufen, ungefähr dreißig Officiere, darunter die Obersten von Zastrow und Richter, Chef der Artillerie, die Majore von Stückradt, von Gersdorf und Andere, meist Majore und Hauptleute, welche in Preußen Alle eine bis zwei Chargen niedriger wieder eintreten mußten. Ich weiß nicht, ob und was von Seiten der Statthalterschaft geschehen ist, um diese Officiere oder wenigstens einen Theil von ihnen zu halten. Daß Viele von ihnen geblieben wären und ihren Abschied in Preußen genommen hätten, wenn ihnen für den Fall des Unterliegens der Schleswig-Holsteinischen Sache die Aussicht auf eine einigermaßen gesicherte Existenz eröffnet worden wäre, ist unzweifelhaft. Es hätte für einen solchen schlimmsten Fall eine Summe in der Hamburger Bank oder sonst an einem sichern Orte deponirt werden können, welche für den Fall des Unterliegens der Herzogthümer denjenigen Officieren zugefallen wäre, welche anderwärts eine gesicherte Stellung aufgegeben hätten. Gute Officiere konnten nicht zu theuer erworben werden; man hat später für schlechte nur zuviel bezahlt. Daß die Preußischen Officiere der Schleswig-Holsteinischen Armee damals ihre gesicherte Stellung in der Preußischen Armee nicht aufgaben, ohne daß ihnen von Schleswig-Holsteinischer Seite ein einigermaßen genügendes Aequivalent geboten ward, kann man ihnen billiger Weise nicht verargen. Sollten sie eine gesicherte Zukunft aufgeben und Leben und gesunde Gliedmaßen für unsere Sache einsetzen, so konnten sie mit Recht das Verlangen stellen, daß das Land, dem sie ihre Dienste widmeten, ihre Zukunft vor Mangel und Noth sicherte.

An die Stelle des Generals Bonin trat nun ein Mann, der eine traurige Berühmtheit in der neuesten Geschichte erlangt hat. Es war der General von Willisen, in dessen Hände die Statthalterschaft den Oberbefehl über die Schleswig-Holsteinische Armee in so verhängnißvoller Zeit legte.

Der neue General war ein Mann von umfassender allgemeiner Bildung und galt in seinem speciellen Fach, in der Wissenschaft vom Kriege, als eine der bedeutendsten Autoritäten. Bei einer notorischen persönlichen Bravour, die ihn nicht selten sich mehr exponiren ließ, als es einem Oberfeldherrn zukommt, besaß er ein großes Maß von Milde und Humanität, wie man es wohl selten bei einem Koryphäen des rauhen Kriegerhandwerks antrifft. Wenn er bei alledem nur unglücklich und verhängnißvoll in die damalige letzte Entwicklung des Schicksals der Herzogthümer eingegriffen hat, — worin lag der Grund? —

Der General Willisen gehört zu jenen Charakteren, welche schwer zu begreifen sind, weil ihnen überall ein fester, bestimmter und klar umgrenzter Kern ihres Wesens fehlt. Denn weder stimmt ihr Denken zu ihrer Handlungsweise, noch macht jedes für sich betrachtet den Eindruck der Consequenz und des geschlossenen Zusammenhangs. Obwohl sie stets die Einheit von Theorie und Praxis im Munde führen, zeigen sie doch durch ihr eigenes Beispiel beständig, daß Beides nicht dasselbe ist; ihr Handeln stimmt nicht zu ihren theoretischen Grundsätzen; ja diese selbst verschieben sich beständig und werden wankend gemacht durch Impulse, welche aus der Praxis kommen, und während auf der einen Seite die praktische Thätigkeit häufig nach einer übel angewandten theoretischen Schablone regulirt wird, so wird auf der andern eben so häufig die theoretische Anschauung in der unberechenbarsten Weise durch von außen kommende Motive influirt und alterirt. Das unvorhergesehene Ereigniß, das Schicksal oder der Zufall, spielt daher bei keinem Feldherrn der Neuzeit eine so einflußreiche Rolle, als bei dem General Willisen. Nachdem er sich erst die Wirklichkeit von innen heraus falsch construirt hat, bringt es ihn dann vollständig aus der Fassung, wenn er sie nicht so findet, als seine Construktion sie sich zurecht gemacht hatte, und er endigt schließlich mit Handlungen, welche zu seiner eigenen Theorie passen wie die Faust aufs Auge.

Der General von Willisen war, als er in die Dienste der Schleswig-Holsteinischen Statthalterschaft trat, in dem Alter von sechszig Jahren.

Er hatte ein wechselvolles und bewegtes Leben hinter sich und an den mannichfachsten Erfahrungen konnte er keinen Mangel haben.*) Er hatte als junger Officier die Preußische Katastrophe von 1806 mit erlebt, war bei Auerstädt schwer verwundet und bald darauf in Französische Gefangenschaft gerathen. Dann war er aufs Gymnasium gegangen, wo der noch hinkende junge Officier mit Eifer Latein und Griechisch gelernt hatte. Seine Universitätsstudien wurden durch den Krieg von 1809 unterbrochen. Anfangs schloß er sich eine kurze Zeit dem Schill'schen Zuge an und focht bei Dodendorf mit; dann ging er in Oestreichische Dienste und nahm an der Schlacht bei Wagram Theil. Nach dem Frieden von Schönbrunn war er in mannichfache Verbindungen mit Adam Müller, Gentz und anderen Celebritäten jener Tage gekommen, und hatte zugleich seine allgemeine und kriegswissenschaftliche Bildung durch weitere Studien gefördert. Im Jahr 1812 gerieth er auf einer Reise in Kassel ins Gefängniß, wo er fast ein Jahr zubringen mußte. Im Gefängniß kam ihm die Kunde von der Winter-Katastrophe in Rußland und von dem Ausbruch des Befreiungskriegs im Frühjahr 1813. Erst nach der Dresdener Schlacht fand er Gelegenheit zu entfliehen; dann focht er mit auf dem Leipziger Schlachtfeld, nahm Theil an den großen Feldzügen bis 1815, und kämpfte mit bei Laon und Paris, bei Ligny und bei Waterloo. Als Hauptmann im Generalstab kam er aus dem Kriege zurück, konnte sich dann weder mit der Reaction noch mit den Freiheitsmännern jener Tage befreunden, und war froh, einen mehrjährigen Urlaub zu erhalten, um den Sohn des Generals York, seines alten Chefs, auf einer Reise zu begleiten. Nach Berlin im Sommer 1827 zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Chefs im großen Generalstab und übernahm dann im folgenden Jahr, auf das Zureden seiner Freunde von Canitz und von Radowitz, den Lehrstuhl der Kriegsgeschichte an der großen Kriegsschule. Die hier gehaltenen Vorträge bildeten die Grundlage für die erst später im Druck erschienene Theorie des großen Kriegs, ein Werk, wodurch sich

*) Für das Folgende beziehe ich mich theils auf das in den Grenzboten 1862 (Oktober und November) mitgetheilte Tagebuch des Generals von Willisen, welches interessante Aufschlüsse über seine frühere Laufbahn wie über seine Denkweise und seinen Charakter giebt, theils auf einige anderweitig von mir über den General gesammelte Notizen. — Der General ist übrigens nicht zu verwechseln mit zwei jüngeren Brüdern, von denen der eine — der Oberstallmeister — gegenwärtig Preußischer Gesandter in Rom ist.

bekanntlich der Verfasser auf dem Gebiet der theoretischen Kriegswissenschaft einen Namen erworben hat.

Die Theorie des Generals von Willisen sollte ein streng abgeschlossenes System bilden. Ausgehend von den Sätzen: „Die Aufgabe der Kriegskunst ist der Sieg" und „der Sieg ist das Erreichen des militärischen Zwecks", erkennt es in der Armee das Werkzeug zu diesem Zweck, und schreibt ihr als solchem zwei Haupteigenschaften zu, erstens die Bedürftigkeit und zweitens die Schlagfertigkeit. Wie der ersteren Eigenschaft genügt wird, zeigt die Lehre von den Verbindungen oder Strategie; die andere bildet den Inhalt der Taktik oder Gefechtslehre. Der Sieg über den Feind oder seine Vernichtung ist nach Willisen auf zwei Wegen zu erreichen, je nachdem man den Feind entweder in seiner Bedürftigkeit oder in seiner Schlagfähigkeit angreift, das heißt, indem man sich entweder auf seine Verbindungen stellt und dieselben unterbricht, oder ihn taktisch schlägt. Die erste Anwendung seines Systems, welches damals erst im Wege mündlicher Lehrvorträge bekannt geworden war, machte der General Willisen im Jahr 1831, wo er im Preußischen Militärwochenblatt Aufsätze über den damals noch nicht entschiedenen Polnischen Unabhängigkeitskampf veröffentlichte. Sie waren meist strategisch-kritischen Inhalts, nahmen das gedachte System zur Grundlage und Kriegsoperationen beider Parteien zum Gegenstand. Die Aufsätze, die zudem in einem Polenfreundlichen Sinne gehalten waren, machten damals nicht geringes Aufsehen. Sie waren klar, mit logischer Schärfe und politisch warm geschrieben, aber der Ausgang des Kampfes gab ihnen ein thatsächliches Dementi: die letzte Entscheidung fiel im entgegengesetzten Sinne aus, als der Verfasser sie vorausgesagt hatte. Willisen hatte prophezeit, wenn die Russen unterhalb Modlin über die Weichsel gehen, so seien sie verloren. Die Russen thaten es, nahmen bald darauf Warschau und die Polen waren verloren.

Nicht lange darauf starb ein Mann, dessen Name auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft den geraden Gegensatz zu Willisen bezeichnet, obwohl er gegen den Letzteren bei seinen Lebzeiten niemals öffentlich aufgetreten war. Es war der bekannte General von Clausewitz, dessen kriegswissenschaftliche Werke nach seinem Tode von seiner Wittwe aus seinem Nachlaß herausgegeben wurden (bis 1835). Clausewitz war, im geraden Gegensatz zu dem strengen Systematiker Willisen, auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft ein Skeptiker und Eklektiker, frei von allem schablonen-

artigen Schematismus, aber von scharfem kritischen Blick, von unübertrefflicher Gründlichkeit und Klarheit, dazu ein Meister in Form und Ausdruck. Willisen, der ein System der Kriegskunst so laut verkündet hatte, mußte nun auf jeder Blattseite dieser viel bewunderten Schriften lesen, daß es kein solches System gebe und geben könne. Eine Zeitlang widerstand er stumm. Dann als der Widerspruch sich immer lauter gegen ihn erhob, beschloß er mit seinem System vor die Oeffentlichkeit zu treten, und so erschien dasselbe in neu überarbeiteter Gestalt im Jahr 1840 als „Theorie des großen Kriegs". Viele Gegner, große und kleine, haben sich daran versucht, aber der Hauptgegner blieb der todte Clausewitz.

Das Jahr 1830 hatte Willisen in den Ruf eines Jacobiners gebracht. Er faßte die damaligen Begebenheiten als eine Art geschichtlicher Naturnothwendigkeit auf, berechtigt durch die lange widerliche Reaction der letzten 15 Jahre und die brutale Tyrannei mancher Gewalthaber. Einige in diesem Sinn von ihm für die Beilage der Staatszeitung geschriebenen Artikel, zogen ihm die heftigste Anfeindung der Hof- und Junkerpartei zu. Als dann noch die Aufsätze über den damaligen Polen-Aufstand im Militär-Wochenblatt hinzukamen, verlor der damalige Major v. Willisen seine Stellung in Berlin und ward als Chef des Generalstabs nach Breslau und bald darauf nach Posen versetzt, wo er an dem General Grolman einen humanen und liebenswürdigen Vorgesetzten fand.

Das Jahr 1848 ward auch für unsern General verhängnißvoll. Obwohl er in Berlin hinreichende Gelegenheit gehabt hätte, sich von der in den höchsten Regionen herrschenden Kopf- und Rathlosigkeit und von dem unberechenbaren Wankelmuth in den Entschließungen vollständig zu überzeugen, so ließ er sich doch bereitwillig finden zu der bekannten Mission nach dem Großherzogthum Posen, bei welcher er schließlich ein vollständiges Fiasko machte. Zum Theil lagen die Gründe davon allerdings, wie er in seinem Tagebuch zu erkennen giebt, in den Verhältnissen am Berliner Hofe. Die absolutistische Hofpartei verband sich gegen Willisen mit der Deutsch-nationalen Partei in Posen, welche sich, geängstigt durch das tumultuarische Auftreten und einzelne Uebergriffe der Polen, gegen den als Polenfreund bekannten General, von vornherein abstoßend und feindlich verhielt. Die Hauptschuld trug indeß Willisen selbst. Er hatte die Vermittlerrolle im Vertrauen auf sein diplomatisches Talent übernommen, ohne auf klare Feststellung seiner Aufgabe zu dringen und ohne sich in der Unterstellung der Militär- und Civil-Behörden des Großher-

zogthums unter seine Befehle, das nothwendige Mittel zur Durchführung seiner Mission zu sichern. So kam es, daß er sich mit Mißtrauen empfangen und seine Anordnungen von den Behörden der Provinz, namentlich dem General von Colomb, beständig durchkreuzt und schließlich ganz vereitelt sah. Er hatte den Schmerz zu sehen, daß der Knoten doch schließlich mit dem Schwert zerhauen ward. Ihm folgten die Verwünschungen der Polen und der Haß der Deutschen. Bei Friedrich Wilhelm IV. fiel er seit dieser Zeit vollständig in Ungnade. Man überging ihn, als eine Division vacant wurde, und gab sie seinem Hintermann. Er wollte seinen Abschied nehmen, ließ sich aber beschwichtigen. Um ihn los zu werden, überwies man ihn vorläufig dem auswärtigen Ministerium und gab ihm eine diplomatisch-militärische Mission nach Oestreich, Italien und Ungarn. Er hielt sich im Herbst 1848 eine Zeitlang in Mailand bei Radetzky auf und sammelte dort das Material für seine Schrift über den eben vorausgegangenen ersten Oestreichisch-Italienischen Krieg. Dann kehrte er nach Wien zurück und lernte dort die hervorragenden Persönlichkeiten, den Fürsten Windischgrätz, den Banus Jellachich und den Fürsten Schwarzenberg kennen. Sein Wunsch, den zunächst bevorstehenden Feldzug gegen die Ungarn mitzumachen, ward von Windischgrätz unter dem höflichen Vorwande abgelehnt, man werde überall, wo der General Willisen mitgewesen, den Erfolg nur auf dessen Rechnung stellen.

Ende Februar 1849 kehrte Willisen nach Berlin zurück und trat auf kurze Zeit für den Kreis Oels in die damalige erste Kammer, obwohl er nach eigenem Geständniß für eine parlamentarische Thätigkeit keinen Beruf fühlte. Als er nicht lange darnach beim Avancement zum Generallieutenant wieder übergangen wurde, forderte er empört darüber seinen Abschied und ward nun als Generallieutenant zur Disposition gestellt. Im Winter 1849/50, als sich der General zum Behuf kriegsgeschichtlicher Studien in Paris aufhielt, kam er mit dem dortigen Agenten der Statthalterschaft, Justizrath Schleiden, in Berührung und erhielt durch denselben den Antrag, in Schleswig-Holstein an Bonins Stelle zu treten.

Nach kurzem Bedenken nahm er an. „Ich hielt" — so spricht er sich selbst darüber aus, — „die Versöhnung der Herzogthümer mit dem Königreich nicht nur für nützlich, sondern auch für leicht, wenn die streitenden Theile ihre gegenseitigen Ansprüche auf ein billiges Maß beschränkten. Wenn Preußen im Nothfall diese Forderungen feststellte und deren Annahme auf beiden Seiten mit seiner ganzen Macht erzwang (!),

so war die Frage gelöst. Welche Forderungen zu machen seien, ergab sich aus der Natur der Verhältnisse. Der Dänische Staat zerfiel nach Sprache und Recht in einen Deutschen Theil: die Herzogthümer und Lauenburg, und in einen Dänischen. Die Art der Trennung wie der Verbindung dieser beiden Theile war nach jenen Rücksichten gegeben: Trennung in Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung, Heer und Flotte, Gemeinschaft im Herrscherstamm, soweit das Deutsche Erbgesetz es gestattete. Es schien unschwer, sich auf solcher Basis mit den Großmächten zu verständigen, denen es nur um die Erhaltung des Gesammtstaates Dänemark zu thun war. — In solchem Sinn für die im Preußischen Interesse so sehr im Vordergrunde stehende Aussöhnung mit Dänemark mitzuwirken, wodurch man in den Deutschen Angelegenheiten die Hände erst frei bekommen hätte, schien mir eine schöne Aufgabe. Die Stellung Preußens in den Herzogthümern und die offene Gewalt, die es dadurch auf Dänemark übte, war, wie man in Paris leicht erkannte, das Haupthinderniß einer Verständigung mit den Großmächten, und diese Stellung lag größtentheils in dem Verhältniß der Schleswig-Holsteinischen Armee zu Preußen, die ja dadurch, daß der Oberbefehlshaberposten sowie alle früheren Chargen mit noch im Dienst Preußens stehenden Officieren besetzt waren, von jenen Mächten wie eine Preußische betrachtet wurde. War dies Hinderniß weggeräumt, so war die erste Vorbedingung zu einer Ausgleichung unter Sanction der Großmächte erreicht. So faßte auch Schleiden die Lage der Dinge auf, und was ich aus dem Munde der fremden Diplomatie vernahm, bestärkte mich ebenfalls in dieser Ansicht. Es galt nach dieser durch eine scheinbare Entzweiung Preußens mit der Statthalterschaft den Großmächten den Glauben beizubringen, daß Schleswig-Holstein für sich, nicht im Interesse Preußens handelte, und so glaubte ich meinem Vaterlande (d. i. Preußen) nur einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn ich die Stellung als commandirender General in Holstein annähme. Daß ich in dieser nie etwas thun würde, was nicht mit der Ehre und dem Interesse Preußens verträglich war, davon, meinte ich, müßten selbst meine Gegner überzeugt sein. — Ich dachte also, man werde in Berlin mit beiden Händen nach diesem Mittel, aus seiner unbequemen Lage zu kommen, greifen. Man konnte dabei alle kleinen diplomatischen Künste spielen lassen, sich über die Undankbarkeit der Statthalterschaft entrüstet stellen, ja die Thatsache selbst dazu benutzen, gegen etwaige zu hoch gespannte Forderungen der

Schleswig-Holsteiner aufzutreten. Preußen durfte nun erst ganz im eigenen Interesse seine Bedingungen stellen."

Ich habe die ganze Stelle mitgetheilt, weil sie charakteristisch ist für den Mann. Also, während die Herzogthümer, in vollem Bewußtsein, daß bald Alles auf die Spitze des Schwertes werde gestellt werden müssen und daß sie allein im Kampfe gegen Dänemark stehen würden, einen militärischen Führer für diesen letzten entscheidenden Kampf verlangten, ging der General auf die Sache ein, als ob es sich nur um eine diplomatische Farce handele! Und wie leicht und glatt er sich das Alles zurecht construirt, mit welcher unglaublichen Unkunde der wirklichen Verhältnisse! Wußte er denn gar nichts davon, daß die Forderung der bloßen Personal-Union zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark, die er so leicht realisirbar wähnte, gerade von den andern Großmächten durchaus ungünstig angesehen wurde und von Dänemark gutwillig niemals gewährt werden würde? Daß gerade um dieser so gemäßigten und natürlichen Forderung willen, weil sie anders nicht zu erreichen war, die Herzogthümer sich erhoben und nun schon zwei Jahre lang Krieg mit Dänemark geführt hatten? Und da meint der General, es werde sich Alles leicht ausgleichen, wenn nur die Preußischen Officiere erst entfernt seien! Und um allen Verdacht von Preußen abzulenken, soll zum Schein ein diplomatisches Schmollstück zwischen seiner Regierung und der Statthalterschaft aufgeführt werden; die Hauptrolle in dieser diplomatischen Intrigue wollte der General selbst so gütig sein zu übernehmen. Daß es wirklich zum Kriege kommen werde, daran dachte der General gar nicht, und war, als es im Juli wirklich dazu kam, sehr unangenehm überrascht. „Niemand", sagt er da, „wurde durch diese Wendung der Dinge unangenehmer berührt, als ich, der ich mich so einer Aufgabe gegenübergestellt sah, die ich bisher noch nie geglaubt hatte, ernsthaft in den Kreis meiner Betrachtung ziehen zu müssen." (!) Und neben solchen Aeußerungen finden sich dann andere, wonach der General wieder auf Preußische Hülfe hoffte; an ein paar Stellen spricht er es aus, er habe mit Bestimmtheit (!) darauf gerechnet, bei dem etwaigen Wiederbeginn der Feindseligkeiten mindestens eine Preußische Division zur Seite zu haben und die eigene Armee durch Wiederhereinziehen von Preußischen Officieren heben zu können.*) Wie stimmt denn das zu dem diplomatischen Brouillement

*) a. a. O. p. 228. 232.

mit Preußen, welches in Scene gesetzt werden sollte? Es sollte ja Alles gerade darauf angelegt werden, den Argwohn der Großmächte gegen die Preußische Einmischung zu entfernen; und nun doch wieder eine Preußische Division und Preußische Officiere? Wo ist da der logische Zusammenhang? Es ist dies eine so saloppe Weise zu denken und sich selbst Illusionen zu machen, daß sie vollständig unglaublich erscheinen würde, wäre es nicht der General selbst, der uns mit dankenswerther Offenheit in die geheime Werkstätte seines Denkens einführt.

Seine diplomatische Auffassung der Rolle, die er nach seiner Meinung zu spielen hatte, behielt der General, wie es scheint, zunächst für sich. Wenigstens mußte man nach den Bedingungen, die er an die Statthalterschaft noch von Paris ausstellte, annehmen, daß er ernstlich an den Krieg dachte. Sie resumirten sich in folgenden 4 Punkten: die Herstellung einer Armee von 30,000 Mann, inclusive 3000 Mann Cavallerie und 1000 Mann Artillerie mit 80 Kanonen, welche stets das offene Feld halten könnten. 2. Dazu außerdem eine hinreichende Besatzung der vorhandenen festen Plätze, und das Vorhandensein von 20,000 Reserve-Gewehren und entsprechender Munition. 3. Uebereinstimmung über die letzten politischen Ziele des Kampfs. 4. Sicherung der finanziellen Mittel „den Krieg sechs Monate mit aller Anstrengung zu führen".*)

Diese Bedingungen wurden am 8. März eingereicht, und gegen das Ende dieses Monats begab sich der General auf die Einladung der Statthalterschaft nach Hamburg, um dort das Nähere zu besprechen. In einer hier mit dem Statthalter Beseler und dem General Krohn als dermaligem Departementschef des Kriegs gehaltenen vertraulichen Besprechung ließ sich Willisen die Lage der Herzogthümer auseinandersetzen. Er fand die Ansichten über das, was Dänemark gegenüber zu erstreben sei, sehr gemäßigt, und billigte sie. Die Armee stellte sich aus den Mittheilungen der genannten Herren als bei weitem nicht so stark heraus, als er sie sich ausbedungen. „Indeß rechnete ich" — sagt der General — „bei etwaiger Erneuerung des Kampfes theils auf die Unterstützung einer

*) a. a. O. p. 227. — In pecuniärer Beziehung stellte der General die sehr billige Forderung, daß er das Gehalt eines Preußischen Generallieutenants im aktiven Dienst, und bei seiner etwaigen Entlassung die Pension, die er in Preußen aufgäbe, erhalte. — So giebt es wenigstens Lüders an (Generallieutenant v. Willisen und seine Zeit p. 7); Willisen selbst in seinem Tagebuche hat darüber nichts mitgetheilt.

Preußischen oder Deutschen Division, theils aber auch auf Verstärkung des Schleswig-Holsteinischen Heeres aus eignen Kräften und durch Zuzug aus Deutschland, der auf nicht ausgeblieben sein würde, wenn die Regierungen diese Hülfe nicht zurückgehalten hätten." — So nahm Willisen an, vorbehaltlich seiner definitiven Entlassung aus dem Preußischen Dienst. Als er diese zu erhalten nach Berlin gereist war, stiegen ihm Bedenken auf, ob er unter allen Umständen seinen Abschied fordern sollte. Ihm kam die geheime Hoffnung, daß man ihm in Berlin seinen Abschied verweigern, und als Genugthuung für das ihm früher angethane Unrecht eine bestimmte Aussicht für die Zukunft eröffnen werde. Wäre dies geschehen, so sagt uns der General wieder selbst, hätte er sich „wohl wieder für den Augenblick beruhigt und dann nothwendig in Holstein abgelehnt". (!) Allein die geheime Hoffnung ward getäuscht; der damalige Preußische Kriegsminister General von Stockhausen, ein Kreuzzeitungsmann, früher Willisens Untergebener, empfing denselben sehr kühl und erwiderte in Betreff des Abschieds-Gesuchs ganz einsilbig, die Sache werde keine Schwierigkeiten haben. Drei Tage später schrieb ihm der Minister, daß der König das Abschiedsgesuch genehmigt habe. Die reactionäre Hofpartei war froh, den General ganz los zu sein, ärgerte sich aber doch später, daß derselbe in Schleswig-Holstein angenommen hatte, und ließ ihn dies in jeder Weise empfinden.

In den ersten Tagen des April kam dann in Hamburg der Contract mit der Statthalterschaft zum Abschluß. Bei dieser Gelegenheit soll er jene kräftigen Worte gesprochen haben, die er zwar selbst nicht erwähnt, die aber sonst von sehr wohlunterrichteter Seite als von ihm gesprochen überliefert sind. Auf die Frage eines Mitgliedes der Statthalterschaft, wo er, wenn es zum Kampfe käme, seine Stellung zu nehmen gedächte, entgegnete er: „Wir müssen es nicht dazu kommen lassen, eine feste Position zu nehmen; weder uns selbst noch den Dänen dürfen wir Zeit dazu lassen. Ihnen entgegenrücken, bis wir sie treffen, und sie dann schlagen, das ist unsere Aufgabe; und werden wir geschlagen, müssen wir uns schnell wieder sammeln, und sie wieder und immer wieder angreifen. Nutzen haben wir nicht davon, wenn wir uns in die Defensive einlassen, sondern nur Nachtheil." —

Darf man sich allzu sehr wundern, wenn nach solchen Worten die Statthalterschaft in Willisen den Mann gefunden zu haben glaubte, wie

sie ihn gebrauchte? Konnte sie erwarten, daß er später so ganz das Gegentheil von dem thun würde, was er hier aussprach?

Die erste Ansprache, mit welcher sich der General Willisen bei der Armee introducirte, athmete gleichfalls einen sehr zuversichtlichen Ton. „Die Führung ist meine Aufgabe," heißt es darin, „ich darf sagen, ich kenne den Krieg und habe den festen Vorsatz, mit Euch auszuhalten bis zuletzt.... Ich werde die größten Anforderungen an Euch machen. Zwei Feldzüge haben im Glück und Unglück bewiesen, daß man nicht fürchten darf, je zuviel von Euch zu fordern. Eure Führer werden Euch überall mit glänzendem Beispiel vorangehen. Die Truppe ist immer wie der Führer, ich werde in allen Fällen von diesem Grundsatz ausgehen..... Schwören wir, Männer sein zu wollen, zu fallen wenn es sein muß, aber unbesiegt. Das Vaterland erwartet, daß Jeder seine Pflicht thue." — Wer hätte nach dieser Proklamation erwarten sollen, daß ein paar Monate später dem Urheber derselben alle Zuversicht zu sich selbst wie zur Armee und ihren Führern vollständig abhanden gekommen war? —

Leider war die Statthalterschaft selbst nicht von einer Energie beseelt, die den General hätte bei der Stange halten können. Vielmehr trat sie ihm in einem Punkt hemmend in den Weg, wo er eine sehr zweckmäßige Maßregel vorschlug. Er wollte, um die zu schwache Armee zu verstärken, schon bald nach seinem Antritt die zwanzigjährige Altersklasse einberufen und Werbedepots in Hamburg errichten. Aber die Statthalterschaft lehnte Beides ab; die zwanzigjährige Altersklasse hielt sie fälschlich für zu schwach, und durch die Werbedepots in Hamburg fürchtete sie demokratische Elemente heranzulocken. Als ob sich die demokratischen Elemente der Schleswig-Holsteinischen Armee nicht eben so gut geschlagen hätten als die aristokratischen! „Auch hoffte man noch immer, die Sache durch Vermittlung der Diplomatie zu beenden, und hörte auf die Stimmen von Berlin, welche vorstellten, man solle doch die im Gange befindlichen Verhandlungen nicht durch vergrößerte Rüstungen erschweren." (!) Also abermals diplomatische Vor- und Rücksichten und das in einem Augenblick, wo es um die Existenz ging! Solche Gründe waren natürlich auch für unsern General sehr einleuchtend, der damals selbst, wie er schreibt, kaum an die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes mit der Dänischen Uebermacht dachte, am wenigsten aber daran, daß der Fall schon so nahe liegen könnte. So unterblieb damals jene zweckmäßige Maßregel. Erst zu An-

fang Juli, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, als es natürlich viel zu spät war, ward sie dann doch ins Werk gesetzt.

Hatte die Statthalterschaft hier einen richtigen Schritt des Generals gehemmt, so lud sie eine noch schwerere Verantwortlichkeit auf sich, als sie gleichzeitig einem evident falschen Schritt desselben nicht mit aller Energie entgegentrat. Die Statthalterschaft war schon früher vor gewissen organisatorischen Reformideen des Generals gewarnt, und hatte daher in den Contract mit demselben die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen, er dürfe ohne Zustimmung der Statthalterschaft keine Veränderung in der Organisation der Armee oder eines Theils derselben vorzunehmen. Bald kam aber Willisen dennoch mit seinen die ganze vorhandene Armee-Organisation aufs Tiefste alterirenden Neuerungs-Plänen und die Statthalterschaft hatte die Schwachheit, ihm nachzugeben, in einem Augenblick, wo sie den Wiederausbruch der Feindseligkeiten in nicht allzu ferner Zeit voraussehen mußte.

So geschah es, daß im Verlauf der nächsten Monate durch den General Willisen in der Armee Alles vollständig durcheinander geworfen und das Unterste zu oberst gekehrt ward, so daß sie, als im Juli dann der Krieg ausbrach, statt reorganisirt in Wahrheit desorganisirt war. Der General ist in seinem von den Grenzboten veröffentlichten Tagebuch über diese Sache, die ihm von allen Seiten zum Vorwurf gemacht ist, sehr leicht fortgegangen; als Entschuldigung scheint er geltend zu machen, daß er nicht an einen nahen Ausbruch des Kriegs geglaubt habe. Er veränderte einmal die taktische Aufstellung der Bataillone und nahm statt der bis dahin üblichen dreigliedrigen die zweigliedrige Formation an. Truppen und Officiere hatten sich in diese veränderte Aufstellung erst hineinzufinden, und den Reserven, welche zum Theil erst kurz vor Ausbruch des Krieges eingezogen wurden, war sie fremd, als sie dieselbe bereits auf dem Kampfplatz praktisch verwerthen sollten. Schlimmer wirkte indeß noch eine andere Veränderung, welche Willisen vornahm. Der Rahmen der Armee, wie ihn General Bonin hinterließ, ward für die Infanterie gebildet einmal aus 15 Infanteriebataillonen und 5 Jägercorps (an Stärke den Infanteriebataillonen ungefähr gleich), und sodann 8 Reserve-Infanterie-Bataillonen nebst 2 Reserve-Jäger-Corps, sodaß die gesammte Infanterie aus 23 Bataillonen und 7 Jägercorps bestanden hätte. Die Reservebataillone resp. Jäger-Corps waren, wenn auch die Ausrüstung und Eintheilung vorhanden war, noch sehr unvollkommen mit Officieren versehen, da man aus übelangewandten Sparsamkeits-

rücksichten und unmotivirten Friedenshoffnungen fortwährend gezögert hatte, die nöthigen Officiere anzunehmen. Hier setzte nun der General Willisen seine Hebel ein und indem er der Regierung es plausibel zu machen wußte, daß sie bei einer andern Organisation bedeutend weniger Officiere gebrauche, machte er sie geneigt, ihm für die Durchführung seiner Reorganisationspläne freie Hand zu geben. Er zog demnach die Reserve-Bataillone resp. Jäger-Corps in die bereits completen 15 Infanterie-Bataillone und 5 Jäger-Corps hinein. Dadurch wurden diese, deren ungefähre Normalstärke früher gegen 900 Mann betragen hatte, auf eine Stärke von etwa 1300 Mann angeschwellt. Dabei erhielten sie nicht etwa einer solchen Stärke entsprechend mehr Compagnien, sondern es blieben, wie früher, nur 4 Compagnien, von denen immer je zwei und zwei in eine Abtheilung vereinigt wurden. Eigene Abtheilungs-Commandeure wurden nicht ernannt, sondern die betreffenden Compagnie-Chefs zugleich mit dem Commando einer Abtheilung betraut.*) So erreichte der General allerdings, daß die Zahl der Officiere nicht wesentlich vermehrt zu werden brauchte, aber diese unzeitige Sparsamkeit hatte für die taktische Schlagfähigkeit der Armee die verderblichsten Folgen. Die Herzogthümer haben bekanntlich im Allgemeinen ein sehr coupirtes Terrain; von Meeres-Einschnitten, Seen, Bächen, Hölzungen, Hügeln und kleinen Thälern ganz abgesehen, erschweren schon die überall als Wege- und Acker-Einfassungen vorhandenen sogenannten Knicks die Uebersicht und Leitung eines Gefechts ganz außerordentlich. Kleine Compagnien und zahlreiche Officiere werden naturgemäß durch diese Terrainbeschaffenheit gefordert. Und nun bedenke man, wie sich für ein solches Terrain die großen Willisen'schen Compagnien von über 300 Mann, commandirt von zwei bis drei Officieren, eignen mußten! Es war nur natürlich, daß Mannschaften und Officiere auch bei dem besten Willen leicht auseinander kamen; fielen von den Officieren gar noch Einige, wie dies namentlich bei Idstedt gleich im Anfange vielfach vorkam, so waren die großen Compagnie-Massen ohne Führung und sich selbst überlassen. Dazu kam, daß bei der Reorganisation ein allgemeines Durcheinanderwerfen der Mannschaften wie der Officiere statt gefunden hatte. Die Mannschaften waren zum Theil von einem Corps zum andern, theils gar von einer Truppengattung zur andern, von den Jägern zur

*) Erst später wurden eigene Abtheilungs-Commandeure ernannt.

Infanterie und umgekehrt versetzt. Die Officiere wurden in sehr vielen Fällen von ihren alten Corps zu anderen versetzt; dazu ward eine nicht unbedeutende Anzahl fremder Officiere als Ersatz für die abgegangenen Preußischen und zur Completirung der noch unbesetzten Chargen eingestellt, die aus verschiedener Deutscher Herren Ländern herstammend noch ganz unbekannt mit unseren Leuten wie mit unseren Armee-Einrichtungen waren. Die Folge von dem Allen war, daß Officiere und Mannschaften beim Ausbruch des Kriegs sich in den meisten Fällen gegenseitig ganz unbekannt und demnach auch ohne jenes Vertrauen zu einander waren, welches eine so wichtige Vorbedingung des Sieges ist.

Die Anstellung der nöthigen Officiere, welche nur allzu lange versäumt war, ward auch nach dem Wechsel im Ober-Commando durchaus nicht in einer Weise betrieben, wie es das notorische Bedürfniß erheischte, und man weiß kaum, ob man der Statthalterschaft oder dem General Willisen die größere Schuld an den hierbei begangenen Mißgriffen zuschreiben soll. Es war allerdings jetzt im Jahr 1850 schwieriger, gute Officiere in genügender Anzahl zu bekommen, als es noch 1848 und 1849 gewesen wäre. Die Sache der Herzogthümer erschien jetzt, wo die politische Constellation im Allgemeinen eine viel ungünstigere geworden war, bereits als eine ziemlich unsichere, und Militärs, welche die Sicherheit des endlichen Erfolgs und der eigenen Zukunft ins Auge faßten, mußten Bedenken tragen, sich dem Dienst der Herzogthümer zu widmen. Dennoch hätte man ein ganz anderes Resultat erreichen können, wenn die ganze Angelegenheit nicht von vornherein in ein verkehrtes Geleise gerathen wäre. Schon sehr bald nach dem Abgang der Preußischen Officiere nahm man die Miene an, als seien alle Lücken bereits wieder ausgefüllt, oder als habe man doch wenigstens unter einer so großen Anzahl von Offerten die Auswahl, daß man die höchsten Anforderungen stellen dürfe. Man kann es noch hingehen lassen, daß nur Deutsche Officiere angestellt werden sollten, obwohl man jedenfalls besser gethan hätte, auch tüchtige nicht-Deutsche Officiere, wenn sie ihre Dienste anboten, nicht zu verschmähen.*) Was soll man aber dazu sagen, wenn von Seiten des

*) Noch am 12. Juli, als der Krieg bereits in gewisser Aussicht stand, ließ die Statthalterschaft im Altonaer Mercur officiös erklären, daß Officiere nicht-Deutscher Armeen keine Aussicht hätten, angenommen zu werden und daß sie sich Mühe und Kosten einer Reise nach Kiel sparen möchten.

General-Commando's öffentlich bekannt gemacht ward, daß auch unter den Deutschen Officieren nur diejenigen angestellt werden könnten, welche die besten Zeugnisse über Tüchtigkeit und Gesinnung (!) beibrächten.*) Und das war nicht etwa blos eine bedeutungslose Redensart; es kam mehr als ein eklatanter Fall vor, wo die Gesinnung bei der Ablehnung des Anstellungsgesuchs wirklich den Ausschlag gab. Der am meisten besprochene Fall dieser Art war der eines Sächsischen Oberlieutenants Müller. Er war ein anerkannt tüchtiger Militär und hatte schon den Feldzug von 1849 im Sächsischen Reichscontingent mitgemacht. Er war ein freisinniger Mann und hatte als Mitglied der Sächsischen zweiten Kammer dem reactionären Ministerium Beust-Rabenhorst Opposition gemacht, welches sich später durch das Verbot der Sammlungen für Schleswig-Holstein auszeichnete. Zugleich hatte er auch für die Stellung des Heeres in einem constitutionellen Staat Consequenzen gezogen, die ihn mißliebig machten und endlich im Juli 1849 seinen Austritt aus Sächsischen Diensten veranlaßt hatten. Er stellte sich im Juli 1850 beim Ausbruch des Kriegs dem General Willisen zur Disposition, ward von demselben angenommen, sofern die Statthalterschaft ihre Einwilligung gebe, erhielt dieselbe, ward durch Schreiben des Kriegsministeriums dem Obergeneral zur Einstellung überwiesen, dann aber schließlich von diesem dennoch zurückgewiesen, weil sich inzwischen, wie es in dem Antwortschreiben an Müller wörtlich lautete, „mehrfache Stimmen vom Officiercorps" gegen seine Anstellung ausgesprochen hätten.*) Und diese Antwort erhielt Müller nicht etwa noch vor der Schlacht von Idstedt, nein, mehrere Tage nach derselben! Die „mehrfachen Stimmen des Officiercorps" gehörten einer kleinen Coterie von zehn Officieren, welche mit ihrer Entlassung drohten, wenn ein Officier angestellt werden sollte, dessen „Gesinnung" ihnen nicht gefiel. An der Spitze dieser Coterie

*) Dieser Erlaß vom 27. April lautet: „Der große Andrang von Gesuchen um Anstellung in der Schleswig-Holsteinischen Armee veranlaßt das unterzeichnete General-Commando hierdurch öffentlich zu erklären, daß nur Deutsche Officiere eine Anstellung zu erwarten haben, und unter diesen auch nur solche, welche die besten Zeugnisse über Tüchtigkeit und Gesinnung beizubringen im Stande sind, die den Gesuchen jedesmal gleich beiliegen müssen, wenn eine genügende Antwort erfolgen soll. Vorzugsweise würden Generalstabs- und Ingenieur-Officiere eine vortheilhafte Anstellung finden, am wenigsten aber Cavallerie-Officiere. — Der commandirende General v. Willisen.

**) Das Nähere über diese skandaleuse Geschichte findet man in der Nordd. Fr. Presse vom 9. August.

stand der Sous-Chef des Generalstabs, Major Wyneken, ehemaliger Hannoverscher Premierlieutenant, ein frivoler, anmaßender und intriguanter Officier, ohne alles wirkliche Interesse für die Sache der Herzogthümer, die er vielmehr nach der Anschauungsweise der Kreuzzeitungspartei als eine revolutionäre betrachtete, die zu unterliegen verdiente. Wie dieser Mann eigentlich dazu gekommen ist, in die Dienste der Herzogthümer zu treten, weiß ich nicht. Seine Wirksamkeit und namentlich der Einfluß, den er sich auf den schwankenden und unentschlossenen Obergeneral erwarb, ist ein anerkannt verderblicher und unheilvoller gewesen, so daß man schon zu Anfang September sehr froh war, ihn gegen Zahlung einer für diesen Fall schon früher stipulirten Summe von 5000 Thalern — so viel war es, wenn ich nicht irre — wieder los zu werden.

Wenn man auch unter dem Prinzen von Noer und dem General Bonin gewohnt gewesen war, die „Gesinnung" als Maßstab der Brauchbarkeit des Officiers angelegt zu sehen, so mußte es doch befremden, den General Willisen auf demselben Wege zu erblicken, ihn, der in seiner Preußischen Carrière selbst so herbe Erfahrungen in Betreff der „Gesinnung" gemacht hatte. Da die Bekanntmachung des Schleswig-Holsteinischen Generalcommando's, welches so exclusive Anforderungen stellte, durch alle Deutschen Blätter ging — sie wurden ausdrücklich um die möglichste Verbreitung ersucht — darf man sich wundern, wenn ehrenhafte Officiere, die sonst vielleicht gekommen wären, dadurch abgeschreckt wurden? Sollten sie nach Kiel gehen, um den ohnehin angeblich schon so großen Andrang zu vermehren? Sollten sie sich, wenn sie sich wirklich im Besitz der „besten" Zeugnisse befanden, auch noch einem Gesinnungsexamen unterwerfen? Sollte das sie anlocken, ihre anderweitigen sicheren Stellungen aufzugeben, um einer sehr unsichern Zukunft entgegenzugehen und Leben und Gesundheit aufs Spiel zu setzen?*)

*) Später, als man die abschreckende Wirkung der oben angeführten Veröffentlichung durch das Ausbleiben der Meldungen gewahr wurde, stimmte man die Anforderungen etwas herab; ein Erlaß des General-Commandos vom 27. Mai machte bekannt, „um entstandene Mißverständnisse zu heben", daß noch immer Deutsche Officiere aller Waffen in die Schleswig-Holsteinische Armee aufgenommen werden könnten; es werden statt der früheren „besten Zeugnisse" nur noch „hinreichende Atteste" über die bisherigen Dienstverhältnisse, Führung und Brauchbarkeit verlangt, und die odiöse „Gesinnung" fehlt. — Das einmal angerichtete Unheil war indeß schwer wieder gut zu machen, zumal da factisch die Gesinnungsforderung blieb, wie das Beispiel des Lieutenants Müller zeigte, der sich im Juli gemeldet hatte. — Andere, welche nicht mit

Die nothwendigen Folgen eines so verkehrten Gebahrens blieben nicht aus. Als der Krieg im Juli ausbrach, fehlten noch an dem von Willisen selbst festgesetzten ordnungsmäßigen Etat nicht weniger als 250 Officiere. Man stellte daher in den letzten Tagen vor der Idstedter Schlacht eine Anzahl Officiere an, deren militärische Tüchtigkeit von vornherein gerechten Bedenken hätte unterliegen müssen, während man tüchtige Militärs, wie den Sächsischen Lieutenant Müller aus Gesinnungsrücksichten abwies! Und so tumultuarisch ging es bei den Anstellungen her, daß, während einzelne Truppenkörper noch den empfindlichsten Mangel an Officieren hatten, andere deren mehr als sie gebrauchen konnten zugewiesen erhielten. So erhielt das 11. Bataillon binnen 14 Tagen — ich kann nicht sagen, ob vor oder nach der Idstedter Schlacht — zu seinen etatsmäßigen Hauptleuten noch fünf andere überzählige zugewiesen!

Bei den so vielfach disparaten Elementen, welche sich in dem Schleswig-Holsteinischen Officiercorps ansammelten, und bei der durch die Reorganisation bedingten Lockerung aller Verhältnisse der Armee wäre es doppelt und dreifach nothwendig gewesen, daß der Obergeneral die Zügel straff in der Hand gehalten und eine strenge Disciplin aufrecht erhalten hätte. Der Krieg ist an sich ein Ausnahmezustand und kann nicht mit Sammthandschuhen geführt werden. Die Armee aber ist für den Krieg da, und jeder Soldat hat das instinctmäßige Gefühl, daß eine strenge Disciplin für das Wohl des Ganzen eine Nothwendigkeit ist. Man irrt, wenn man glaubt, daß strenge Commandeure bei den Soldaten nicht beliebt seien. Nur muß die Strenge stets mit Gerechtigkeit gepaart sein und gegen Hohe und Niedere gleichmäßig zur Anwendung gebracht werden; sie muß den Officier, und hätte er auch ein „von" oder gar einen „Baron" oder „Grafen" vor seinem Namen, eben so scharf und wo möglich noch schärfer treffen als den Unterofficier und gemeinen Soldaten in den Reihen. Besitzt der Commandeur diese gegen Alle gleichmäßige Gerechtigkeit, sorgt er zudem wo und wie er kann für das Wohl seiner Untergebenen, geht er ihnen endlich im Ertragen von Strapazen oder in der Bravour auf dem Schlachtfelde stets mit eigenem Beispiel

---

guten Empfehlungen an Willisen oder einen der einflußreichsten Generalstabsofficiere versehen waren, wurden durch endlose Verzögerungen und Weitschweifigkeiten abgeschreckt, die man in Rendsburg oder Kiel machte.

voran, dann mag er immerhin streng sein und die höchsten Anforderungen machen, er wird doch dabei beliebt sein, und der Soldat verzeiht es leicht, wenn der Commandeur irgendwo einmal über die Schnur haut. — Der General Willisen war ein sehr humaner und milder Mann, aber ihm fehlte die straffe Energie, welche ein Höchstcommandirender nothwendig haben muß. Er war immer geneigt, fünf gerade sein zu lassen und ein Auge zuzudrücken. Die Folge davon war, daß zunächst unter den Officieren die Disciplin in einer bedenklichen Weise erschlaffte, und gerade die nächste Umgebung des Generals, sein Generalstab, zeichnete sich am wenigsten durch streng disciplinirte militärische Ordnung aus. Man wußte nicht, wer Koch und wer Kellner war, und die notorische Unordnung des Willisen'schen Generalstabs ist beinahe sprüchwörtlich geworden.*) Von oben verbreitete sich natürlich dieser Geist der Unordnung und der Schlaffheit nach unten hin durch die ganze Armee, und wenn dieselbe doch noch so tüchtig blieb, als sie sich später im Ganzen gezeigt hat, so war dies theils der früher gelegten Grundlage, theils der Solidität und Gesetzlichkeit des Schleswig-Holsteinischen Charakters zu danken. Beliebt ist Willisen trotz seiner großen Humanität und Milde niemals gewesen, weder bei den Officieren noch bei den Soldaten.

Leider kamen alle diese Mißverhältnisse des Willisen'schen Oberbefehls im Zusammenhange erst viel zu spät, größtentheils erst nach dem Ausgang des ganzen Kriegs, an das Licht der Oeffentlichkeit. Man erfuhr wohl Einzelnes über die Armee-Reorganisation, aber Bedeutung und Zusammenhang des Ganzen blieb dem Auge des Nicht-Eingeweihten verborgen. Die Regierung, welche unterrichtet war oder es wenigstens sein konnte, war doch schwach genug, den angeblichen Reformen des Generals durch die Finger zu sehen.

Ihr Interesse lag zur Zeit freilich auf einer ganz anderen Seite. Sie steckte tief in dem der Landesversammlung schon früher angekündigten Friedensversuch, und um denselben ja nicht zu stören, wurde Alles unterlassen, was etwa auf kriegerische Absichten deuten konnte. Um die Mitte

*) Der Oberst von der Tann kam erst im Juli, ein paar Tage vor dem Ausbruch des Kriegs, wieder in die Herzogthümer. Als Chef des Generalstabes, wozu man ihn ernannte, war er nicht an seinem Platz. Seiner ganzen Natur nach war er vorzugsweise für ein aktives höheres Truppencommando geeignet. — Uebrigens blieb auch nach Tanns Anstellung der Sous-Chef Major Wyneken im Generalstabe die einflußreichste Persönlichkeit.

April war die Schleswig-Holsteinische Friedensgesandtschaft, bestehend aus den drei Herren Syndikus Prehn, Graf Reventlou-Farve und Regierungsrath Heinzelmann nach Kopenhagen abgereist. Die Unterhandlungen scheiterten, wie wir es der Regierung vorausgesagt hatten, und wie es Jeder voraussehen konnte, der die Dinge sah, wie sie nun einmal lagen. Wo die Ansprüche einmal so absolut divergirend aus einander gingen, wie die der Herzogthümer und Dänemarks, da war nur eine Entscheidung möglich, durch das Schwert. Im Juni kehrten nach fast zweimonatlichen fruchtlosen Mühen die Schleswig-Holsteinischen Vertrauensmänner zurück, zuletzt von Allen Graf Reventlou von Farve; er hatte die Friedensliebe so weit getrieben, noch nach der Abreise seiner Collegen in der Dänischen Hauptstadt zu bleiben, und ging erst, als das Dänische Ministerium ihm eine nicht mißverständliche Aufforderung zur Abreise zukommen ließ. Die Friedensfarce hatte ihre Dienste gethan; die Dänen waren vollkommen fertig mit ihren Rüstungen.

Das Scheitern dieses letzten Friedensversuchs führte zu Ende Mai die Entlassung des Herrn von Harbou von seinen Aemtern als Departementschef des Auswärtigen und des Cultus herbei. Herr von Harbou war einer der Hauptträger der beständig vermittelnden, retardirenden Politik, und allen kräftigen entschiedenen Maßregeln grundsätzlich abgeneigt, erwartete er das Heil Schleswig-Holsteins viel mehr von diplomatischer Intervention, als von der eigenen Kraft des Volks, zu dem er niemals Vertrauenhatte. Er hat nur zu lange seinen Einfluß auf die Politik der Herzogthümer geltend gemacht. —

XV.

Während die Flut der Reaction immer höher anschwoll und alle Errungenschaften des Jahres 1848 niederzuwerfen drohte, war die Deutsche Volkspartei, seit das Frankfurter Parlament ein Ende genommen hatte, ohne Mittelpunkt und ohne Verbindung. Der dem Deutschen so tief innewohnende Hang zu partikularistischer Besonderung, zeigte sich auch

auf der Seite der Volkspartei darin, daß man in jedem unserer zahlreichen Vaterländer für sich operirte und die Kräfte, die, gemeinsam verwendet, vielleicht noch einen Umschwung bewirken konnten, in vereinzelten Bestrebungen zersplitterte. In dem einen Lande kannte man die Zustände des andern nicht, wenigstens nicht gründlich, und selbst die Führer der Volkspartei waren nicht selten sogar in Nachbarländern einander persönlich unbekannt.

Unter diesen Umständen faßten Olshausen und ich den Plan von Zusammenkünften, welche zunächst den Zweck haben sollten, die persönliche Bekanntschaft der namhafteren Führer zu vermitteln und zugleich, wo möglich, einen gemeinsamen Operationsplan gegen das Andringen der Reaction festzustellen.

Schon im Mai fand eine kleinere vorbereitende Versammlung in dem reizenden Blankenese bei Altona statt; außer unseren Herzogthümern waren Mecklenburg, Hannover, Hamburg und Bremen vertreten. Ich machte bei dieser Gelegenheit zuerst die Bekanntschaft der eben so liebenswürdigen als talentvollen Gebrüder Wiggers aus Mecklenburg, denen später ein so herbes Schicksal beschieden war. Auf dieser zu Blankenese abgehaltenen Versammlung ward der Beschluß gefaßt, demnächst eine größere, wo möglich aus allen Theilen Deutschlands zu beschickende, Versammlung zu veranstalten. Dieselbe fand, wie es beschlossen war, am 14. und 15. Juni in Braunschweig statt. Sie war ziemlich zahlreich besucht; hauptsächlich aus Nord-, Mittel- und Westdeutschland waren Vertreter der Volkspartei gegenwärtig; der Südwesten und Süden Deutschlands war wenig oder gar nicht vertreten. Was an Beschlüssen dort zu Stande kam, war nicht von Bedeutung; die Hauptsache waren die persönlichen Beziehungen, welche hier angeknüpft oder erneuert wurden, und ich verdanke diesen Tagen die Bekanntschaft mit einigen der damals am meisten hervortretenden Führer der Volkspartei.

Ein eigenthümliches Begegniß möge hier erwähnt werden, weil es sich an einen seitdem viel genannten Namen knüpft. Einer der bekannteren Rheinischen Abgeordneten stellte der Versammlung einen seiner Begleiter vor. Es war ein noch sehr junger Mann, von mittelgroßer schmächtiger Figur, mit einem feinen, intelligenten Gesicht und lebhaftem klugem Auge. Er nannte ihn uns als einen Herrn Hesse. Gleich im ersten Augenblick wußte ich, daß ich dies Gesicht schon gesehen hatte. Doch wo? — Halt, da war's! Ich hatte im Mai 1849, als ich mich auf

meiner Rheinreise ein paar Tage in Bonn aufhielt, diesen jungen Mann bei Gelegenheit einer Volksversammlung gesehen, wo er durch eine ungewöhnliche Redegabe meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ich hatte ihn zwar damals nicht persönlich kennen gelernt, aber ich hatte seinen Namen erfahren, und derselbe fiel mir jetzt wieder bei. Der junge Mann mit dem ausdrucksvollen Gesicht und der seltenen Redegabe hieß nicht Hesse, sondern — Carl Schurz. Ich erschrak zuerst nicht wenig bei dieser Entdeckung, die ich machte. Schurz hatte sich bekanntlich nach dem verunglückten Zuge gegen das Landwehrzeughaus in Siegburg, der Badischen Insurrection angeschlossen und hier als Officier und Adjutant in Tiedemann's Stabe einen hervorragenden Posten bekleidet. Aus Rastatt war er nach der Capitulation der Festung wie durch ein Wunder entkommen, und so der kriegsgerichtlichen Kugel entgangen, der so viele seiner Kameraden zum Opfer fielen. Aber er war wenigstens in contumaciam verurtheilt, und nun wagte er es, trotzdem sein Name geächtet war und auf seine Person gefahndet wurde, hier mitten in Deutschland umher zu reisen und bei einer so gut wie öffentlichen Versammlung zu erscheinen, welche ohne allen Zweifel von geheimen Polizei-Agenten überwacht ward. Wurde er gefaßt, so wartete seiner, wenn man ihn auch jetzt nicht mehr füsilirt hätte, doch jedenfalls langjähriges Zuchthaus. Und wie leicht konnte er, da er in Bonn eine sehr bekannte Persönlichkeit gewesen war, erkannt und verrathen werden! Ich theilte meine Entdeckung nur ein paar ganz genauen Bekannten mit und die Kunde blieb in einem sehr engen Kreise. Bei der Abfahrt von Braunschweig fügte es der Zufall, daß ich mit dem angeblichen Hesse und den Rheinischen Abgeordneten, welche natürlich im Geheimniß waren, in dasselbe Coupé kam. Ich redete nunmehr Schurz bei seinem wahren Namen an und machte ihm Vorwürfe über die Verwegenheit, mit der er sich ohne Noth exponirte. Er machte zuerst noch den Versuch, sein Incognito gegen mich aufrecht zu erhalten; ich sagte ihm indeß, dies sei jetzt nicht mehr nöthig und führte ihm die Gelegenheit an, bei der ich ihn vor einem Jahre in Bonn gesehen. Er fing an zu lachen und meinte, da müsse er sich freilich ergeben. Dann erzählte er mir seine abentheuerliche Flucht aus Rastatt und theilte mir mit, daß er den vergangenen Winter meist am Rhein, in seiner Heimath bei Bonn (oder Köln), zugebracht habe. Ich erstaunte über die Kühnheit, daß er, der Geächtete, dieses wage; er meinte indeß, Niemand verrathe ihn und er vertraue auf sein gutes Glück, welches ihn noch niemals im Stiche ge-

lassen. In Lehrte trennten wir uns; während ich nach Hamburg hinauffuhr, ging er an den Rhein zurück, um dann fünf Monate später als der kühne und glückliche Befreier Kinkels wieder auf der Bühne zu erscheinen.

Nicht lange nach meiner Rückkehr lernte ich durch persönliche Anschauung einen Theil der Herzogthümer kennen, der berühmt durch seine ältere Geschichte, noch jetzt zu ihren werthvollsten Juwelen zählt, die Landschaft Dithmarschen. Die nächste Veranlassung dieser Reise bildeten die für Ende Juni und Anfang Juli bevorstehenden Neuwahlen, bei denen zuerst das von der constituirenden Versammlung fabricirte neue Wahlgesetz zur Anwendung kommen sollte. In demselben waren zwei verschiedene Grundprincipien auf eine sehr äußerliche Weise mit einander verbunden. Von hundert Mitgliedern, aus denen die Landesversammlung beider Herzogthümer fortan bestehen sollte, sollte die eine Hälfte aus allgemeinen Wahlen, die andere dagegen zum größesten Theil (40), aus Censuswahlen hervorgehen. Der Census war für die städtischen und für die ländlichen Wahldistricte auf einen Werth an Grundbesitz von 720 Thaler oder ein reines Einkommen von 180 Thaler Preuß. Courant normirt. Zehn Abgeordnetenstellen endlich waren dem großen Grundbesitz vorbehalten, dessen Steuerwerth 36,000 Thaler und darüber betrug. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, daß ein so äußerlich durch Zusammenschweißen verschiedener Grundanschauungen combinirtes Wahlgesetz eine Versammlung liefern werde, in welcher sich die heterogenen Bestandtheile ziemlich das Gleichgewicht hielten.

Bei der bedrohlichen politischen Lage des Landes und der beständigen Neigung der Regierung zu Transaktionen und halben Maßregeln, mußten wir es als unsere Aufgabe erkennen, in die neue Versammlung möglichst viele entschiedene und von der Regierung unabhängige Leute hineinzubringen. Bei den allgemeinen Wahlen konnten wir, wie die Stimmung des Landes war, mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, die große Mehrzahl unserer Candidaten durchzusetzen. Zweifelhaft war dagegen der Ausfall der Censuswahlen, und um auch hier festen Fuß zu gewinnen, war es beschlossen, daß diejenigen von uns, welche irgend Aussicht hatten, in Censuswahldistricten gewählt zu werden, die Candidaturen für die allgemeinen Wahlen anderen Mitgliedern unserer Partei überlassen sollten. Da mir nun eine Aussicht für einen Dithmarsischen Censuswahldistrict eröffnet ward, so trat ich für die Rendsburger allgemeine Wahl,

welche mir sonst wieder sicher gewesen wäre, zurück und beschloß mich in Dithmarschen persönlich zu bewerben.

Ich lernte bei dieser Gelegenheit zuerst dieses merkwürdige Land mit seinen mächtigen Deichen zur Abwehr des Wogenandrangs, mit seinen ebenen von zahllosen Gräben durchschnittenen Feldern, mit seinem fetten schweren Marschboden längs der Küste und mit seiner höher gelegenen, aber weniger fruchtbaren Geest, mit seinem Mangel an Kunststraßen, Städten und großen Rittergütern, aber mit seinem Ueberfluß an schmucken Höfen, reinlichen Dörfern und großen wohlhabenden Flecken aus eigener Anschauung kennen. Ich fand dort als die Nachkommen der alten Dithmarsen noch jetzt ein markiges, tüchtiges freisinniges Geschlecht, von dem als Abgeordneter erwählt zu sein, ich mir zeitlebens zur Ehre schätzen werde. Ueberall fand ich die entgegenkommendste Aufnahme; in Meldorf, Wesselburen und Heide stellte ich mich den Wählern vor; ich entwickelte ihnen in der Kürze meine Ansichten über die gegenwärtige Lage und fand allgemeine Zustimmung. Daß der Krieg, der bevorstand, mit der größesten Entschiedenheit und bis aufs Aeußerste zu führen sei, darin war Alles einig, und daß mit den nur zu lange vernachlässigten inneren Reformen gleichfalls endlich Ernst gemacht werden müsse, ward eben so von Allen anerkannt. Ich freute mich dieser Uebereinstimmung und dieser Entschiedenheit der Gesinnung um so mehr als es Census-Wahlmänner waren, die so dachten, d. h. Leute, welche in Wirklichkeit etwas zu verlieren hatten.

Als ich nach einigen Tagen Dithmarschen wieder verließ, nahm ich die Ueberzeugung mit, daß ein Land, welches solche Bewohner hat, wohl zeitweilig besiegt, aber niemals auf die Dauer unterjocht werden kann. Als dann kurz vor Mitte Juli die Wahl stattfand, ward ich mit bedeutender Majorität gewählt. Mein Gegner war der Dr. Carl Lorentzen, den die Regierungs-Partei als Landeskind gegen mich als Ausländer vergebens durchzusetzen bemüht gewesen war.

Der Ausfall der Wahlen war im Allgemeinen, wie man ihn bei dem eigenthümlichen Wahlgesetz erwarten konnte. Die allgemeinen Wahlen fielen meist im Sinne der entschiedenen Fortschrittspartei aus; die Censuswahlen hatten ein sehr gemischtes Resultat ergeben und die zehn Wahlen des großen Grundbesitzes fielen auf sehr conservative Repräsentanten. Uebrigens hatten im nördlichen Schleswig, wo die Landesverwaltung die Vornahme der Wahlen streng verpönt hatte und die

Schwedische-Norwegische Occupation noch auf dem Lande lastete, in vielen Districten die Wahlen entweder gar nicht oder doch nur von kleinen Minoritäten vollzogen werden können. Es war dies ein Uebelstand, der indeß, wenn überall jetzt neu gewählt werden sollte, schwer zu vermeiden war.

Die Wahlbewegung und das Interesse daran ward nun freilich alsbald durch die entscheidende Krisis, in welche die Schleswig-Holsteinische Sache gleichzeitig eintrat, sehr ich in den Hintergrund gedrängt.

XVI.

Am 2. Juli hatte sich der vor einem Jahr von Preußen abgeschlossene Waffenstillstand nach langen Geburtswehen endlich zu dem Frieden von Berlin entpuppt. Man hatte nach vielfachen fruchtlosen Unterhandlungsversuchen endlich einfach Frieden gemacht und sich alle Rechte gegenseitig vorbehalten. In den Deutschen Mittel- und Kleinstaaten ward zwar viel über den Preußischen Friedensschluß räsonnirt, aber in der Sache folgte man dem Beispiel, hielt Frieden mit Dänemark und überließ die Herzogthümer sich selbst. Während man 1848 und auch noch 1849 die Schleswig-Holsteinische Sache als die Sache Deutschlands aufgefaßt, während man große Reichsheere, wenn auch mehr zum Schein als für eine wirkliche Aktion, nach den Nordalbingischen Grenzländern entsandt hatte, waren die Deutschen Kabinette jetzt bereits dahin gekommen, sich zu einem elenden Frieden zu bekennen, der allen Prätensionen Dänemarks freien Spielraum ließ. Man wollte die Herzogthümer ihr tödtliches Duell mit Dänemark allein ausfechten lassen, um dann je nach dem Ausgange Partei zu ergreifen.

So war also gekommen, wie wir es längst vorausgesagt hatten: Schleswig-Holstein stand da auf sich selbst angewiesen, einem fanatisch-erbitterten, an Macht und Hülfsquellen überlegenen Feinde gegenüber. Es hätte aller Anspannung der eigenen Kraft bedurft, um unserer gerechten Sache den Sieg zu sichern, aber leider hatten die Männer, welche da-

mals an der Spitze des Schleswig-Holsteinischen Staates standen, im falschen Vertrauen auf diplomatische Künste oder auf Deutsche Hülfe die Wehrkraft des Landes bei Weitem nicht in dem Maße entwickelt, als es möglich und nothwendig gewesen wäre.

Als im Anfang Juli die Mobilmachung erfolgte, mußten sogar die soeben erst eingestellten Rekruten, die noch kein Gewehr in der Hand gehabt hatten, mit ausmarschiren; sie sollten auf dem Marsche und in den Quartieren möglichst geübt und ausgebildet werden.*) Uebrigens kamen die Schleswig-Holsteinischen Beurlaubten und Reserven prompt und ohne Säumen an, sobald sie einberufen waren, selbst mit wenigen Ausnahmen aus den damals noch von Schweden und Norwegen besetzten Theilen des Herzogthums Schleswig. Bei der Einstellung gab es vielfach eine große Confusion, da Willisen die ganze frühere Eintheilung der Armee umgestoßen hatte und auch jetzt noch beständig an seiner Reorganisation änderte.

Trotz alledem war die Armee kaum 14 Tage nach dem Friedensschluß von Berlin zum Einmarsch in Schleswig bereit. Während die Preußen südwärts und die Schweden und Norweger nordwärts abzogen, rückten (am 13. und 14. Juli) von Süden die Schleswig-Holsteiner über die Eider in Schleswig vor, während von Norden die Dänen aus Jütland und von Alsen her in das Schleswig'sche einrückten. Die Unsrigen hatten im Vormarsch die Stadt Schleswig, die Dänen die Stadt Flensburg besetzt; zwischen beiden Orten mußte es also zur Schlacht kommen.

Man wußte, daß unsere Armee in der starken Stellung von Idstedt nördlich von Schleswig stand. Man hielt sie für stärker als sie war; man nahm an, daß ihre Stärke nicht unter 30,000 Mann betrage und in der That hatte man wohl ein Recht zu dieser Annahme, wenn wenigstens die Regierung den vielfachen Mahnungen der Landesversammlung gefolgt war. Es zeigte sich freilich später, daß bei Idstedt nur ungefähr 26,000 Schleswig-Holsteiner gegen 37,000 Dänen gefochten hatten.**)

*) Der Verfasser des „General Willisen und seine Zeit" giebt p. 57 die Zahl dieser Rekruten auf circa 200 per Bataillon an! —

**) Willisen in seinem Tagebuch giebt die Stärke der Schleswig-Holsteinischen Armee zu niedrig, auf nur etwa 24,000 Mann an. Die Annahme von 26,000 Mann (nicht 27,000, wie Baudissin hat) gründet sich auf die specificirte Angabe der Stärke der Schleswig-Holsteinischen Armee an Combattanten am 23. Juli, bei Lütgen, Feldzug der Schleswig-Holsteinischen Armee im Jahre 1850. p. 73 ff.

Freilich, man war so zuversichtlich, daß man, wäre auch diese verhältnißmäßig große Uebermacht bekannt gewesen, man sie doch nicht gefürchtet haben würde.

Zehn Tage gespannter Erwartung verstrichen. Eröffnet ward der Kampf von der jungen Schleswig-Holsteinischen Marine. Sie bestand aus 3 kleinen für den Krieg armirten Dampfschiffen mit zusammen 11 Geschützen, einem Schooner mit 6 leichten, und 12 Kanonenbooten mit zusammen 24 schweren Geschützen. Es war natürlich nicht daran zu denken, daß diese schwache Flotille es mit der verhältnißmäßig starken, aus einem Linienschiff und einer respectablen Anzahl von Fregatten, Corvetten, schweren Kriegsdampfern und Kanonenbooten bestehenden Dänischen Seemacht auf offenem Meer aufnehmen konnte. Die Schleswig-Hosteinische Marine hielt sich in den Buchten und an den Küsten, hatte sich aber schon 1849 in kleineren Gefechten nicht schlecht gegen die Dänen bewährt. — Das erste Debut 1850 war unglücklich. Am 20. Juli ward das Dampfkanonenboot von der Tann, nachdem es von dem „neutralen" Staat Lübeck aus dem Hafen Travemünde fortgewiesen war, von einem großen Dänischen Dampfer und einer Korvette angegriffen, gerieth bei Neustadt auf den Strand, und ward von dem Commandeur, wie man meinte, etwas voreilig angezündet und verlassen. Es war ein schlechter Anfang, aber schon am folgenden Tage hatten vor dem Kieler Hafen ein paar kleine Schleswig-Holsteinische Schiffe ein glückliches Gefecht mit dem Dänischen Kriegsdampfer Holger Danske, welcher sich unter den Schutz des Linienschiffs Skiold flüchten mußte.

Von den Landheeren hörte man zunächst nur von leichten Recognoscirungsgefechten; sie streckten offenbar erst ihre Fühler vor, um sich gegenseitig zu orientiren. Am 25. Juli langten dann in Altona die ersten Nachrichten von dem am vorigen Tage gelieferten ernsteren Recognoscirungsgefecht bei Helligbeck an, und der Abendzug brachte bereits die Nachricht von der am selben Morgen begonnenen blutigen Schlacht bei Idstedt. Die letzte Notiz, welche um 12 Uhr Mittags vom Postamt Schleswig expedirt war, lautete durchaus günstig. Die Bagage des General-Commandos, welche am Morgen nach Schleswig zurückgesandt war, war so eben wieder vorwärts beordert; nach einem harten Kampf sollten die Dänen auf dem Rückzuge sein. Die Einzelnheiten, welche berichtet wurden, lauteten sehr verworren, aber, auch nach den Aussagen der leicht Verwundeten, welche der Abendzug bereits mitbrachte, hatte die

Schlacht günstig gestanden, als sie das Schlachtfeld hatten verlassen müssen.

Der am nächsten Vormittag 11 Uhr von Rendsburg anlangende Zug mußte die Entscheidung bringen. Eine große Menschenmasse strömte die Palmaille hinauf nach dem Bahnhof; ich traf unterwegs den mir befreundeten jungen Senator Bokelmann. Wir besprachen die bevorstehenden Eventualitäten und kamen zu dem Resultat, daß nach den gestrigen Nachrichten über den Stand der Schlacht jetzt kaum eine andere als die Nachricht eines vollständigen Sieges zu erwarten sei. Wahrscheinlich würde unsere Armee gegenwärtig bereits in Flensburg sein.

Während die Volksmasse sich draußen vor dem Bahnhofsgebäude sammelte, von dessen Balkon die Nachrichten gewöhnlich nach der Ankunft des Zuges mitgetheilt wurden, begab ich mich nach dem Perron, wo ich Zutritt hatte. Es war verabredet, daß der Zug, wenn er eine Siegesnachricht bringe, eine Deutsche Fahne aufstecken solle. Endlich war er signalisirt; ein paar Minuten später kam er in Sicht, aber wo war die Fahne? — Wie wir auch unsere Augen anstrengten, keine Fahne war zu erblicken. Wieder ein paar Minuten später hielt der Zug am Perron; aus einem der ersten Coupés trat der mir bekannte Eisenbahndirector Dietz, welcher dem Zuge entgegengefahren war. Ich las auf den ersten Blick eine Unglücksbotschaft auf seinem Gesicht, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte. „Unsere Armee hat die Stadt Schleswig geräumt und ist auf dem Rückzuge gegen Rendsburg." —

Also eine verlorene Schlacht! Es legte sich mir wie ein Krampf aufs Herz. Alle die unseligen Folgen dieser verlorenen Schlacht stellten sich in diesem Moment meinem inneren Blick dar. Es war ein harter Schlag, doppelt hart nach den Hoffnungen des gestrigen Tags.

Aber wie und wodurch war diese unheilvolle Wendung gekommen? Die Nachrichten darüber, welche ich von unseren Correspondenten bei der Armee, aus Schleswig und Kiel empfing, lauteten sehr verworren und blieben es auch noch geraume Zeit. Das Generalcommando hatte ein Interesse daran, daß der Schleier nicht gelüftet ward. Man übertrieb die Dänische Uebermacht, man fabelte von vielen Schweden und Norwegern, die in den Dänischen Reihen gedient — es mochten eine Anzahl Freiwillige gewesen sein, jedenfalls lange nicht so viele als andere Deutsche unter den Schleswig-Holsteinern dienten —; man ließ das Centrum unserer Armee durchbrochen werden, ja man beschuldigte die Truppen,

daß sie sich schlecht geschlagen. Der General Willisen gab in seinem Armeebericht über die Schlacht von Idstedt das Vorrücken einer Dänischen Abtheilung auf seiner linken Flanke als den Hauptgrund des Rückzuges an*), und eben dasselbe haben die jüngst in den Grenzboten veröffentlichen Mittheilungen aus seinem Tagebuch wiederholt.

Alles dies ist theils ungenau, theils ganz unwahr. Die späteren, namentlich die nach dem Ende des ganzen Kriegs von den betheiligten höheren Militärs — mit Ausnahme des commandirenden Generals — veröffentlichten Mittheilungen lassen keinen Zweifel darüber, daß die Schlacht faktisch gewonnen war, daß die Dänen, insonderheit die auf unserem linken Flügel erschienene Abtheilung, ihren Rückmarsch bereits angetreten hatten, daß der Feind im Centrum nicht vorzudringen vermochte, so lange unsere Artillerie ihre Stellung behauptete, kurz daß der General Willisen nur stehen zu bleiben brauchte, um Sieger zu sein. Der Rückzugsbefehl ward ohne alle Noth gegeben und erst dann als unsere Artillerie bereits abmarschirt war, konnten die Dänen im Centrum vorgehen; ein Durchbrechen des Centrums hat gar nicht statt gefunden, und das Vordringen der Dänen hinter unserm linken Flügel erwies sich bei näherer Betrachtung, weil diese Abtheilung kurz vor Mittag den Rückzugsbefehl erhielt, als so wenig gefährlich, daß sie den von Willisen angeordneten Rückzug durchaus nicht genügend zu motiviren im Stande ist. Dies ist das Resutlat, zu dem man mit Nothwendigkeit gelangen muß, wenn man die Schriften von Wissel, von der Horst, von Gerhardt, von Gagern, welche bei der Idstedter Schlacht höhere Commandos hatten, ferner die von Lüders in seinen Denkwürdigkeiten und von Baudissin in seiner Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Kriegs gesammelten Zeugnisse mit einander vergleicht.

Man hätte denken sollen, daß der General von Willisen, wenn er überhaupt jetzt etwas über die Idstedter Schlacht veröffentlichen wollte, sich hätte aufgefordert fühlen müssen, sich gegen die mit Namen, Daten und Thatsachen belegten schweren Vorwürfe, die ihm von mithandelnden Militärs gemacht sind, zu rechtfertigen. Statt dessen finden wir in den jüngst aus seinem Tagebuch veröffentlichten Mittheilungen über Hauptpunkte entweder gar nichts, oder Ungenaues und Unklares, während

*) „Bei der numerischen Ueberlegenheit des Feindes schien (!) die Bewegung in unserem Rücken große Kräfte bekommen zu können.“ —

längst sehr specielle und sehr gravirende Thatsachen veröffentlicht sind. Man kann auch zur Entschuldigung nicht etwa sagen, daß damals gleich geschriebene Tagebuch könne auf die erst später gegen Willisen erhobenen Vorwürfe noch nicht antworten. Denn das Tagebuch ist, auch angenommen, daß es damals sogleich geschrieben ist, doch jedenfalls erst jetzt für die Veröffentlichung hergerichtet, und es wäre die Pflicht entweder des Verfassers oder des Herausgebers gewesen, die Differenzen des Tagebuchs mit den von namhaften Männern gemachten Angaben aufzuhellen und auf die schweren dem General gemachten Vorwürfe zu antworten.*)

Es kann hier nicht meine Absicht sein, ausführlich auf die Schlacht von Idstedt einzugehen; sie ist oft genug beschrieben und militärische Federn haben die großen begangenen Fehler längst mit scharfer Kritik an das Licht gezogen. Nur einige Punkte, welche die Ursachen des Verlustes der Schlacht betreffen, mögen hier unter Berücksichtigung der neuerdings erschienenen eigenen Mittheilungen des Generals, noch einmal kurz hervorgehoben werden.

Unter den allgemeinen Gründen, welche zum Verlust der Schlacht wenigstens mitwirkten, wenn derselbe auch keine nothwendige Folge davon war, steht, abgesehen von der numerischen Schwäche der Schleswig-Holsteinischen Armee den Dänen gegenüber, welche mehr auf Rechnung der Statthalterschaft als des commandirenden Generals kam, im Vordergrunde die von Willisen vorgenommene Reorganisation, deren zerrüttende Folgen bereits früher hervorgehoben sind. Die Tagebuchsmittheilungen gehen nur sehr oberflächlich darauf ein, und lassen für den Vorwurf, daß eine so tiefgreifende Umgestaltung kurz vor dem Ausbruch des Kriegs vorgenommen ward, kaum eine andere Entschuldigung durchschimmern, als daß der General einen Krieg nicht, oder nicht so bald erwartete. Daß dies gar keine oder eine sehr schlechte Entschuldigung ist, bedarf wohl kaum der Bemerkung; der General Bonin war eben entlassen, weil man sich auf den Krieg gefaßt machen wollte.

Es ist dem General Willisen ferner — wenigstens von manchen Stimmen — zum Vorwurf gemacht, daß er nicht bis Flensburg und Bau hinaufgegangen ist, um von dort aus die Vereinigung der von der Jütischen Grenze und von Alsen her heranziehenden Dänischen Streitkräfte

*) Der auf die Schlacht von Idstedt bezügliche Theil der Mittheilungen aus Willisens Tagebuch steht in dem Heft der Grenzboten vom 7. November 1862. —

zu verhindern. Willisen selbst hat dazu beigetragen, diesem Vorwurf ein größeres Gewicht zu geben, als er verdient. Er hatte am 18. Juli, also eine Woche vor der Schlacht bei Idstedt, ein Friedens-Sendschreiben an den Dänischen Obergeneral von Krogh erlassen, in dem er denselben zur Einleitung von Unterhandlungen und zur Nichtüberschreitung der Demarkationslinie aufforderte. In diesem merkwürdigen Schreiben kam der Satz vor, „Seit vielen Tagen habe ich die Bewegung meiner Armee angehalten und große militärische Vortheile aus der Hand gegeben, um den Gegner, den ich achte und ehre, nicht in die Lage zu setzen, daß er es seinerseits mit seiner Ehre vielleicht nicht für verträglich hielte, auf Verhandlungen einzugehen.“ — Wenn dies, was Willisen hier sagte, wahr war, wenn er wirklich große militärische Vortheile aus der Hand gegeben hatte, um diesen letzten Unterhandlungsversuch zu machen, dessen Erfolglosigkeit Jeder voraussehen konnte, so hatte sich der General eines schweren Verbrechens gegen die Sache der er diente schuldig gemacht, um so mehr da er von der Statthalterschaft keinerlei Ermächtigung für diesen Schritt nachgesucht oder erhalten, sondern denselben ganz auf eigne Faust gethan hatte. In Wirklichkeit stand die Sache nun freilich nicht ganz so schlimm für den General als er sie selbst durch jene Worte dargestellt hatte. Er hatte vielmehr nur seinen diplomatischen Gelüsten nachgegeben, dabei nach seiner Gewohnheit Wahrheit und Dichtung zusammengeworfen, und nicht bedacht, daß er im besten Fall eine grobe Taktlosigkeit beging, indem er jene Worte schrieb. Denn waren sie wahr, so war seine Handlungsweise, welche hart an Verrath grenzte, unentschuldbar. In seinem eigenen Interesse konnte man also nur annehmen, daß er die Unwahrheit sagte. Und dies letztere ist nach seinen eigenen neuerdings veröffentlichten Mittheilungen wirklich der Fall gewesen. Es war ursprünglich allerdings seine Absicht gewesen, sogleich im Beginn des Feldzugs bis nördlich Flensburg hinauf zu gehen, dort die Vereinigung der beiden von Jütland und von Alsen heranziehenden Dänischen Abtheilungen zu hindern und sie wo möglich einzeln zu schlagen. Was ihn von diesem Vorsatze abbrachte, war charakteristisch für die Festigkeit seiner Vorsätze. Der 15. Juli, wo die Armee nach Schleswig marschirte, war ein sehr heißer Tag. Sie hatten von den Strapazen dieses Marsches in der brennenden Sommerhitze auf der staubigen Chaussee sehr gelitten, viele Marode waren unterwegs liegen geblieben und die Bataillone kamen zum Theil in sehr aufgelöstem Zustande in oder bei Schleswig an. Einzelne Com-

mandeure, welche die für einen solchen Marsch nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachtet hatten, trugen wenigstens einen Theil der Schuld; ja von einem Bataillon ward erzählt, daß es vor dem Beginn des Marsches zwei Stunden lang mit Sack und Pack habe in (oder bei) Rendsburg auf dem Fleck stehen und auf Befehle warten müssen! Da darf man sich allerdings nicht wundern, wenn die Leute später auf dem anstrengenden Marsch in der Hitze wie die Fliegen umgefallen sind. Uebrigens machten in jenen überaus heißen Tagen die Preußen auf ihrem Rückmarsch aus Schleswig und die Dänen auf ihrem Vormarsch ganz ähnliche Erfahrungen, wie die Schleswig-Holsteiner; die Dänen rückten so langsam vor, daß sie erst am 17. mit einem größeren Corps nach Flensburg gelangten. Der General Willisen ward indeß durch die Erfahrungen des 15. in seinem Vertrauen zur Armee so erschüttert, und der Major Wynecken erklärte so laut, daß man mit solcher Armee keinen Feldzug machen könne, daß der ursprüngliche Plan bis nördlich von Flensburg hinaufzugehen verlassen, und statt dessen beschlossen ward, anderthalb Meilen nördlich von Schleswig in der starken Stellung von Idstedt-Wedelspang Position zu nehmen und den Angriff des Feindes abzuwarten. Der Feind kam indeß so lange nicht, daß der General Willisen, wie er selbst sagt, später manche Anwandlung von Reue fühlte, seinen ersten kühnen Plan aufgegeben zu haben. Der Feind war eben, wie wir sahen, auch nicht unempfindlich gegen die Hitze.

Man kann es dem militärischen Urtheil überlassen, welche Stellung, die bei Bau oder die bei Idstedt, den Vorzug verdiente. Sehr einsichtsvolle militärische Stimmen geben der letzteren den Vorzug und ich glaube in der That, daß der General Willisen dadurch, daß er sie wählte, an sich der Schleswig-Holsteinischen Sache noch keinen erheblichen Nachtheil zugefügt hat.

Ein Anderes ist es, ob der General Willisen die Position von Idstedt so verwerthet hat, wie es hätte geschehen können. Ich lasse hier die Frage bei Seite, ob er nicht, wie ihm gleichfalls von militärischer Seite vorgeworfen ist, eine zu weit ausgedehnte Aufstellung genommen habe. Sie reichte allerdings von der Treene westlich bis Wedelspang östlich, über eine Distance von beinahe drei Meilen. Diese lange Frontlinie ward allerdings durch den in derselben liegenden Idstedter und Lang-See sehr bedeutend abgekürzt, und der Zugänge wären noch weniger gewesen, wenn nicht mehrere für gewöhnlich unpassirbare Moore durch die große Hitze der

letzten Tage für Infanterie passirbar geworden wären. Um so mehr hätte man denken sollen, daß der General Willisen, welcher eine ganze Woche unangefochten in dieser Stellung stand, darauf gedacht hätte, die durch jenen Umstand alterirte natürliche Festigkeit der Position durch die Anlage künstlicher Befestigungen zu stärken, und daß er dies unterließ, trotzdem er von einigen seiner Unterbefehlshaber darauf aufmerksam gemacht wurde, ist ein schwer abzuweisender Vorwurf. Ein Feldherr kann nicht genug thun, um den Sieg zu sichern, namentlich wenn er einem numerisch überlegenen und sonst ebenbürtigen Feinde gegenüber steht. Der General Willisen scheint das Gewicht dieses Vorwurfs gefühlt zu haben; er sagt in seinen Mittheilungen: „Wenn weniger für die bloße Verstärkung der Stellung als Vertheidigungsstellung geschah, als geschehen ist, so geschah es theils der vorherrschenden offensiven Absicht wegen, theils aus Mangel an Mitteln, und weil ich es für mehr geboten hielt, die Zeit, welche der Feind uns ließ, zur bessern Ausbildung der Gefechtsfähigkeit der Truppen zu verwenden, als um einige Verschanzungen aufzuwerfen, in deren Bau man vielleicht gestört worden wäre, und die bei einem richtig geleiteten Angriff (?) doch nichts geholfen hätten." — Diese Entschuldigung ist so gut wie gar keine; wegen der vorherrschend offensiven Absicht durfte der General die Eventualität der Defensive sowenig vernachlässigen, als ein guter Feldherr über dem Vorsatz zu siegen die Möglichkeit eines Rückzugs vergessen darf; und was den andern Grund, den Mangel an Mitteln und die größere Zweckmäßigkeit von Truppenübungen anbelangt, so hätte der General nur ein Wort zur Statthalterschaft äußern dürfen, und es wären ihm die nöthigen Civil-Arbeiter für Schanzarbeiten gestellt, so daß er nicht nöthig gehabt hätte, die Truppen dazu zu verwenden. Aber wie sich der General, in seine großen strategischen und politischen Pläne vertieft, niemals um praktisch so wichtige Dinge kümmerte, wie Schuhwerk, Gewehre und Munition der Infanterie*), so hielt er es auch hier nicht für nöthig durch Anlage von Verschanzungen der Armee zu Hülfe zu kommen.

Zu dieser Unterlassungssünde kam nun im entscheidenden Augenblick ein beständiges Schwanken über den Hauptplan der Schlacht. Am 24. Abends hatte der General im Kruge von Idstedt eine Disposition ausgegeben, wonach die ganze Armee früh Morgens am nächsten Tage eine

*) General v. Wissel, Erlebnisse p. 57.

entschiedene Offensiv-Bewegung vom rechten Flügel her machen sollte. Aber diese Disposition ward von Willisen in der Nacht wieder aufgegeben; die Armee sollte bis auf Weiteres in ihrer Stellung stehen bleiben, bis durch angezündete Fanale das Zeichen zum Vorbrechen gegeben wurde. Aber — am nächsten Morgen war es trübe und regnicht; die Dänen waren bei Zeiten auf den Beinen gewesen und zum Angriff vorgegangen, und als der General Willisen nun seinerseits durch das Anzünden der Fanale den verschiedenen weit von einander entfernten Brigaden das Zeichen zum Angriff geben wollte, da wollten die Fanale, deren Material durchgenäßt war, anfangs nicht brennen. Die Befehle mußten durch Adjutanten überbracht werden; der Angriff verzögerte sich und fand später ohne das nöthige Ineinandergreifen und Zusammenwirken der Brigaden statt. Ein hochgestellter Preußischer Militär sagte einmal von Willisen sehr richtig: „Bei Willisens Plänen ist Alles immer sehr schön und so wohl in einandergefügt, wie bei der besten Maschine; aber fehlt einmal irgend wo eine, auch die kleinste Schraube, so weiß er sich nicht zu helfen, und die ganze Maschinerie kommt in Unordnung." —

Der General Willisen hat freilich von seinem fatalistischen Standpunkt aus mit Vorliebe darauf aufmerksam gemacht, daß gerade jene unabsichtliche Verzögerung des Angriffs das einzige Glück des Tages herbeigeführt habe, und auch hier zeige es sich wiederholt, „wie die höhern Mächte mit den armen Sterblichen ihr Wesen treiben". Durch jene Verzögerung geschah es nämlich, daß die Dänen schon weiter vorgerückt waren, als man berechnet hatte, und daß der General von der Horst, als er mit der 3. Brigade seinen Angriff auf Ober-Stolck ausführte, dort statt auf die Spitze der Dänischen Colonne zu treffen, welche bereits vorbei war, quer auf das Ende derselben fiel. Bekannt ist das glänzende Resultat dieses Angriffs: diese ganze Dänische Division gerieth dadurch in Verwirrung, der Divisionsgeneral Schleppegrell und die bedeutendsten Stabsofficiere fielen oder wurden gefangen, mehrere Geschütze wurden genommen, und so groß war die angerichtete Niederlage und der Schrecken der Dänen, daß sie (8 Uhr Morgens) die Schlacht verloren gaben und der Dänische Obergeneral an die Umgehungs-Colonne, welche gegen den Schleswig-Holsteinischen linken Flügel operiren sollte, den Rückzugsbefehl sandte.

Leider mußte der General Willisen diesen glänzenden Glücksfall

seinerseits nicht zu benutzen. Während die Dänen mit rascher Entschlossenheit in der Person des Generals de Meza und anderer Stabsofficiere der zersprengten Division neue Führer sandten und sie sammelten, vermochte der General Willisen keine große Bewegung zur Unterstützung seiner 3. Brigade in Gang zu bringen, welche damals den Sieg auf der Stelle entschieden haben würde. Der Angriff der 4. Brigade, oder vielmehr nur eines Theils derselben auf Idstedt scheiterte vollständig und die 2. Brigade kam von Wedelspang wenigstens nicht vorwärts, wie sie gesollt hätte.

Von der 4. Brigade wurden zwei Bataillone, das 13. und 14., isolirt auf das Dorf Idstedt geworfen. Sie empfingen beim Debouchiren aus dem Dorf von 5 Dänischen Bataillonen ein concentrirtes Feuer, die Spitzen geriethen in Unordnung, Alles retirirte in Auflösung und die Truppen waren später trotz aller Mühe, die sich Willisen selbst gab, nicht wieder vorzubringen. Wie der General von Gerhardt uns erzählt, rief der Obergeneral den Leuten zu: „Ihr seid ja infame Hundsfötter!" Derselbe Officier, der mit an Ort und Stelle war, fügt hinzu: „Man möchte der Meinung sein, daß nicht Mangel an Bravour der Leute, vielmehr unverantwortliche stupide Führung dieser Truppen den so bedeutenden Unfall herbeiführte."*) In der That wurde später der Brigade-Commandeur Oberst Garrelts nicht mehr im Felde, sondern nur bei der Ersatz-Brigade verwandt; der Hauptmann von Wuthenow aber, der das an der Spitze marschirende 13. Bataillon commandirt hatte, nachdem gleich zu Anfang der unfähige Bataillons-Commandeur außer Gefecht gesetzt war, ward später wegen seines Benehmens in der Schlacht bei Idstedt kriegsgerichtlich aus der Armee entfernt.**) Uebrigens gesteht der General Willisen in seinen Mittheilungen zu, daß er selbst einen großen Fehler gemacht habe, indem er die beiden Bataillone, statt sie südwärts am Gryder Holz über eine näher liegende steinerne Brücke debouchiren zu lassen, wo sie Raum gehabt hätten, sich zu entwickeln, vielmehr nördlich gegen Idstedt sandte, wo eine sehr starke Macht des Feindes zu vermuthen

---

*) Erlebnisse ꝛc. 1852. p. 18.

**) Von der Wuthenow'schen Abtheilung war nur der Halbzug des Lieutenant Eggers nicht in Auflösung. Eggers war Schleswig-Holsteiner, nicht, wie Herr von Wuthenow und andere fremde Officiere, Militär von Fach, sondern hatte in Kiel Philosophie studirt und war erst in den Kriegsjahren in die Armee getreten. — Auch ein praktischer Beitrag zur Officiersfrage!

war. — Man kann zugestehen, daß die Truppen sich hier nicht so gut geschlagen haben, wie sie hätten thun können. Aber zu ihrer Entschuldigung muß man anführen, daß dies ein paar junge Bataillone waren, die den vorjährigen Krieg noch nicht mitgemacht hatten*), und nun nehme man die unfähige Führung hinzu, ist es da zu verwundern, wenn die beiden Bataillone vor mehr als doppelt so vielen Dänischen, vor denen sie sich in dem engen Dorfe Idstedt nicht einmal entwickeln konnten, in Unordnung zurückwichen? Ich weiß nicht, ob der General Willisen in seinem früheren Kriegsleben niemals eine durch besondere Umstände hervorgerufene Deroute sonst guter Truppen erlebt hatte; jedenfalls hätte die Kriegsgeschichte ihm mehr als ein Beispiel dieser Art an die Hand geben müssen. Gab es doch Fälle, wo sogar die Soldaten Friedrichs des Großen nicht wieder vorzubringen waren, so daß der zornige König in die Worte ausbrach: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ —

Es war ein Unglück, daß der General Willisen sich an diesem Tage persönlich gerade an der Stelle befinden mußte, wo die Sache am schlechtesten ging. Bei seinem schwankenden, leicht durch äußere Eindrücke bestimmbaren Charakter wurde er vollständig durch jenes Mißlingen außer Fassung gebracht. Er selbst sagt es uns in seinen Mittheilungen, daß sein Vertrauen zu den Truppen hier den ersten heftigen Stoß bekommen habe; in der That gab er von diesem Augenblick an, wie wir sehen werden, die Schlacht verloren.

Dazu kam nun die Unthätigkeit der zweiten Brigade auf dem rechten Flügel bei Wedelspang; ein energischer Angriff derselben, gleichzeitig mit dem von der Horsts, würde die Schlacht glänzend für die Schleswig-Holsteiner entschieden haben. Aber der Commandeur Oberst Abercron war nicht der Mann, selbständig zu denken und zu handeln. Auch scheint er wenig Neigung gehabt zu haben, mit dem Feinde ernstlich anzubinden. Er ließ dem General beständig sagen, ihm stehe eine überlegene Dänische Macht gegenüber. Das war unwahr, wie später der Dänische officielle Bericht gezeigt hat; vielmehr war Abercron den Dänen bedeutend überlegen: er stand mit 5000 Mann und 20 Geschützen gegen 3000 Dänen mit 8 Geschützen. An den braven Truppen lag die Schuld nicht, lediglich an dem Befehlshaber. Der General Willisen sagt selbst in seinen

*) Im Kriege von 1849 zählte die Schleswig-Holsteinische Armee nur 10 Infanteriebataillone und 4 Jägercorps.

Mittheilungen, daß die Führung hier eine durchaus schlechte gewesen, und daß er in den Entlassungen, welche später stattfanden, noch höher hinauf gegriffen haben würde, — Abercron blieb nämlich auch später Commandeur — wenn er gewußt hätte, was er erst ein Jahr nachher aus dem Dänischen Bericht erfuhr, daß hier der Brigade ein viel schwächerer Feind gegenüberstand. Allerdings konnte Abercron die beständig einander widersprechenden Befehle aus dem Hauptquartier als Entschuldigung anführen. Früh morgens 4 Uhr hatte von der Tann erst die Nachricht von dem in der Nacht abgeänderten Schlachtplan überbracht, wonach Alles stehen bleiben sollte. Diese Nachricht war angekommen, als die Brigade bereits in Bewegung und im Gefecht war. Darauf hin ging Abercron zurück. Später kamen Major Wyneken und der jüngere Prinz von Augustenburg, Sohn des Herzogs, mit so alarmirenden Nachrichten aus dem Centrum, daß Abercron sich dadurch veranlaßt fand, sich auf die Defensive zu beschränken und einen vom Hauptmann Wiedburg überbrachten Befehl zur Offensive nur schlaff auszuführen. Allein die widersprechenden Befehle und schlechten Nachrichten hätten einen energischen Commandeur zur Selbstthätigkeit angespornt: ein Tann, ein Baudissin an der Spitze dieser Brigade würden an diesem Tage ganz andere Resultate erzielt haben. Die schärfste Kritik des Verhaltens von Abercron an diesem Tage liegt in der nachfolgenden später gethanen Aeußerung eines Dänischen Generalstabsofficiers, welcher der Schlacht beiwohnte: „Gegen 7 Uhr Morgens hatten wir die Schlacht verloren; wäre der rechte Flügel der Schleswig-Holsteiner (eben die Brigade Abercron) über Böklund nach der Chaussee vorgedrungen und hätte sich dadurch mit der Brigade Horst in Verbindung gesetzt, wir wären nicht allein geschlagen, sondern unsere ganze Armee, von der Chaussee ab und ins Meer gedrängt, wäre völlig vernichtet gewesen! Wir hatten keine Reserven, kein einziges Bataillon mehr, um den Rückzug zu decken. Zwischen 7 und 8 Uhr war an beide Divisionen (Moltke und Schleppegrell) bereits der Befehl zum Rückzuge ertheilt und wir wußten nicht, wie wir den Rückzug ausführen sollten." —

Der General Willisen, welcher sich über einige höhere Officiere in seinen Mittheilungen so scharf ausgelassen hat, ist indeß nichts weniger als gerecht gewesen. Einen Officier, der eine Hauptschuld an dem Ausfall des Tages trug, hat er auch jetzt nicht in verdienter Weise gewürdigt. Ich meine den Sous-Chef des Generalstabes Major Wyneken.

Man hat diesen Mann Willisens und Schleswig-Holsteins bösen Genius genannt und mit Recht. Wyneken, der schon beim Ausmarsch die Ansicht äußerte, daß mit dieser Armee kein Feldzug zu machen sei, hat später am Tage von Idstedt das Seinige gethan, diese Ansicht zu bewahrheiten.

Drei Punkte sind es hauptsächlich, auf denen die Thätigkeit des genannten Generalstabsofficiers als eine unheilvolle erscheint: bei dem glücklichen Angriff der dritten Brigade unter Horst, bei der zweiten Brigade auf dem rechten Flügel unter Abercron, und endlich beim General Willisen selbst, durch die Rapporte, welche er demselben erstattete. Einige Zeit nach dem Beginn der Schlacht, als die allgemeine Offensivbewegung begann, sehen wir den Major Wyneken mit einem Auftrage an den General Horst und den Obersten Abercron auf der nördlichen Seite des Langsees aus dem Centrum gegen den rechten Flügel zu reiten. Er trifft den General Horst in dem Augenblick, als die Tête desselben so eben in Oberstolk eingedrungen und auf die Dänen gestoßen war. Wyneken rieth hier — nach seinem eigenen Bericht*) — zur entschiedensten und energischsten Offensive. Indem er indeß weiter gegen den rechten Flügel zu reitet, um zum Obersten Abercron zu gelangen, trifft er in Süder-Fahrenstedt, einem zwischen der Horst'schen und Abercron'schen Brigade gelegenen Dorfe, nördlich vom östlichen Ende des Langsees, auf Dänen. Dadurch zur Umkehr veranlaßt, sieht er von einer Anhöhe, wo man eine freie Aussicht nach Westen hat, daß die Feuerlinie der vierten Brigade, welche westlich von der dritten auf Idstedt vorgegangen war, bedeutend zurückgewichen ist, kann sich daher nicht verhehlen, daß dort eine große Katastrophe erfolgt sein müsse. Nun wird er um das Schicksal der Horst'schen Brigade sehr besorgt, namentlich da er auch eine Dänische Abtheilung gegen die Furth am Langsee vom Gryder Holz her vorrücken sieht. Dies Letztere ist wahrscheinlich ein Irrthum, der Dänische officielle Bericht weiß von einer solchen Bewegung nichts. Möglich ist es indeß, daß von der durch Horsts Angriff gesprengten Dänischen Truppenabtheilung einige Trümmer hierher geworfen worden: wie es denn bei Sprengungen sehr natürlich ist und durchaus gar nichts Beunruhigendes hat, wenn die Gesprengten auf allen Seiten des Angreifers

---

*) In der Hannoverschen Zeitung 1851. Die nachfolgende Darstellung beruht theils auf diesem eigenen Bericht Wynekens, theils auf den Berichten des Generals v. d. Horst und seines Adjutanten, Hauptmann v. Wangenheim.

gesehen werden; zudem war dei Brücke über den Langsee durch ein vom General Horst zurückgelassenes Detachement hinreichend gedeckt. Als Major Wyneken „mit seinen Hiobsposten“, wie er selbst sagt, wieder in Stolk hineinreitet, ist Horsts Brigade mitten im Siege, die Dänische zweite Division ist zersprengt, der Divisionschef, General Schleppegrell, mit vielen der höhern Officiere gefallen, verwundet oder gefangen. Dieser glückliche Stand des Gefechtes ist gleichwohl nicht geeignet, die Besorgnisse des Majors Wyneken zu heben. Er sucht vergeblich den General Horst längere Zeit; man antwortet ihm allenthalben, daß sich derselbe „vorn“ befinde. Er kann indessen den General nicht finden, da, wenn das Gefecht auf drei Seiten im Gange, schwer zu sagen fällt, wo „vorn“ ist. Er reitet in drei, vier Gassen, reitet sich aber überall bald fest, ohne den General zu finden. Er trifft endlich den Adjutanten desselben, Hauptmann von Wangenheim, den er beauftragt, dem General zu sagen, daß er — Wyneken — eine Infanterieabtheilung von seiner Queue gegen die Furth zurückdirigiren würde, um die Dänen von dort abzuhalten, und erklärt es überhaupt für das Räthlichste, mit der ganzen Brigade auf die Furth zurückzugehen.

Hören wir nun, wie der Hauptmann von Wangenheim seinerseits diese Scene darstellt.*) „Um diese Zeit“ — sagt der genannte Officier — „entsandte mich der General (v. d. Horst) zur Ueberbringung eines Befehls an eine Abtheilung des 11. Bataillons. Als ich zur Person des Generals zurückkehren wollte, begegnete mir der Sous-Chef des Generalstabs Major Wyneken und gab mir den Auftrag, dem General v. d. Horst zu sagen, er möge das Gefecht abbrechen und sich über die Furth am Langsee zurückziehen. Schon überall habe er den General gesucht, ihn aber nirgends gefunden. — „Das glaube ich gern, Herr Major, daß Sie hier den General nicht fanden, er ist immer im Gefecht, und war eben so glücklich, die feindliche Batterie, welche uns seither so artig mit Granaten bedacht hat, zu erobern.“ — Mit diesen Worten gab ich meinem Pferd die Sporen und jagte in Carrière dem General zu. Bei v. d. Horst angekommen, erstattete ich ihm von dem Vorgefallenen Meldung und überbrachte Wynekens Auftrag. „Ich werde den Teufel thun

*) Erinnerungen an Schleswig-Holstein aus den Jahren 1850 und 1851. Hildburghausen 1852. — Weder Lüders noch Baudissin scheinen diese Schrift sowie den eigenen Aufsatz des Majors Wyneken gekannt haben.

und jetzt das Gefecht abbrechen; reiten Sie, so schnell sie können, und sagen Sie dies dem Major Wyneken!" — „Zu Befehl, Herr General," und fort eilte ich, den Major aufzusuchen, aber alle angewandte Mühe meinerseits war vergeblich; ich mußte, ohne ihn gefunden zu haben, auf meinen Posten zurückkehren. Der Major Wyneken hatte nämlich ohne die Antwort des Generals abzuwarten, seine Idee bereits ausgeführt, war davon geritten und hatte die Reserve an die Furth zurückgesandt. Nach seiner Erzählung will er freilich nur einer Abtheilung den Rückzugsbefehl gegeben haben und „durch ein Mißverständniß" soll ein anderer Theil von Horsts Infanterie jener Abtheilung gefolgt sein. Allein man ist vollständig berechtigt, sich für dies angebliche „Mißverständniß" an Herrn Major Wyneken zu halten, der als Sous-Chef des Generalstabs die Befehle in der bestimmtesten Weise ertheilt hat, wenn er es gleich nachträglich für angemessen mag gehalten haben, hier ein kleines Mißverständniß walten zu lassen. Der genannte Generalstabsofficier scheint in diesem Augenblick keinen anderen Gedanken gehabt zu haben, als „Dänen im Rücken!" so daß er darüber alle Regeln der militärischen Convenance vergaß; der Rückzugsbefehl ward vor dem 11. Bataillon mehre Mal ganz laut gegeben, so daß selbst Soldaten es hörten, und zwar mit Hinzufügung der eben so laut gesprochenen Motivirung: „Die Dänen sind uns schon im Rücken." Schade, daß dem angeredeten Commandeur nicht ein Bonmot Blüchers einfiel, welches derselbe bei einer ähnlichen Gelegenheit machte. Während der Campagne in Frankreich 1814 kommt bei einem Gefecht ein Adjutant in athemloser Hast mit der ängstlichen Meldung: „Excellenz, die Franzosen sind uns im Rücken." Der alte Haudegen erwiderte darauf dem Adjutanten sehr gelassen: „Nun desto besser, da brauchen wir uns ja nicht erst umzudrehn, damit sie uns ...." — Vielleicht hätte eine solche Antwort den Herrn Major auch etwas zur Besinnung gebracht. Der General Horst, welcher nicht glaubte, daß Wyneken es wagen werde, ohne seine Genehmigung seine Reserven zurückzubeordern, kämpfte weiter. Als er aber dieselbe heranziehen wollte, um der anrückenden Dänischen Reserve die Spitze zu bieten und seinen Sieg zu vervollständigen, waren die frischen Truppen, auf welche er gezählt hatte, auf Geheiß des Majors Wyneken an den Langsee zurückgekehrt; mit den erschöpften und durch den Kampf stark mitgenommenen Truppen der Brigade, welcher noch dazu die Artillerie nicht hatte folgen können, weil sie einen Umweg um den Langsee machen mußte, konnte er sich nicht halten, und nur seiner Entschlossenheit

und dem Muthe der Truppen war es zu danken, daß er auf dem Rückmarsche gegen den Idstedter See und das Gryder Holz der gänzlichen Vernichtung entging, und sogar noch eine in der letzten Position stehende feindliche Abtheilung gefangen nahm.

Aber der siegreiche Angriff der Brigade Horst, der, wenn nachdrücklich fortgesetzt, wie es des Generals Absicht war, wahrscheinlich allein hingereicht haben würde, die Entscheidung der Schlacht zu sichern, war gebrochen, und die Schuld, diese Wendung herbeigeführt und dadurch den Sieg vereitelt zu haben, lastet mit vollem Gewicht auf dem Major Wyneken. Verfolgen wir dessen Thätigkeit weiter. Nachdem er bei der Horstschen Brigade das Meisterwerk ausgeführt hat, sie mitten in ihrem Siegeslauf zu theilen und dadurch zu verhindern, den gewonnenen Sieg zu benutzen, sehen wir ihn über die Brücke des Langsees auf die südliche Seite desselben reiten, um zur zweiten Brigade — Abercron — auf den rechten Flügel zu gelangen. Diese Brigade befand sich im Vordringen und hatte ein anfangs verloren gegangenes Gehölz, vor der Stellung von Wedelspang, bereits wieder größtentheils im Besitz. So berichtet der Major Wyneken selbst. Was thut er nun? Er sagt darüber: „Ich theilte dem Obersten mit, was ich wußte, und da ich Horsts Brigade hatte den Rückzug antreten sehen (Herr Wyneken hatte nur den Rückzug derjenigen Abtheilung gesehen, der er selbst denselben befohlen hatte, die andern waren, als er Stolk verließ, noch im Vordringen, so konnte ich seine Ansicht, nicht weit wieder vorzudringen, nur theilen." Nach dem Verfasser des „Generallieutenant Willisen", der sich auf das Zeugniß des Stabschefs der zweiten Brigade, Major v. d. Heyde, stützt, hat Herr Wyneken in seinen Mittheilungen die Infanterie als völlig geschlagen und zum ferneren Kampf gleich Null bezeichnet, außerdem auch erzählt, daß man vom General Horst nichts wisse, derselbe sei wahrscheinlich gefallen oder gefangen. Also, weil Wyneken den General „vorn" nicht hatte finden können, deßhalb mußte er wahrscheinlich gefallen oder gefangen sein! Allerdings hatte der Major Wyneken, indem er ihn eigenmächtig seiner Reserve beraubte, sein Bestes dazu gethan, und wenn der General nicht fiel oder gefangen wurde, so war dies wahrlich nicht das Verdienst Wynekens. Man kann sich leicht denken, daß seine alarmirenden Nachrichten auch einen Militär von anderem Schrot und Korn, als der Brigadier Oberst Abercron es war, wankend gemacht hätten; wie viel mehr mußte dies der Fall sein, da ihm in dem genannten

Commandeur eine gleiche Stimmung begegnete, so daß beide in der Ansicht, „nicht weit wieder vorzudringen“, leicht übereinstimmten! Das Benehmen des Majors Wyneken richtet sich hier durch die einfache Erzählung der Thatsachen. Jeder andere Officier, der sich mehr darauf verstanden hätte, mit ruhiger Unbefangenheit den Stand der Schlacht zu erwägen, als überall Niederlage und „Dänen im Rücken“ zu erblicken, würde erkannt haben, was auf der flachen Hand lag: daß nämlich ein energisches Vordringen der zweiten Brigade unter Abercron, vom rechten Flügel gegen die Flensburger Chaussee, nicht allein der siegreich vorgedrungenen Brigade Horst würde Luft gemacht, sondern auch die Niederlage der vierten Brigade bei Idstedt vollkommen würde ausgeglichen und den definitiven Sieg gesichert haben, indem der Dänische linke Flügel durch eine solche Bewegung hätte vernichtet, das feindliche Centrum aber flankirt und umgangen werden müssen. Diesen so einfachen Gedanken scheint indessen der Major Wyneken zu fassen nicht im Stande gewesen zu sein. Nachdem also in dieser Weise der Sous-Chef des Generalstabs einen entschlossen vordringenden Brigadier durch die Zurücksendung seiner Reserve zur Umkehr genöthigt und einen zweiten, nichts weniger als entschlossen vordringenden Brigadechef in seiner Ansicht bestärkt hatte, stehen zu bleiben wo er stand, sehen wir ihn nach dem Centrum zum commandirenden General zurückkehren und demselben Bericht erstatten. Welcher Art dieser Bericht gewesen, möge man aus folgenden *eigenen* Worten Wynekens entnehmen: „Ich meldete ihm, was ich gesehen, und *meine Meldung mußte um so düsterer klingen*, da ich von Horsts und seiner Truppe endlichem Schicksal noch nichts wußte. Der General trug mir auf, den Obersten v. Gerhardt und v. Wissel *den Befehl zum allmäligen Rückzuge gegen Schleswig* zu überbringen.“ — Die „düster klingende“ Meldung des Sous-Chefs ward also für Willisen, der ohnehin durch den mißlungenen Angriff der vierten Brigade bereits decontenancirt war, die Veranlassung, schon Morgens den Rückzugsbefehl zu ertheilen. Ob Wyneken auch positiv den Rath zum Rückzug ertheilt hat, was derselbe später geleugnet, ist ziemlich gleichgültig; die „düster klingende“ Meldung ist die Hauptsache, da sie augenscheinlich der Art war, daß Willisen eine Veranlassung zum Rückzuge darin finden konnte. Glücklicherweise waren der Oberst v. Gerhardt, Brigadier der Avantgarde, und Oberst v. Wissel, Brigadier der Artillerie, weniger empfänglich für „düster klingende“ Meldungen; sie fanden, daß die Schlacht noch ganz gut stehe und daß eine

Veranlassung zum Rückzuge gar nicht vorliege. Mit dieser Meldung ward Herr Wyneken an den commandirenden General zurückgesandt und der Rückzugsbefehl in Folge dessen vorläufig zurückgenommen. Daß hieraus nicht dem Major Wyneken, sondern lediglich den Obersten Gerhardt und Wissel ein Verdienst erwächst, liegt auf der Hand, und es ist daher unbegreiflich, wie Wyneken (in einer Erklärung in der Hannoverschen Presse 1851, den 30. April) als Entgegnung auf die Anschuldigung, daß er Willisen zum Rückzug zu bestimmen gesucht habe, auf die Art verweist, wie er hier zur Sistirung des Rückzugsbefehls beigetragen. — Späterhin sehen wir Wyneken noch einmal mit einer Ordre an Abercron nach dem rechten, und dann später nach dem linken Flügel reiten, der inzwischen durch eine feindliche Umgehung bedroht schien, auf die wir später noch zurückkommen müssen. Als er von dort zurückkommt, findet er den Rückzug der Armee zu seiner Ueberraschung bereits begonnen, indem General Willisen den Befehl dazu während seiner Abwesenheit ertheilt hat. Er will so wenig an diesem abermaligen Rückzugsbefehl betheiligt gewesen sein, daß derselbe ihm vielmehr ganz unerwartet gekommen, und daß er auf eigene Gefahr ein paar der zurückziehenden Batterien innehalten ließ. Wie dem auch sei, es haftet bereits genug Gravirendes an der Thätigkeit des Majors Wyneken an diesem Tage, auch ohne daß man über jenen Punkt zur vollständigen Gewißheit kommt. Eine der skandalösesten Geschichten ist unstreitig die folgende, welche der Verfasser des „Generallieutenant Willisen" zur Charakteristik Wynekens mittheilt. Während des Rückzuges kommt bei der Bustorfer Brücke, am südlichen Ende der Stadt Schleswig, der Oberquartiermeister Geerz zum Major Wyneken und befragt ihn, wo die Bagagewagen, namentlich der Wagen mit seinen Karten seien? „Alle Bagage ist verloren, von den Dänen genommen!" war die ausgestoßene Antwort des Sous-Chef. „Wie? die Bagage verloren und alle meine schönen Karten?" fragt der Oberquartiermeister nochmals. Lakonisch gab Wyneken ihm zur Antwort: „Die Bagage ist nach Rendsburg dirigirt, und die Rendsburger Chaussee haben bereits die Dänen!" — Diese Aeußerungen machte Wyneken wieder ganz laut, so daß sie außer dem Fragenden von mehreren Umstehenden gehört wurden und, weil sie vom Sous-Chef des Generalstabs kamen, nur dazu beitragen konnten, die Aufregung in unverantwortlicher Weise zu erhöhen.

Selbst wenn es mit der Sache factisch seine Richtigkeit gehabt hätte, so hätte, namentlich auf einem Rückzuge, wo ohnehin leicht grundlose

Aufregung und Verwirrung entsteht, ein Officier in der Stellung des Majors Wyneken sich zur äußersten Discretion in seinen Aeußerungen veranlaßt sehen sollen. Dazu war aber nun auch das Factische vollständig unwahr. Die Bagage war nicht nach Rendsburg, sondern nach Fahrdorf (auf der Straße nach Eckernförde) dirigirt, kein einziger Wagen derselben ward von den Dänen genommen, und die Rendsburger Chaussee war zu der angegebenen Zeit so wenig in den Händen der Dänen, daß dies noch am andern Tage kaum der Fall war. Erst eine geraume Zeit nach dem Abzuge der Schleswig-Holsteinischen Armee schickten die Dänen Recognoscirungspatrouillen auf der Rendsburger Chaussee vor. Der Major Wyneken hatte sich hier wieder den Stand der Sachen gedacht, wie er nicht war, und seine schwarzsichtigen Hypothesen, in beliebter Manier, für Wirklichkeit ausgegeben. Die obige Geschichte, die schon vor der mehrfach angezogenen Rechtfertigungserklärung Wynekens veröffentlicht war, ist von demselben nicht in Abrede gestellt, und konnte es auch nicht wohl werden, da außer dem Generalquartiermeister Geerz noch andere Zeugen gegenwärtig waren, die erforderlichen Falls die Sache wohl „mit ihrer Namensunterschrift" zu erhärten bereit gewesen wären.

Und dieser Officier, der während der Schlacht eine so unheilvolle Wirksamkeit entfaltet hat, ward dann von dem General Willisen nicht nur in seinem Armeebericht über die Idstedter Schlacht auszeichnend erwähnt, er blieb auch nachher in seiner einflußreichen Stellung im Generalstabe und auch jetzt hat der General in seinen Mittheilungen kein Wort des Tadels für ihn!

Und dennoch, trotz alles Mißlingens im Einzelnen, trotz aller Verschuldung einzelner höherer Officiere und des Obergenerals selbst wäre die Schlacht doch gewonnen gewesen, hätte nicht Willisen in unverantwortlicher Kopflosigkeit sie in demselben Augenblick verloren gegeben, wo die Dänen ihren Rückzug bereits begonnen hatten.

Der General hat sich über diesen Punkt, der vor Allem der Rechtfertigung und Aufklärung bedurft hätte, in seinen Mittheilungen nur sehr ungenügend ausgelassen. Er hat die Erscheinung der Dänischen Umgehungskolonne an der Treene und bis nach Schuby hin im Rücken unseres linken Flügels ebenso wie es seiner Zeit im Armeebericht über die Schlacht ist, als Motiv des Rückzugsbefehls angegeben, der zwischen 12 und 1 Uhr Mittags ausgeführt ward. Der General übergeht aber vollständig mit Stillschweigen, daß er bereits ein paar Stunden früher in

Folge des verunglückten Angriffs der 4. Brigade und der alarmirenden Nachrichten Wynekens den Rückzugsbefehl gegeben hatte, dessen Ausführung damals nur an dem Widerspruch Gerhardts, Wissels und des Herzogs von Augustenburg scheiterte. Willisen nahm den Rückzugsgedanken nun wieder auf, als die Dänische Umgehungskolonne erschien. Seine Darstellung ist übrigens hier sehr unbestimmt und unklar. Es gewinnt danach den Anschein, als sei der Rückzugsbefehl sofort vom Centrum aus bei Eintreffen der Nachrichten von Schuby her gegeben, noch ehe der General sich persönlich dort von der Lage der Dinge überzeugt hatte.*) Dies ist aber nach den sonstigen beglaubigten Nachrichten nicht der Fall gewesen; die von Lüders in den Denkwürdigkeiten gesammelten Zeugnisse, die Mittheilungen des Generals Gerhardt und Anderer stellen es fast außer Zweifel, daß der definitive Rückzugsbefehl erst vom linken Flügel her durch Adjutanten vom General gesandt ist.**) Der General v. Gerhardt, damals Oberst, berichtet über diesen Zeitpunkt der Schlacht Folgendes: „Inzwischen war aber die Meldung gekommen, daß der linke Flügel bedeutend zurückgedrängt sei. Dies bewog den Commandirenden mir den Befehl zu geben, mit der zwölfpfündigen Batterie von Idstedt-Koug abzufahren. Ich erbat mir die Erlaubniß, damit noch eine halbe Stunde warten zu dürfen, indem meine Artillerie noch nicht gefährdet sei, und auch die große Straße für den etwanigen Rückzug zur Seite hätte. Diesem Vorschlag nachgebend, ritt der Commandirende nach dem linken Flügel, schickte aber nach kurzer Zeit einen Officier abermals mit dem Befehl, die 12pfündige Batterie der Avantgarde abfahren zu lassen. Da ich zur Stelle den Gang des Gefechtes genau beobachten konnte, antwortete ich in Gegenwart meines ganzen Stabes und des Obersten v. d. Tann, dem Ordonnanz-Officier: „Sagen Sie Sr. Excellenz, er möge es nicht als eine Widersetzlichkeit ansehen, wenn ich noch eine halbe Stunde mit der 12pfündigen Batterie Stand hielte, die Verhältnisse könnten sich während des Herreitens vielleicht geändert haben; wenn ich aber nochmals denselben Befehl erhielte, werde ich auf der Stelle die Batterie zurückziehen." Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als auch schon wieder der bestimmte Befehl kam nunmehr ungesäumt abzuziehen, weil der Feind Jübeck genommen und über Schuby

*) Siehe Grenzboten a. a. O. p. 256.

**) Vergl. besonders Gerhardt, Erlebnisse p. 19.

in den Rücken zu kommen drohe. Natürlich wurde diesem Befehle sogleich Folge geleistet." — Während der Obergeneral den Commandeuren im Centrum gegenüber — auch bei Wissel, v. d. Horst, — den Rückzugsbefehl durch die Umgehungsgefahr auf dem linken Flügel motiviren ließ, ist es eine Thatsache, daß bei seiner persönlichen Ankunft an Ort und Stelle auf dem bedrohten Flügel jene Gefahr bereits nicht mehr vorhanden war; die Dänen drängten nicht mehr vor und gingen gleich darauf ganz zurück (um 12 Uhr), und Willisen konnte zu dem dort commandirenden Obersten Fürsen-Bachmann äußern: „Ja, wenn im Centrum die Sachen auch so gut ständen, als hier bei Ihnen." Also hier auf dem linken Flügel ward das Centrum als gefährdet dargestellt, und doch war dies so wenig der Fall, daß der Oberst Wissel, als er gegen 12½ Uhr ganz unerwartet den definitiven Rückzugsbefehl erhielt, erklärte, den Feind hier mit der Artillerie allein aufhalten zu können. Aber der Befehl war definitiv und die Commandeurs im Centrum konnten natürlich nicht wissen, daß die angeblich auf dem linken Flügel drohende Gefahr nicht vorhanden war.

Der General Willisen sagt, als der Rückzug angeordnet, habe Keiner der Anwesenden eine andere Meinung geäußert; er sagt uns aber nicht, wer denn eigentlich anwesend war. Nach den anderweitigen Mittheilungen kann von den höheren Generalsstabsofficieren und Brigade-Commandeurs Niemand anwesend gewesen sein, als der definitive Rückzugsbefehl von Willisen gegeben ward, weder Gerhardt, noch Gagern, weder Wissel noch v. d. Horst, weder Tann noch Wyneken, denn auch dieser letztere war nach seinen eigenen Mittheilungen nicht zugegen; er ward vielmehr, als er vom linken Flügel nach dem Centrum zurücktritt, durch den bereits angetretenen Rückzug so überrascht, daß er meinte, es sei nur ein Mißverständniß.

Hört man alle Zeugen, so kann man nur sagen: General Willisen hat die Schlacht verloren, nicht weil er geschlagen war, sondern weil er sich geschlagen glaubte. Er hat es in seinen Mittheilungen als ein seltsames Spiel des Schicksals mit den Plänen der Menschen bezeichnet, daß die Dänen in demselben Augenblick zurückgingen, als er den Rückzug befahl. Ich denke, man hat weniger das Schicksal als den General verantwortlich zu machen.

Willisen hatte, wie wir gesehen haben, als er die Stellung in Schleswig-Holstein übernahm, von vornherein mehr an einen diploma-

tischen als an einen wirklichen Krieg gedacht. Der wirkliche Krieg überraschte ihn, als er durch seine Neuerungen die ganze Armee desorganisirt hatte. Er hatte daher von Anfang an kein Zutrauen zu der Armee. Er wollte deshalb gar nicht in Schleswig einrücken, sondern gleich von vornherein unter dem Schutz der Festung Rendsburg Position nehmen. Erst auf ausdrückliches Andringen der Statthalterschaft rückte Willisen in Schleswig ein.*) Dann kamen die Erfahrungen der ersten heißen Marschtage, welche das ohnehin schwache Vertrauen Willisens noch mehr herabdrückten. Und als nun in der Schlacht auch nicht Alles ging wie es sollte, als der General gar den verunglückten Angriff auf Idstedt gesehen hatte, als durch Officiere wie Major Wyneken alarmirende Nachrichten kamen, da war es mit dem Vertrauen des Obergenerals auf einen glücklichen Ausgang ganz zu Ende. Er sah sich überall geschlagen; der Gedanke: nur zurück nach Rendsburg, um dort eine gesicherte Position zu nehmen, ward in dem Kopfe des Generals so vollständig der dominirende, daß er ihn ohne zwingende Noth ausführte.

XVII.

Als ich die traurige Pflicht erfüllt hatte, dem Lande die Nachricht von der verlorenen Schlacht durch ein Extrablatt mitzutheilen, führte ich einen persönlichen Entschluß aus. Ich schrieb sofort mit dem Nachmittagszuge an Theodor Olshausen nach Kiel, er möge kommen und die Redaction der Zeitung übernehmen, da ich als Freiwilliger in die Armee zu treten beabsichtigte. Mein College Hedde hatte uns bereits ein paar Tage vor der Idstedter Schlacht verlassen: er hatte am 25. bereits mit gekämpft. Ich wollte ihm jetzt folgen. Zwar war ich in meiner Heimath Preußen seiner Zeit zu schwach zum Militärdienst befunden, und mein

*) Diese zuerst vom Verfasser des „Generallieutenant v. Willisen" 1851 gebrachte Mittheilung ist niemals bestritten. Auch in seinen jüngsten Mittheilungen sagt Willisen darüber kein Wort.

Freund und Arzt Dr. Roß in Altona schüttelte den Kopf und war auch jetzt der Ansicht, daß ich die Strapazen nicht aushalten werde; allein ich hielt es für meine Pflicht, wenigstens den Versuch zu machen. Ich hatte stets für eine energische Kriegführung gesprochen und geschrieben; ich hatte noch soeben bei Mittheilung der Nachricht von der verlorenen Schlacht die Regierung aufgefordert, sofort alle wehrbaren Männer zu den Waffen zu rufen, um die Lücken auszufüllen. Da durfte ich mir nicht sagen lassen: das ist auch Einer von Denen, die große Worte machen, die aber nicht zu Hause sind, wenn es gilt mit ihrer Person zu bezahlen. —

Nachdem ich die Redaction an Th. Olshausen übergeben und meine Angelegenheiten geordnet hatte, begab ich mich am letzten Tage des Juli nach Rendsburg und trat bei der Artillerie als Freiwilliger ein. Von jeher hatte ich eine Neigung für diese Waffe gehabt und in der Schleswig-Holsteinischen Armee nahm sie durch ihre tüchtigen Leistungen einen besonders hervorragenden ehrenvollen Platz ein. Der Chef derselben, der damalige Oberst, spätere General von Wissel, ein Hannoveraner und sehr fähiger Officier, empfing mich sehr freundlich; ich wäre gern gleich bei einer Feld-Batterie eingetreten, allein da ich noch nicht gedient hatte, so mußte ich zunächst bei einer der Festungsbatterien eintreten, wo die Rekruten für die Artillerie ausgebildet wurden, wie die für die Infanterie bei der Ersatz-Brigade in Rendsburg. Der Oberst Wissel sagte mir indeß, daß ich wahrscheinlich schon nach einem Monat soweit ausgebildet sein werde, um zu einer Feldbatterie versetzt zu werden.

Ich kam zur 5. Festungsbatterie; sie mochte 150—200 Mann stark sein, hatte aber nur zwei Officiere, als Chef den Premier-Lieutenant Deters, einen guten braven Officier, der, irre ich nicht, schon 1848 vom Oberfeuerwerker zum Lieutenant avancirt war; außerdem stand ein Seconde-Lieutenant aus Preußen, dessen Namen ich vergessen habe, bei der Batterie. Unter den Subalternofficieren befand sich der Feldwebel Stinde, welcher am 5. April 1849 bei Eckernförde in der Südschanze unter Preußers Ober-Befehl commandirt hatte. Gleichzeitig oder bald nach mir traten bei derselben Batterie noch einige meiner Bekannten als Freiwillige ein, namentlich der Advokat und Abgeordnete Wiggers aus Rendsburg und der Dr. Dreis aus Meldorf, gleichfalls Abgeordneter. Beide waren schon über das militärpflichtige Alter hinaus und der Erstere zudem verheirathet und durch eine ausgedehnte Praxis an das bürgerliche

Leben gefesselt: aber er besann sich keinen Augenblick, wo es galt dem Lande ein Beispiel der Opferwilligkeit zu geben.*)

Die Anfänge des Exercirens hatte ich bereits im März 1848 in Kiel erlernt; die Handgriffe bei der Bedienung des Geschützes, die mir noch fremd waren, fand ich im Ganzen genommen leicht und einfach, wenn man nur ein wenig aufpaßt. Die Schwierigkeit lag für mich vorzugsweise in der körperlichen Anstrengung. Die geistigen Schwierigkeiten der Artillerie-Waffe, die richtige Abschätzung der Distancen und die zweckmäßige Placirung der Geschütze kamen zunächst noch nicht an uns heran.

Ich war gerade eine Woche im Dienst gewesen, da ward ich Zeuge eines jener erschütternden Ereignisse, die zum Glück auch im Kriege eine Seltenheit sind. Mir ist Alles noch so gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen.

Es war am 7. August; wir hatten Morgens von 6 Uhr am Geschütz exercirt und ich war gegen 11 Uhr so eben in meine Wohnung zurückgekehrt, die mir ein befreundeter Kaufmann in der Altstadt eingeräumt hatte. Ich stand an meinem Tisch und blätterte in einem neuen Exercir-Reglement, welches wir an dem Tage erhalten hatten. Da erfolgte mit einem Mal ein furchtbarer Knall, das ganze Haus bebte, die Ziegel stürzten von den Dächern, die Fensterscheiben und ganze Fenster fielen klirrend auf die Straße, und der Kalk von den Wänden. Ich stürzte aus dem Zimmer, um draußen zu sehen was es gab. Während ich auf der Treppe war, erfolgte noch eine von so starkem Getöse begleitete Erschütterung, daß ich glaubte, das Haus stürze uns über den Kopf zusammen. Sämmtliche Bewohner des Hauses, darunter eine zahlreiche Einquartierung von der Infanterie, drängten sich nach der Thür. Draußen, als ich die nach dem alten Markt führende Straße hinaufblickte, was das Erste was meinen Blick fesselte, eine ungeheure schwarzgraue Wolke, welche hinauf bis an den Zenith mitten über der Stadt sich gelagert hatte. Es schien als ob allerlei gespenstische Gegenstände darin herum oder daraus hervorführen: Staubmassen, Ziegel, Bomben-Splitter und andere Dinge fielen

*) Außer uns Dreien bei der Artillerie standen drei andere Abgeordnete, mein College Hedde, der Advocat Neergard und der Gutsbesitzer Vollertsen aus Angeln, als Freiwillige bei der Infanterie resp. den Jägern. — Alle sechs gehörten der Linken der Landesversammlung an.

auf die Straße nieder. Man denke sich dazu die Bewohner der Häuser wie betäubt auf der Straße oder vor den Hausthüren, das weibliche Geschlecht händeringend und wehklagend, die Pferde scheu und wild hin und herfahrend — und man hat ein schwaches Bild des ersten Eindrucks der furchtbaren Scene.

Als die erste Betäubung vorüber war, hörte man überall die Frage: „Was war das? Woher kam das?" Doch konnte Keiner genügende Rechenschaft geben. Ich glaubte, ein Pulverthurm sei in die Luft geflogen. Alsbald begann der Generalmarsch durch die Straßen zu wirbeln, der unheilvolle Ruf: Feuer! erscholl, die Glocken läuteten Sturm. Ich warf mein Gepäck in Eile um und eilte nach unserm Sammelplatz in Neuwerk. Unterwegs hörte ich, das auf einer kleinen Eider-Insel belegene Artillerielaboratorium sei in die Luft geflogen, und überall begegneten mir Spuren der gewaltigen Explosion, einzelne Fußgänger mit blutenden Gesichtern, andere — indeß nur sehr vereinzelt — wurden todt oder verwundet getragen oder auf Wagen gefahren. Dazu überall durchlöcherte Dächer, Hauswände und Fenster, die zum Theil mit den Rahmen herausgeschleudert waren. Die Stadt sah aus, als hätte sie so eben ein feindliches Bombardement durchgemacht. Vom Jungfernstieg aus sah man rechts die Brandstätte, wo durch dichte Rauchwolken hervor die Flammen auf mehreren Stellen in die Höhe schlugen. Rechts vom Jungfernstieg sah ich einige mit Stroh beladene umgestürzte und auseinandergesprengte Wagen. Auf unserm Sammelplatze angelangt, erhielten wir Befehl, uns sofort im Arbeitsanzuge zum Löschen und Fortschaffen der Todten und Verwundeten auf die Brandstätte zu begeben. Auf dem Marsche dahin passirte ein lächerliches Quid pro quo. Wir hatten einen Augenblick vor dem Zeughause Halt gemacht, welches sich ganz in der Nähe des aufgeflogenen Laboratoriums befand. Unsere beiden Officiere waren voraus nach der Brandstelle; der in ihrer Abwesenheit commandirende Feldwebel war in das Zeughaus gegangen; es war ein beständiges Kommen und Gehen in dasselbe und wir glaubten, daß im Zeughause in Folge der Explosion Feuer ausgebrochen sei, wie auf ein paar anderen Stellen in der Stadt. Plötzlich commandirt einer der zurückgebliebenen Unterofficiere mit lauter Stimme: „Freiwillige vor!" — In der Meinung, daß es sich, wie bei einem solchen Commando gewöhnlich ist, um irgend eine nicht ganz ungefährliche Verrichtung handele, trat ich mit noch einigen Anderen vor. Als ich fragte, was es gebe, hörte

ich indeß zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß wir — auf Wache ziehen sollten. (Die Batterie hatte die Wachmannschaft für, ich weiß nicht mehr, welche Wache zu stellen, und dieselbe sollte ausgesendet werden, ehe wir weiter marschirten.) Ich erwiderte: Dann bäte ich mich zu entschuldigen; ich hätte bisher nicht gewußt, daß auch für solche Zwecke „Freiwillige vor!" commandirt würden, und damit trat ich wieder ins Glied. Gleich darauf, nachdem die Wachmannschaft ausgesondert war, setzte sich unser Trupp nach der Brandstelle in Bewegung. Vom Zeughause ging es im vollen Lauf, die Löscheimer und Tragbahren in der Hand, über eine kleine Brücke auf die Eiderinsel, wo das Laboratorium gelegen hatte.

Welch ein Anblick bot sich uns dar, als wir an Ort und Stelle anlangten! Wo das Laboratorium gestanden hatte, befand sich jetzt ein wüster Trümmerhaufe, aus dem an mehreren Orten die rauchumhüllten Flammen hervorschlugen; die ganze Gegend mit Trümmern wie übersäet. Bomben und Granatenstücke, Kanonen- und Flintenkugeln, Balkenstücke, Steintrümmer bedeckten den Boden, und das Wasser zu beiden Seiten hatte eine förmliche schwarzgraue Decke von Schutt. Die ferner stehenden Bäume waren wie versengt; die nahe am Gebäude stehenden starken Stämme waren entwurzelt oder wie schwache Halme geknickt.

Unsere Officiere waren bereits auf dem Platze; auch den General Willisen mit seinem Stabe und unsern Oberst Wissel fanden wir bereits dort. Es ward sofort eine doppelte Kette von dem Schutthaufen nach dem nächsten Eider-Arm gebildet, um die Flammen zu löschen. Alle Augenblicke crepirten noch Hohlgeschosse und es war ein halbes Wunder, daß Niemand von den auf dem Platz befindlichen Löschmannschaften verwundet ward. Es war übrigens kein gerade behagliches Gefühl, auf diesem Boden zu stehen, dem man immer noch nicht recht trauen konnte, und die traurigen Folgen einer unfreiwilligen Luftfahrt hatten wir unmittelbar vor Augen. Die auf und unter dem Schutt gefundenen Leichen und Verwundeten boten den furchtbarsten Anblick dar. Ich habe die Verwundeten und Leichen eines Kampfplatzes gesehen, aber hiergegen war es nichts. Die Körper, wenn sie nicht ganz verkohlt waren, waren, wenigstens stark angesengt und die Haut hatte eine schwärzlich graue fettige Farbe. Die Verstümmelungen waren von der schrecklichsten Art; dem waren Arme oder Beine abgerissen, dem hingen die Eingeweide aus dem Leibe, dem war der Schädel abgesprengt. Glücklicher Weise waren

die Meisten todt; einige Wenige wurden noch lebend aber schwer verletzt aus dem Schutt gezogen: das Wimmern und Stöhnen derselben war herzzerreißend. Ein paar Glückliche, unter ihnen ein Hauptmann Peters, ein Lieutenant Waßmann und eine Schildwache kamen nicht allein mit dem Leben, sondern auch ohne schwere Verletzung davon. Der genannte Hauptmann soll sich gerade mit dem anderen Officier arbeitend im Bureau befunden haben, als die Explosion erfolgte; beide sind dann durch die gesprengte Wand gegen einen kleinen das Laboratorium umgebenden Wall geschleudert, wo sie halb betäubt gefunden wurden; der Lieutenant erholte sich bald von der ersten Betäubung. Die größte Mehrzahl der Todten gehörte der Artillerie, von welcher außer den Festangestellten immer eine Abtheilung zu den Arbeiten des Laboratoriums commandirt ward. Auch von den jungen Eleven der Artillerieschule war eine Anzahl verunglückt; ein herber Verlust vor Allem für die Eltern. Die Gesammtzahl der Todten belief sich etwa auf 120; sie wurden indeß nicht Alle gleich am ersten Tage gefunden.

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde waren wir des Feuers Herr. Außer der Artillerie und Pionieren hatten auch einige hier liegende Bataillone ihr Contingent zum Löschen geliefert; auch Civilpersonen erblickte man zahlreich in den Reihen mit dem Löscheimer oder an der Spritze. Die beste Ordnung herrschte, die ruhige Besonnenheit und den kalten Humor verleugneten unsere Leute auch unter dem Eindruck der uns umgebenden Schreckensscene nicht. Gegen $2^1/_2$ Uhr, als Alles, was noch etwa geglimmt hatte, vollständig ausgelöscht war, verließen wir die Brandstätte.

Die Kugeln, Bombenstücke und Shrapnels waren weit bis in die Stadt, sowohl die Altstadt als Neuwerk geflogen; in ein Bierlocal des letzteren Stadttheils war eine Kartätsche hineingefahren, ohne indeß Jemand zu verletzen, und auf dem Hof des Hauses in der Altstadt, wo ich wohnte, lag ein Bombenstück. Aehnlich war es in vielen Häusern ergangen, und es war in der That zu verwundern, daß nicht mehr Menschenleben von den Bewohnern der Stadt zu beklagen waren, als dies in der That der Fall war. Die Dänischen Gefangenen stürzten im ersten Schreck aus dem Exercirhause, worin sie verwahrt wurden, mit ihren Wächtern auf die Straße, einer von ihnen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen aus der Luft fallenden Gegenstand verwundet. Das Gebäude, worin sie gefangen gehalten wurden, war nicht weit vom Labo-

ratorium entfernt. Die Entflohenen fanden sich übrigens, als es in der Luft ruhig wurde, in ihrem Hause wieder ein. Merkwürdig war es, daß zwei in einen Lastwagen gespannte Pferde in der Nähe des Paradeplatzes plötzlich niederstürzten, nachdem sie einen Luftsprung gemacht, und todt liegen blieben. Man konnte durchaus keine Verwundung an ihnen bemerken.

Ueber die Ursache der Explosion ist niemals etwas Zuverlässiges entdeckt; wahrscheinlich ist es Unvorsichtigkeit gewesen. Der Schaden an Material war natürlich sehr bedeutend, ganz ungerechnet die Beschädigungen, welche die Stadt erlitten hatte. Ein Glück war es übrigens, daß ein unweit des Laboratoriums auf der andern Seite des Eider-Kanals belegener Pulverthurm kein Feuer gefangen hatte — die Luken standen offen — sonst wäre die Stadt einer vollständigen Zerstörung nicht entgangen.

Am folgenden Tage (8. August) war in der Frühe unsere Batterie hinauscommandirt, um eine bei Nobiskrug, östlich von Rendsburg angelegte Schanze mit den von dem Linienschiff Christian VIII. bei Eckernförde geborgenen Dreißigpfündern zu armiren. Wir mochten kaum eine Stunde bei der Arbeit gewesen sein, da hörten wir aus der Ferne gegen Norden einen Kanonenschuß, dem bald mehrere folgten. Es war das Gefecht von Duvenstedt und Sorgbrück; die Dänen, welche die Rendsburger Explosion am gestrigen Tage bemerkt hatten, wollten unserer Armee, welche nördlich von Rendsburg an der Sorglinie stand, einmal auf den Zahn fühlen. Alles horchte gespannt auf den fernen Kanonendonner; unser Chef ging anscheinend mit großer Unruhe in der Schanze auf und ab. „Was ist dem Alten?" fragte ich Stinde. „Unsere Batterie hat im Fall des Angriffs auch die Klinter Schanze zu besetzen und es beunruhigt den Alten jetzt, daß dort Niemand ist und die Schanze ganz leer steht;" — war die Antwort. „Sagen Sie ihm," erwiderte ich, „daß ich bereit sei hinzugehen," und mehrere meiner Bekannten schlossen sich diesem Wunsch an. Die Aussicht auf ein mögliches Gefecht war uns viel angenehmer, als die uns hier gestellte Aufgabe, den ganzen Tag mit schweren eichenen Bohlen und massiven Dreißigpfündern zu handthieren. — Unser Chef nahm unser Anerbieten sichtlich sehr erfreut an und in ein paar Minuten später waren wir in der Stärke von einem Dutzend Leuten — viele konnten nicht entbehrt werden — nach der Klinter Schanze unterwegs. Als wir am südlichen Thor von Rendsburg vorüber marschirten, bewegte sich ein langer

trauriger Zug hinaus: es waren die unglücklichen Opfer des gestrigen Tages, welche von der Statthalterschaft und einem großen Gefolge zur letzten Ruhestätte geleitet wurden. Zwischen Gärten, Wiesen und Feldern gelangten wir endlich nach unserem Bestimmungsorte. Die Klinter Schanze lag auf der Westseite von Rendsburg an einem Eider-Arm; es war ein in der Kehle durch Palissaden geschlossenes Werk mit 5 schweren Wallgeschützen armirt. Sie war noch unbesetzt; erst ein paar Stunden nach uns langte ein halber Zug Infanterie an und eine Abtheilung Cavallerie faßte am Fuß der Schanze Posto. Wenn übrigens der Feind hierher hätte gelangen sollen, so hätte er den linken Flügel unserer Armee vollständig umgehen müssen. Es war ein trüber, regniger Morgen und man konnte nicht weit sehen; in den Pausen, wenn der Himmel etwas aufklärte, sahen wir etwa eine Meile nördlich den weißlichen Rauch des Kanonendonners aufsteigen. Aber er kam nicht näher, sondern erstarb nach ein paar Stunden vollständig. Die Dänen waren, wie wir später hörten, glänzend zurückgeworfen, und es ward allgemein bedauert, daß der General Willisen in seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit den Feind nicht verfolgte, um ihm eine tüchtige Schlappe beizubringen. — Uebrigens war es ein Glück, daß die Dänen weit genug von unserer Schanze bleiben mußten; abgesehen davon, daß wir viel zu gering an Zahl zur Bedienung für 5 schwere Geschütze waren, so war das Schlimmste, daß wir keine Munition hatten. Der Pulverkeller, in dem sie sich befand, war verschlossen, und der Schlüssel bei einem Unterofficier in der Stadt, der, als zu ihm gesandt wurde, nicht aufzufinden war. Es vergingen drei Stunden, bis wir den Schlüssel erhielten. Hätte der Feind inzwischen die Schanze angegriffen, wir hätten nicht einen Schuß abfeuern können.

Um diese Zeit, welche sich durch eine schwüle Hitze auszeichnete, brach in Rendsburg die Cholera aus, und meist jeden Morgen, wenn wir zum Exerciren oder zu Schanzarbeiten ausrückten, begegneten uns einige Särge als Memento mori. Auch der Artillerieofficier vom Platz, Oberstlieutenant Lesser, fiel der Seuche zum Opfer. Sie war übrigens in Rendsburg lange nicht so heftig, als ich sie das Jahr vorher in Altona und Hamburg erlebt hatte. Es starben verhältnißmäßig, wenn man bedenkt, wie viele Menschen hier auf einem kleinen Raum concentrirt waren, nur Wenige, und es lag darin gewiß ein glänzendes Zeugniß für die gute Verpflegung der Armee. Uebrigens ward dem Gesundheitszustande derselben die eingehendste Fürsorge gewidmet; das Bier, welches bei der Hitze allerdings

leicht in Gährung überging, ward in Rendsburg ganz verboten; bei den Schanzarbeiten wurde uns ein aus Rum und Wasser gemischtes Getränk nachgefahren, welches allerdings nicht besonders schmeckte, — es war natürlich nur wenig Rum darin — aber den Vortheil hatte, daß man sich damit nicht so leicht den Magen verdarb, als mit saurem Bier.

Die Schanzarbeiten nahmen uns ganze Tage lang in Anspruch. Der General, welcher beständig einen Angriff der Dänen erwartete, schien hier nachholen zu wollen, was bei Idstedt versäumt war, und grub sich bei Rendsburg bis an die Zähne ein. Ein doppelter und dreifacher Gürtel von Schanzen und Forts erhob sich allmälig um die Festung. Wir arbeiteten meistens mit Infanterie-Abtheilungen gemeinschaftlich; diese besorgten das Gröbere, das Aufschütten der Wälle und dergleichen, wir das mehr Technische, die Ausgrabung und Einrichtung der Pulverkeller, Legen der Bettungen für die Geschütze und Aufstellung derselben. Eines Tages, als wir in der Schachter Schanze, östlich von Rendsburg nahe bei Nobiskrug arbeiteten, kam der General Willisen auf seinem Inspektions-Rundritt auch nach unserer Schanze. Da ihm von Jemand gesagt war, daß Wiggers und ich hier mit arbeiteten, so ließ er uns rufen und wir wurden ihm nach einander vorgestellt. Er fragte mich, ob es mein Wunsch gewesen, zu diesen Arbeiten verwandt zu werden. Ich erwiderte, daß ich nicht geglaubt hätte, irgend eine Ausnahmestellung für mich in Anspruch nehmen zu dürfen, und daß ich, so lange ich könnte, Alles mitzumachen wünschte, was meine Batterie thäte. Der General fragte darauf, ob ich den Dienst gut vertrüge; das konnte ich leider nicht bejahen. Nach einigen kurzen Worten ward ich entlassen und der General ritt weiter. Wie uns gesagt ward, hatte er unserm Batterie-Chef den Befehl gegeben, daß die Freiwilligen zu diesen Schanzarbeiten künftig nicht mehr heranzuziehen, vielmehr möglichst bald für den Felddienst auszubilden seien.

Für mich kam indeß diese Erleichterung zu spät. Die schweren ungewohnten Arbeiten, welche meist in sengender Hitze von Morgens früh bis gegen Abend dauerten, hatten meine ohnehin nicht gerade robuste Constitution stark angegriffen. Alte Herzbeschwerden, an denen ich früher bisweilen schon litt, traten wieder heftiger auf, und dazu kam jetzt eine schmerzhafte Neuralgie im rechten Fuß, welche mir seitdem bis auf den heutigen Tag als Erinnerung an diese meine kurze Campagne geblieben ist. Ich ward vorläufig vom Dienst dispensirt und dann, da ich ärztlich von vornherein nur versuchsweise angenommen war, bald darauf ganz

entlassen. Ich bedauerte dies um so mehr, als meine gleichzeitig mit mir eingetretenen Kameraden gerade in diesen Tagen zu den im Felde stehenden Batterien versetzt wurden, Wiggers und Dr. Dreis zur 24pfündigen Granat-Kanonen-Batterie des alten Gleim, der junge Semper aus Altona und einige andere jüngere Freiwillige zur 4. 6Pfünder-Batterie des Hauptmanns Rüstow, wenn ich nicht irre eines Bruders des bekannten Militärschriftstellers.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Rendsburg traf ich durch Zufall einmal mit dem Major Wyneken zusammen, und es war mir von Interesse, diese vielbesprochene Persönlichkeit kennen zu lernen. Er kam eines Abends nebst dem gleichfalls im Generalstabe angestellten Prinzen Friedrich von Augustenburg, Sohn des Herzogs, bei dem Lieutenant Hans von Raumer an, den ich von Altona her kannte und der jetzt gleichfalls dem Generalstabe attachirt war. Wyneken machte äußerlich den Eindruck eines epikuräischen Bonvivants, mit einem glatten lächelnden Gesicht und einer etwas zum Embonpoint geneigten Figur. Er trug die Kosten der Unterhaltung fast allein, doch machte seine frivol witzelnde Manier, in der er Alles besprach, auf mich einen unangenehmen Eindruck.

Ich war etwas länger als drei Wochen in Rendsburg gewesen. Ein ruhiger ländlicher Aufenthalt in dem reizend unweit Altona gelegenen Dorfe Groß-Flottbeck stellte mich so weit wieder her, daß ich am 1. September nach einmonatlicher Abwesenheit die Redaction der Norddeutschen Freien Presse wieder übernehmen konnte.

XVIII.

Nicht lange darauf — am 9. September — trat in Kiel die zu Anfang des Sommers neu gewählte erste ordentliche Landesversammlung der Herzogthümer zusammen. Sie ward durch eine kirchliche Feierlichkeit eröffnet, und später begaben wir uns nach dem Schloß, wo jetzt der große Saal zum Sitzungszimmer der Abgeordneten hergerichtet war. Es war eine sehr angenehme Veränderung, denn früher, so lange der General Bonin auf dem Schloß residirte, hatten wir mit einem dunkeln ungemüth-

lichen Saal in der Stadt vorlieb nehmen müssen. Der uns jetzt eingeräumte große Saal des Schlosses — mir schon früher von den Bällen und anderen Festlichkeiten des Herzogs von Glücksburg bekannt — war hell und geräumig, wenn auch der Platz für die Zuhörer etwas eng bemessen war. Zudem hatten wir die prächtige Aussicht auf den Kieler Hafen vor unseren Augen. Wäre nur die Aussicht in die politische Zukunft eine bessere gewesen! —

Die Versammlung hatte ihrer Zusammensetzung nach eine etwas veränderte Physiognomie. Während in der constituirenden die Rechte stärker als jede der beiden andern Fraktionen gewesen war, so war jetzt die Linke bei weitem die stärkere, sie war nur wenig schwächer als beide andere Fraktionen zusammengenommen und sie würde sogar stärker gewesen sein, wenn nicht die 10 Wahlen des großen Grundbesitzes der Rechten noch eine Anzahl Stimmen zugeführt hätten. Die Rechte, wenn sie auch an Zahl lange nicht so stark war als früher, sah doch ihre Hauptführer wieder gewählt, darunter Herrn von Harbou, den Oberappellationsrath Malmros, den Obergerichtsrath Mommsen, den Herzog von Augustenburg. Die empfindlichsten Verluste hatte das Centrum erlitten; eine ganze Anzahl seiner namhaftesten Koryphäen war nicht wieder gewählt, darunter der Professor Justus Olshausen, Hardesvogt Matthiesen, Professor Sammer, Dr. Carl Lorentzen, Bureauchef Springer. Dagegen hatte es eine tüchtige neue Acquisition gemacht an dem Major Dalitz von der Artillerie, einem einsichtsvollen und freisinnigen höheren Officier, welcher sich in der parlamentarischen Debatte eben so gut zu bewegen wußte als auf dem Schlachtfeld. Außer ihm gehörte nur noch ein Officier der Versammlung und zwar gleichfalls dem Centrum an, der Lieutenant Nitzsch, jüngerer Bruder des bekannten Historikers, der 1848 noch als Student eingetreten war.*) Von der Linken waren alle irgend namhaften Leute, trotz der Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts, wieder gewählt. Auch eine äußerste Linke hatten wir erhalten in der Person des Dr. Lafaurie, der erst ganz kürzlich von Thüringen in die Herzogthümer gekommen, sich als Privatdocent für die cameralistischen Wissenschaften in Kiel habilitirt hatte. Er suchte den Standpunkt des extremen Radikalismus in Schleswig-Holstein geltend zu machen, ohne zu bedenken, daß bei dem besonnenen und gemäßigten Charakter der Bevöl-

*) Mein College Hedde ward später gleichfalls zum Officier befördert.

ferung für eine solche Richtung in Schleswig-Holstein noch viel weniger, als anderwärts in Deutschland, der Boden war. Er stand in der Landesversammlung ganz isolirt, und nahm zur Linken eine ähnliche Stellung ein, wie gegenwärtig Lasalle zur Deutschen Fortschrittspartei. Wie Dr. Lafaurie den negativen Pol, so bildete den entgegengesetzten positiven Pol dieser Versammlung der Graf Theodor Reventlow von Jersbeck, der ehemalige Präsident der gemeinsamen Regierung im Winter 1848/49. Er erklärte gleich zu Anfang, sein Eintritt in die Versammlung solle nicht als eine Gutheißung des Staatsgrundgesetzes gedeutet werden, und in Folge dieser Erklärung verweigerte die Versammlung, deren rechtliche Basis eben nur das Staatsgrundgesetz bildete, seine Zulassung. Er mußte daher wieder ausscheiden und der Graf Baudissin von Borstel folgte seinem Beispiel. Für Beide wurden vom großen Grundbesitz die Herren von Bülow und von Cronstern wieder gewählt; der Baron Adolph Blome hatte die Wahl von vornherein abgelehnt.

Die Zusammensetzung der Versammlung war der Art, daß bei wichtigen principiellen Fragen der inneren Politik auf keine irgend wie sichere Majorität zu rechnen war; gewöhnlich gaben einige Stimmen des Centrums den Ausschlag, und ein zufälliges Fehlen von ein paar Mitgliedern konnte wichtige Fragen dieser Art entscheiden. So fiel z. B. die Entscheidung über zwei Anträge, welche eigentlich in einem inneren Zusammenhange standen, doch aus solchen Gründen verschieden aus. Der Antrag Rosenhagens auf Amnestirung der wegen politischer Vergehungen zur Untersuchung oder zur Strafe gezogenen Personen, mit Ausnahme der Landesverräther, ward mit einer kleinen Majorität angenommen, während der auf dieselben Zustände bezügliche Claussen'sche Antrag auf schleunige Einrichtung von Schwurgerichten für politische und Preßvergehen mit wenigen Stimmen in der Minorität blieb.

Die politischen Processe und Verurtheilungen, welche die obigen Anträge im Auge hatten, bildeten eine der widerwärtigsten und unerquicklichsten Partien in der Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Erhebung. Es kamen hier zum Theil ältere Sachen in Betracht, wie die Verurtheilung Springborns wegen der Kieler Vorgänge am 4. September 1848 zu vierjährigem Zuchthaus, welche erst im Sommer 1850 in letzter Instanz vom Oberappellationsgericht erfolgt war, während die betheiligten Militärpersonen bereits begnadigt waren. Besonders reich an politischen Processen war aber das Jahr 1850. Mehrere Altonaer Handwerker waren

verhaftet, weil sie sich in einem Schreiben an eine Leipziger Arbeiter-Verbrüderung vom socialistischen Standpunkt gegen die „meerumschlungene Begeisterung" erklärt hatten. Auf den excentrischen Altonaer Volkstribunen Theodor Bracklow und einige andere weniger bekannte Persönlichkeiten ward gefahndet, weil sie gegen den Willen der Polizei eine Volksversammlung abzuhalten versucht hatten, woran sich später ein übrigens unbedeutender Tumult geknüpft hatte. Ronge, der bekannte deutsch-katholische Reformator, ward steckbrieflich verfolgt, wegen eines in Altona gedruckten Flugblattes, welches Beleidigungen gegen den König von Preußen enthalten sollte. Meistens handelte es sich um Preßvergehen; namentlich waren es die Redacteure und Mitarbeiter der beiden ultra-demokratischen Wochenblätter „Reform" in Altona und „Das Volk" in Rendsburg, welche mit Processen heimgesucht und theils in Untersuchungshaft gehalten, theils bereits verurtheilt waren. Es waren bald Beleidigungen der Statthalterschaft, einzelner Beamten und der Landesversammlung, bald und namentlich schroffe Aeußerungen gegen die Fürsten überhaupt und speciell Beleidigungen des Königs von Preußen und — des Königs von Dänemark, wegen deren die Processe angestrengt waren. Zwei Literaten der Reform, Knölck und Koch, sonst sehr unbedeutende Leute, waren zu einjährigem Zuchthaus verurtheilt wegen Beleidigung des Königs von Preußen. Theodor Gülich, der Sohn des Schleswiger Abgeordneten gleiches Namens, ein junger Mann, der bei Idstedt schwer verwundet war, ward als er wieder hergestellt war, aus den Reihen der Armee gerissen wegen eines vom ihm verfaßten, im „Volk" abgedruckten Gedichts, welches Beleidigungen gegen den König von Dänemark enthielt! Mehrere Mitarbeiter des „Volk" waren in Untersuchung und in Haft; der Herausgeber, Buchdrucker Lexow in Rendsburg, war vom Holsteinischen Obergericht zu nicht weniger als 8 Jahren Zuchthaus bereits verurtheilt wegen versuchten Hochverraths und Majestätsbeleidigung gegen den König von Dänemark und außerdem wegen Beleidigung des Königs von Preußen! Man bedenke, ein solches Urtheil wegen Beleidigung eines Fürsten, mit dem wir zur Zeit einen Krieg auf Leben und Tod führten, und eines anderen, der uns — gelinde gesagt — im Stich gelassen hatte! Ich bin niemals ein Freund jener cynisch-sansculottischen Schreibweise eines Marat und Carl Heinzen gewesen, durch welche die „Reform" und das „Volk" excellirten; aber etwas Anderes ist die politische, moralische und ästhetische Mißbilligung, etwas

Anderes die strafrechtliche Würdigung solcher literarischen Erzeugnisse. Sie muß Zeit und Verhältnisse berücksichtigen; sie muß wenigstens formell unanfechtbar sein. Woher aber hatte die Statthalterschaft das Recht, Hochverrath und Majestätsbeleidigung gegen den König von Dänemark verfolgen zu lassen, sie, die, wenn der König von Dänemark sich ihrer bemächtigt hätte, selbst die Strafe des Hochverraths und der Majestätsbeleidigung zu erdulden gehabt haben würde? Hat doch sogar das Römische Kaiser-Recht es dem beleidigten Fürsten selbst vorbehalten, darüber zu entscheiden, ob er eine Beleidigung verfolgen will? Wer gab der Statthalterschaft das Recht, sich hierin an die Stelle des Königs von Dänemark zu setzen? War sie doch nur von der Deutschen Centralgewalt eingesetzt, um „im Namen derselben mit Vorbehalt der Rechte des Landesherrn bis zum Frieden" die Regierung zu führen. Und nun warf sie sich zur Rächerin von Beleidigungen des Landesherrn auf? Auch der König von Preußen hatte keine Verfolgung der gegen ihn gerichteten Beleidigungen beantragt; die Statthalterschaft hatte sie von sich aus angeordnet. Man glaubte in alle dem den vorwiegenden Einfluß des Grafen Reventlou zu erkennen. Zwar hatte das Oberappellationsgericht in diesen Processen sein Endurtheil noch nicht abgegeben — die Springborn'sche Sache gehörte einer ältern Zeit und einer andern Kategorie — aber schon die Urtheile des Holsteinischen Obergerichts, welches sich auf den schroffsten Standpunkt einer antiquirten Gesetzgebung stellte, erregten das peinlichste Aufsehen. Sogar ein so conservativer Mann, wie der Syndikus Prehn, erklärte, daß einige der gefällten Urtheile allerdings geeignet seien, ein gerechtes Befremden zu erregen.

Der Amnestie-Antrag der Landesversammlung ward von der Statthalterschaft nicht acceptirt; sie erklärte sich — in der folgenden Session — zwar bereit Begnadigungs- oder Niederschlagungsgesuche Einzelner in Erwägung zu nehmen, aber die von der Landesversammlung beantragte allgemeine Ausdehnung ward abgelehnt. Die Versammlung wiederholte ihren Antrag noch einmal mit größerer Majorität nach Neujahr 1851, als bereits die Dänische Herrschaft wieder im Anzuge war. Man fand es unverantwortlich, die politisch Angeklagten oder schon Verurtheilten in den Gefängnissen und Zuchthäusern der Rache der Dänen Preis zu geben.

Der eigentliche Schwerpunkt der September-Session lag indeß nicht in diesen inneren Conflicten. Die Regierung hatte die Landesversamm-

lung, welche ordentlicher Weise erst im November zusammentreten sollte, schon jetzt einberufen, weil die im April bewilligten Gelder sich zu Ende neigten. Die finanzielle Frage hing indeß so eng mit der militärischen zusammen, daß ich hier auf die Entwicklnng der Dinge seit der Schlacht bei Idstedt einen kurzen zusammenfassenden Blick werfen muß.

Die unglücklichen Folgen des Tages von Idstedt hätten sich, so schlimm sie waren, zum guten Theil wenigstens wieder unschädlich machen lassen, wenn energische Männer an der Spitze der Regierung und der Armee gestanden hätten. Aber weder das Eine noch das Andere war der Fall. Die Regierung, welche namentlich durch den Einfluß des Statthalters Graf Reventlou bestimmt ward, vermied grundsätzlich Alles, was auch nur den Schein einer revolutionären Maßregel hätte haben können. Man erwartete damals nach der Schlacht bei Idstedt ziemlich allgemein, die Statthalterschaft werde einen begeisternden Aufruf an das Volk erlassen, massenhafte Aushebungen veranstalten und überhaupt die umfassendsten militärischen Rüstungen um so mehr jetzt anordnen, als vor dem Kriege in dieser Beziehung lange nicht das geschehen war, was hätte geschehen können und müssen. Aber von alle dem geschah nichts. Fünf Tage nach der Schlacht erschien eine sehr kühl gehaltene Proklamation der Statthalterschaft, welche nichts weniger als geeignet war, Enthusiasmus zu erwecken. Die Rüstungen aber beschränkten sich darauf, daß Aufforderungen an Deutsche Officiere, Unterofficiere und Soldaten zum freiwilligen Eintritt in die Schleswig-Holsteinische Armee erlassen wurden, jedoch auch in einer so matten, kalten Weise, daß die Aufforderungen ein verhältnißmäßig nichts weniger als genügendes Resultat hatten. In den Herzogthümern selbst beschränkte man sich darauf, den eingeborenen Freiwilligen weniger Schwierigkeiten zu machen; ausgedehntere Aushebungen fanden nicht statt. Der General Willisen verlangte bis zum September vergeblich von der Statthalterschaft die Aushebung der neunzehnjährigen Altersklasse. Die jungen Leute selbst erwarteten mit Ungeduld zum Kampf berufen zu werden. Selbst 17- und 18jährige Jünglinge drängten zur Theilnahme. So wenig fehlte es im Volk, namentlich in der Jugend des Landes auch nach der Idstedter Schlacht an Muth und Enthusiasmus. Aber die Regierung war lahm und matt. Erst zu Ende August, einen vollen Monat nach der Schlacht, erließ sie einen Aufruf an „alle waffenfähigen Mannschaften des Landes" zur freiwilligen Stellung; nicht das Alter, nur die körperliche Tüchtigkeit

sollte bei der Annahme entscheiden. Leider ward dieser späte Aufruf zur freiwilligen Stellung aller Waffenfähigen auch nicht ergänzt durch eine von oben herab angeordnete gleichmäßige Aushebung der späteren Altersklassen, die bis zum 40. Lebensjahre zum Waffendienst hätten einberufen werden müssen.

Fehlte nach der Schlacht bei Idstedt bei der Regierung alle Energie, deren es damals bedurft hätte, um die Schleswig-Holsteinische Sache zu rehabilitiren, so war dies in noch weit höherem Grade beim General-Commando der Armee der Fall. Die Kopflosigkeit, welche die Schlacht bei Idstedt verloren gegeben hatte in einem Augenblicke, wo sie nichts weniger als verloren war, setzte sich auch nach der Schlacht in ausgedehntem Maßstabe fort. Während die Dänen, die sich schon den Rückzug der Schleswig-Holsteiner von Idstedt gar nicht hatten erklären können, nachher sehr vorsichtig und fast furchtsam vorrückten, auch nach den furchtbaren Verlusten, die sie bei Idstedt gehabt hatten, gar nicht im Stande waren, etwas Ernstliches zu unternehmen, machte ihnen der General Willisen mit einer unbegreiflichen Eile überall Platz. Im Osten ward die Schlei-Linie mit Missunde und Eckernförde sofort Preis gegeben und im Westen überließ man den Dänen das wichtige, erst später in dieser seiner Wichtigkeit erkannte Friedrichstadt, welches erst 14 Tage nach der Schlacht von ihnen besetzt ward, so daß man Zeit genug gehabt hätte, eine für die Vertheidigung hinreichend starke Abtheilung dorthin zu werfen.*) Aber im Generalstabe herrschte nur eine Idee vor: man fürchtete, daß die Dänen vor Rendsburg rücken würden, und um ihnen hier dann die Spitze bieten zu können, ward die gesammte Armee in und um Rendsburg concentrirt, während man die Festung selbst mit einem doppelten und dreifachen Gürtel von Verschanzungen und Außenwerken umgab. Der Major Wyneken, der mit seiner Anschauungsweise im Generalstabe dominirte, setzte seine in der Schlacht bei Idstedt gespielte Rolle auch nachher noch fort: er wettete gegen den Herzog von Augustenburg, daß die Dänen wenige Wochen nach der Schlacht die Schleswig-Holsteinische Armee in der Stellung bei Rendsburg abermals angreifen,

*) In seinen Tagebuchs-Mittheilungen wirft Willisen die Schuld, daß Friedrichstadt in den 14 Tagen nicht befestigt war, auf den Hauptmann von Schöning, der dort aber nur 2 Compagnien und 2 (oder 4) dreipfündige Geschütze zu seiner Disposition hatte und außerdem noch andere Orte zu besetzen hatte. Vergl. Lüttgen, Feldzug von 1850. p. 202 ff.

abermals schlagen und schließlich Rendsburg belagern würden. Daß die Dänen gegen Rendsburg vorgehen und ihn dort nochmals angreifen würden, scheint auch der General Willisen anfangs mit Sicherheit erwartet zu haben; nur so ist die planlose Hast, mit der man anderwärts die wichtigsten Positionen, wie Friedrichstadt ohne eine zur Vertheidigung hinreichende Besatzung ließ, einigermaßen erklärlich. Natürlich hüteten die Dänen sich wohl, jenen gewagten Schritt eines Angriffs auf die starke Position um Rendsburg zu thun, einen Schritt, bei dem sie Alles hätten verlieren und wenig gewinnen können. Was sie hauptsächlich durch den Krieg hatten erreichen wollen, den ungeschmälerten Besitz von Schleswig hatten sie, Dank Willisens und Wynekens wunderbarer Strategie, erreicht. Das ganze Herzogthum mit seinen reichen Hülfsquellen befand sich in ihren Händen bis auf einen schmalen Strich im Süden und Südosten, nördlich des Eiderkanals und der Festung Rendsburg. Die Dänen ließen den Schleswig-Holsteinischen Obergeneral hier in Erwartung eines Angriffs ruhig stehen, und setzten sich dagegen in ihrer Position in einer Weise fest, daß es von Tage zu Tage schwieriger werden mußte, sie daraus zu vertreiben. Ihr Centrum befand sich in und um Schleswig, gedeckt durch das Danewerk, welches bald durch neu angelegte Befestigungen verstärkt ward. Der rechte Dänische Flügel stützte sich im Westen auf das von Willisen so leichtsinnig preisgegebene Friedrichstadt, womit die Dänen den Schlüssel zu der reichen Eiderstädtischen Marsch besaßen; der Dänische linke Flügel im Osten hatte seine Spitzen bis südlich von Eckernförde vorgeschoben und stützte sich auf die Schlei mit dem stark befestigten Brückenkopf von Missunde.

Der General Willisen wartete vergebens darauf, daß die Dänen ihn in seiner Rendsburger Position angreifen sollten. Die Dänen kamen nicht; der feindliche Obergeneral v. Krogh äußerte einmal bei Tafel: „Willisen wartet, daß wir ihn angreifen, wir dagegen warten auf seinen Angriff; wir wollen sehen, wer das Warten am längsten aushält.“ Es mußte dem General Willisen bald klar werden, daß die Dänen ihrerseits an keinen Angriff dachten, daß also die Möglichkeit, das Verlorene wieder zu gewinnen, lediglich auf einem kühnen und erfolgreichen Angriff der Dänischen Stellung beruhete. Die Armee war kampflustig im höchsten Grade und die beiden kleinern siegreichen Gefechte bei Duvenstedt am 8. August, am Tage nach der unheilvollen Explosion des Laboratoriums in Rendsburg, und bei Süderstapel am 8. September bewiesen, daß die

Truppen mit der äußersten Bravour fochten und daß selbst eine feindliche Uebermacht ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Trotzdem konnte Willisen zu einem entscheidenden Angriff sich nicht entschließen. Seit der Idstedter Schlacht hatte er alles Vertrauen zu sich und zur Armee vollständig verloren, und Wyneken that Alles, um ihn in dieser Vertrauenslosigkeit zu bestärken. Der Obergeneral, der die Hoffnung auf eine glückliche Waffenentscheidung gänzlich aufgab, begann eine diplomatische Beendigung des Krieges, als das für die Herzogthümer Günstigste anzusehen und benutzte, wie es scheint, seine mannichfachen Verbindungen, um in diesem Sinne zu wirken.

Die Statthalterschaft ihrerseits fühlte sehr richtig, daß nur ein entscheidender Sieg die Lage der Herzogthümer günstiger gestalten könne. Man bedurfte einer Thatsache, um der Diplomatie zu zeigen, daß die Herzogthümer kräftig genug wären, um Dänemark Widerstand zu leisten, und diese Thatsache konnte nur ein Sieg sein. Auch dem Lande selbst gegenüber war es nothwendig, daß etwas geschah. Schon bald nach der Idstedter Schlacht hatte man verkündet, daß die Reihen der Armee wieder vollzählig seien und dieselbe mit Ungeduld darauf warte, wieder gegen den Feind geführt zu werden. Zudem bedurfte man der Hülfsmittel Schleswigs, weil Holstein allein die Last des Krieges auf die Länge nicht tragen konnte.

So erklärt es sich, daß die Statthalterschaft, als die Dänen zum Angriffe keine Anstalt machten, ernstlich in Willisen drang, die Offensive zu ergreifen. Der General seinerseits gab unbestimmte und ausweichende Antworten, und motivirte, wie es scheint, seine Unthätigkeit damit, daß die Armee zum Angriff nicht hinlänglich stark sei. Wahrscheinlich ward ihm bei dieser Gelegenheit die obenerwähnte Einberufung der neunzehnjährigen Altersklasse von der Regierung abgeschlagen. Die Spannung zwischen der Statthalterschaft, die mit möglichst geringen Anstrengungen möglichst Großes erreichen wollte, und dem General, der alles Vertrauen zu der Sache, die er verfocht, so ganz verloren hatte, daß er auch die vorhandenen, bei geschickter und energischer Führung immer noch hinlänglichen Hülfsmittel unbenutzt ließ, — diese Spannung wuchs von Tage zu Tage. Der General beklagte sich über die Statthalterschaft und diese über den General. Zwischen beiden Parteien stand der Herzog von Augustenburg, der sich damals im Hauptquartier Rendsburg aufhielt und hier dieselbe Rolle spielte, die er während der ganzen Zeit der Schleswig=

Holsteinischen Erhebung gespielt hat. Von dem Intriguenspiel, welches damals im Hauptquartier stattfand, wird wohl erst eine spätere Zeit den Schleier fortziehen, wenn er überhaupt jemals fortgezogen wird. Dem Herzog von Augustenburg wäre es wahrscheinlich nicht unwillkommen gewesen, wenn er bei der zwischen dem General und der Regierung obwaltenden Spannung selbst an die Spitze Schleswig-Holsteins hätte gelangen können. Wie weit er selbst eine solche Idee hervorgerufen oder befördert habe, vermag ich nicht zu sagen. Thatsache ist es indeß, daß die Idee einer Dictatur des Herzogs von Augustenburg den leitenden Persönlichkeiten im General-Commando nicht fremd war; sie ward im August bei einer gewissen Gelegenheit, wo außer dem commandirenden General noch die beiden höchsten Generalstabsofficiere und eine andere Person gegenwärtig waren, von Willisen hingeworfen, indeß da sie wegen der Unpopularität des Herzogs als unausführbar bezeichnet ward, wieder fallen gelassen.

Inzwischen ward der General Willisen von der Regierung ziemlich argwöhnisch überwacht; ein an sich unbedeutender Vorfall zeigte, bis zu welcher Höhe die Spannung gediehen war. Im August hatte sich im Hauptquartier der Literat Isidor Heller eingefunden, der von dort aus Correspondenzen an verschiedene Zeitungen sandte. Heller, der an den General von einer mit diesem liirten Persönlichkeit in Berlin empfohlen war, ward von Willisen sehr gut aufgenommen, erhielt mannichfachen Vorschub von ihm und schrieb seinerseits in Willisens Sinne über die fernere Fortführung des Kriegs. Ein von ihm verfaßter, in der Deutschen Reform erschienener Artikel, der ganz in Willisens Anschauung gehalten, die Sache Schleswig-Holsteins als verloren hinstellte, wenn sich nicht die Deutschen Fürsten, namentlich der König von Preußen, seiner annähmen, choquirte die Statthalterschaft dermaßen, daß sie Heller plötzlich verhaften und einstecken ließ. Vergebens verwandte sich Willisen sofort für ihn, indem er sich für Hellers unschuldige Absichten verbürgte. Der Letztere mußte mehrere Tage sitzen, bis durch die Verhöre sich herausstellte, daß ihm nichts wirklich Gravirendes zur Last fiel, und ward dann genöthigt, Rendsburg zu verlassen.

Die täglich sich steigernde Reizbarkeit beider Parteien hätte endlich zu Anfang September beinahe einen Bruch herbeigeführt, der, wäre es damals wirklich dazu gekommen, für die Sache Schleswig-Holsteins ein Glück gewesen wäre. Der Verfasser des „General Willisen" hat diesen

Vorgang zuerst an die Oeffentlichkeit gebracht und bei ihm möge man auch das Ausführlichere nachlesen.*) Die nächste Veranlassung war ein von Willisen verfaßter, im Hamburger Correspondenten vom 29. August abgedruckter Artikel, in dem er das unthätige Stillestehen der Armee in der Position von Rendsburg vertheidigte, und über das Verlangen, etwas zu thun und die Dänen anzugreifen, in einer ziemlich höhnischen Weise den Stab brach. Die Statthalterschaft war zwar nicht genannt, aber sie mußte sogleich fühlen, daß die Spitze des Artikels gegen sie gerichtet war, um so mehr, da Willisen aus seiner Autorschaft kein Geheimniß gegen sie machte. Ein Memoire, welches der General später am 31. August überreichte, stellte sich auf denselben Standpunkt. In Folge dieser, wie es schien, unausgleichbaren Differenz ward Willisen veranlaßt, sein Entlassungsgesuch einzureichen, was derselbe auch that. Bereits war der 7. September als der Tag fixirt, an welchem dem General seine Entlassung eingehändigt werden sollte, als derselbe sich plötzlich eines Anderen besann. Er bat, es möge ihm gestattet werden, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen; er erklärte jetzt zu Protokoll, „daß er sich bei Abfassung des Memoires und jenes Artikels nicht gehörig bedacht habe, er erkenne sein Unrecht und die Richtigkeit der Ansichten der Statthalterschaft an, er habe sich übereilt, und werde ähnliche Vorfälle zu vermeiden und seine persönlichen Ansichten denen der Statthalterschaft unterzuordnen wissen". — In Folge dieser Erklärung behielt Willisen damals das Obercommando der Armee, nachdem er zugleich, jetzt aus freien Stücken, versprochen hatte, nunmehr die Offensive zu ergreifen.

Man weiß kaum, was man hier als unverantwortlicher bezeichnen soll: das Verhalten des Generals Willisen oder das der Statthalterschaft. Wie ist jene unerhörte Sinnesänderung des Generals zu erklären? War es ernstlich damit gemeint? Allein läßt sich dies glauben, wenn man weiß, wie tief sich die Hoffnungs- und Vertrauenslosigkeit seit der Idstedter Schlacht bei Willisen festgesetzt hatte? Man braucht nur den früher erwähnten Artikel des Hamburger Correspondenten zu lesen, um sich sogleich zu sagen, daß, wo sich die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines offensiven Vorgehens so fest und bestimmt ausgeprägt hatte,

*) Generallieutenant Willisen und seine Zeit p. 142 ff. — Die eigenen Mittheilungen des Generals schweigen über diese Vorgänge, wie über viele andere Hauptfragen, gänzlich.

ein Uebergehen zu der entgegengesetzten Ansicht ein größeres Wunder gewesen wäre, als weiland die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit von Cana. Dazu kommt nun, daß die Folgezeit lehrte, wie der General sein Verfahren auch nachher wirklich nicht änderte; ein entschiedenes Ergreifen der Offensive fand nachher so wenig statt, wie vorher. — War es aber von vornherein nicht ernstlich gemeint mit jenem Versprechen, mit welchem Namen würde man dann eine solche Handlungsweise bezeichnen müssen, wenn nicht mit dem der unerhörtesten Perfidie? Oder soll man auch hier etwa auswärtige Einflüsse annehmen, durch welche Willisen, der Diplomat, bestimmt ward, seine Stelle an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee auch dann noch zu behaupten, als der General bereits alle Hoffnung auf eine glückliche Waffenentscheidung verloren hatte? Aber die Perfidie der Landesregierung gegenüber bleibt auch dann. Kurz die Sache steht so: war Willisen einmal fest überzeugt, daß ein Angriff auf die Dänische Stellung eine Unmöglichkeit sei, so hätte er, als die Statthalterschaft darauf bestand, seinen Abschied unwiderruflich nehmen müssen. Daß er blieb, war bereits ein falscher Schritt. Wenn er aber blieb, so war es seine Pflicht als Ehrenmann, den Versprechungen nachzukommen, die er bei seinem Bleiben gemacht hatte. Willisen hat dies nicht gethan.

Was soll man aber zu dem Benehmen der Statthalterschaft sagen, die einen General, auf dem das Schicksal nicht allein der Armee, sondern des ganzen Landes beruhte, beibehielt, nachdem er so vielfache Proben einer alles Maß übersteigenden Unzuverlässigkeit, des charakterlosesten Schwankens, des unberechenbarsten Wankelmuthes gegeben hatte? Schon nach der Schlacht bei Idstedt hätte die Statthalterschaft, bei der ihr gestatteten Einsicht in die Lage der Dinge und die unbegreiflichen von Willisen begangenen Sünden, den General verabschieden müssen. Daß sie ihn nun nach jenen späteren Vorgängen noch ferner behielt und zwar auf eine solche Erklärung hin, wie die abgegebene, die mit der sonstigen Grundanschauung des Generals im schneidendsten Widerspruche stand — das ist eine der mannichfachen schweren Verschuldungen, welche Reventlou und Beseler auf sich geladen haben.

Nur der Major Wyneken ward das Opfer jenes Conflicts. Seine Entlassung aus dem Generalstabe ward dem General abgedrungen. Eine ihm angebotene Stelle als Bataillons-Commandeur verweigerte er anzunehmen und forderte und erhielt seine Entlassung aus der Armee. Er

hat sich die unheilvollen Dienste, die er dem Lande geleistet hat, theuer bezahlen lassen. Er ließ sich bei seinem Abschiede 5000 Thaler auszahlen, die er sich bei seiner Anstellung für den Fall einer unfreiwilligen Entlassung ausbedungen hatte. Die Regierung zahlte ihm die Summe, obwohl er rechtlich keinen Anspruch darauf hatte, indem er ursprünglich speciell für den Generalstab nicht angestellt war und aus der Armee überhaupt nicht gegen seinen Willen, sondern auf sein Verlangen entlassen ward.

Die Regierung, die sich hätte verpflichtet halten sollen, der Vertretung des Landes gegenüber offen und wahr zu sein, verschwieg derselben alle im Vorangehenden berührten, den commandirenden General so schwer compromittirenden Thatsachen. Sie sah unzweifelhaft voraus, daß die Landesversammlung, von allen jenen Dingen in Kenntniß gesetzt, ihr — der Regierung — Verhalten mißbilligen und auf die ungesäumte Entfernung des Generals Willisen dringen würde, wie dies später im December sofort geschah, als die Landesversammlung nur eine sehr oberflächliche Einsicht in einige weniger bedeutende, dem General Willisen zur Last fallende Dinge erhielt. Die den General am meisten compromittirenden Thatsachen sind erst nach dem traurigen Ende des ganzen Krieges in weiteren Kreisen bekannt geworden.*)

Die Regierung erwartete damals in der That, daß Willisen etwas Entscheidendes unternehmen werde, wie er versprochen hatte. Statt dessen lieferte derselbe am 12. September, als wir wenige Tage in Kiel zusammen gewesen waren, das Gefecht von Missunde, wobei er notorisch gar nicht die Absicht hatte, einen entscheidenden Angriff auf die Dänische Stellung zu machen. Dies ist eine unumstößliche Thatsache, wie sie theils aus den eigenen Worten des Generals in seinem Armeebericht über das Gefecht, theils aus der Gefechtsdisposition, theils aus den Mittheilungen Wissels und denen des Verfassers vom „General Willisen“ mit unzweifelloser Gewißheit hervorgeht.**) Wissel, der ausdrück-

*) Ich erfuhr sie zuerst am 10. Januar 1851 vom Herzog von Augustenburg in der Commissionssitzung, in welcher über das endliche Schicksal des Landes entschieden ward. — Der Herzog, der also auch mit im Geheimniß der Regierung oder Willisens gewesen war, hatte aber auch den Mund nicht aufgethan.

**) Auch die neuerlichen Tagebuchsmittheilungen des Generals (Missunde und Friedrichstadt, in den Grenzboten v. 28. Nov. 1862) bestätigen die obige Auffassung.

lich versichert, die ursprüngliche Idee des Generals gekannt zu haben, sagt nur, daß ein Uebergang der Armee über die Schlei durchaus nicht im Plane gelegen hat; auch führte man dazu keine Pontons bei sich. Ohne einen Uebergang über die Schlei war auf dieser Seite ein ernstlicher und entscheidender Angriff der Dänischen Stellung gar nicht denkbar. Die eigentliche Idee Willisens bei der Unternehmung gegen Missunde war, durch ein großes militärisches Manövre die Dänen zu verleiten, aus ihrer guten Stellung hervorzukommen und die Schleswig-Holsteinische Armee anzugreifen. Gegen Missunde sollte gar nichts Ernstliches unternommen, nur eine kräftige Recognoscirung sollte ausgeführt und dabei wo möglich der Nebenzweck erreicht werden, eine diesseits der Schlei zwischen Missunde und Eckernförde aufgestellte Truppenabtheilung des Dänischen linken Flügels vereinzelt zu überfallen und zu schlagen. Es liegt auf der Hand, daß selbst, wenn das Letztere geglückt wäre, die Unternehmung auf den Charakter eines entscheidenden Angriffs der Dänischen Stellung — wie Willisen einen solchen versprochen hatte — keinen Anspruch machen konnte. Nicht einmal aber jener Nebenzweck ward erreicht und zwar wieder durch die Schuld eines Unterbefehlshabers. Der General Gerhardt, Commandeur der Avantgarden-Brigade, statt in Uebereinstimmung mit den andern Truppen-Commandeuren zu wirken, wie es die Gefechtsdisposition bestimmt hatte, rückte, von Ehrgeiz und Eitelkeit gestachelt, um wo möglich allein den Feind zu schlagen, viel früher vor, als er gesollt hatte. Die Folge war, daß die Dänische Abtheilung, die sonst wahrscheinlich umgangen wäre, vermochte sich auf Missunde und über die Schlei zu retten. Der General Gerhardt war es auch, der, vor Missunde angelangt, auf seine eigene Hand den unsinnigen Sturm auf den befestigten Dänischen Brückenkopf ausführen ließ, unsinnig nicht an sich, sondern weil er von viel zu schwachen Streitkräften ausgeführt ward. Es war nur eine Abtheilung des ersten Infanteriebataillons, welche den Sturm machte, oder eigentlich nur eine Compagnie derselben. Die Stürmenden wurden mit Verlust von gegen 80 Todten und Verwundeten und einer noch größeren Anzahl von Gefangenen zurückgeworfen. Den General Willisen trifft der Vorwurf seiner gewöhnlichen Indolenz gegen Eigenmächtigkeiten höherer Officiere und einer unverantwortlichen Unentschlossenheit. Lag es überall nicht in seiner Absicht, den Uebergang über die Schlei zu forciren, so war auch ein längerer Kampf vor Missunde, nachdem der Feind einmal bis da zurückgetrieben war, völlig zwecklos;

die Truppen mußten zurückgenommen werden, nachdem sie den Feind bis Missunde getrieben, was schon gegen die Mitte Nachmittags der Fall war. Statt dessen duldete es Willisen, daß namentlich auf Antrieb des Generals Gerhardt mehrere Stunden hindurch ein unter diesen Umständen völlig nutzloses Artillerie- und Infanterie-Gefecht vor Missunde unterhalten ward. Wissel sagt in seiner leise andeutenden Manier: „ich weiß nicht recht, aus welchem Grunde der Kampf gegen Missunde fortgesetzt wurde", nachdem er vorher bemerkt hat, ein Uebergang über die Schlei habe durchaus nicht im Plane gelegen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit begann der Rückzug.

Es unterliegt seit dem Erscheinen des officiellen Dänischen Berichts über das Treffen bei Missunde kaum einem Zweifel, daß, hätte Willisen hier an diesem Tage einen entscheidenden Angriff gemacht, der Schlei-Uebergang wäre forcirt worden. Damit wäre die Hauptstellung der Dänen im Centrum bei Schleswig in ihrer linken Flanke umgangen gewesen, und die Dänische Armee so genöthigt, entweder die Schleswig-Holsteinische in freier Feldschlacht anzugreifen (was ja angeblich Willisens Wunsch war) oder die Stellung bei Schleswig zu verlassen und sich auf Flensburg zurückzuziehen. Eine Thatsache ist, daß in Schleswig an diesem Tage, wo man den Kanonendonner von Missunde herüber hörte, von den Dänen für einen etwa nothwendig werdenden Rückzug Alles in Bereitschaft gehalten ward.

Aber Willisen wollte ja gar keinen ernstlichen Angriff machen, er wollte ja lediglich eine Demonstration veranstalten, um die Dänen zu verlocken, ihre günstige Stellung zu verlassen und ihn südöstlich von der Stadt Schleswig anzugreifen. Natürlich sahen sich die Dänen gar nicht veranlaßt, um einer bloßen Demonstration willen, ihre feste Position zu verlassen, und der Hauptzweck Willisens, den Feind hervorzulocken und wo möglich sich angreifen zu lassen, scheiterte ebenso wie der Nebenzweck. Daß die Dänen sich durch solche Experimente nicht locken lassen würden, hätte sich freilich Willisen selbst sagen können; hätten die Dänen ihn angreifen wollen, so war dazu früher schon Gelegenheit genug gewesen. Den offenkundigen Mißerfolg des Gefechts von Missunde suchte Willisen durch folgenden Passus seines Armeeberichts zu verdecken: „Wir haben erreicht, was wir wollten, dem Feinde durch eine gewagte Unternehmung, die ihn aus seiner Stellung von Schleswig herauslocken sollte, die Schlacht auch im offenen Felde unter den günstigsten Bedingungen für ihn ange-

boten, haben ihm alle seine Verschanzungen und Lager im Osten bei Eckernförde, Holm, Kochendorf und Hummelfeldt zerstört, ihm gezeigt, daß er nicht so Herr in Schleswig ist, wie er es zu sein vorgiebt." — Kann man sich eine lächerlichere Bravade denken, als zu behaupten, es sei erreicht, was man wollte, da gerade das Gegentheil der Fall war, weil der Feind sich wohlweislich nicht hatte verlocken lassen; da man mit einem nicht unbeträchtlichen Verlust wieder in die alte Stellung zurückgegangen war und nichts erreicht hatte, als einer vorgeschobenen Dänischen Abtheilung ihr Lager zu zerstören, was noch dazu, wie der Verfasser des „General Willisen" berichtet, gegen den ausdrücklichen Willen des Höchstcommandirenden geschehen war, der es im Gegentheil verboten hatte, da die armen Schleswigschen Einwohner nur das Material zu einem neuen Lager schaffen müßten?!

Das war also die Art, wie Willisen die von ihm neuerdings übernommene Verpflichtung ausführte, etwas Entscheidendes zu thun. Die Armee hatte sich an dem Tage von Missunde, sowohl was die Marschfähigkeit als die Gefechtstüchtigkeit anbetrifft, vortrefflich bewährt. Der Enthusiasmus am Morgen des 12. September, als es ans Vorrücken ging, war allgemein; die Armee erwartete, zu einem ernstlichen, entscheidenden Angriff geführt zu werden. Die Indignation, als sie am 13. September wieder in ihre alte Stellung mußte, ohne daß etwas Ernstliches geschehen war, war ebenso allgemein. Der eigentliche Zusammenhang des Gefechts von Missunde ward von der Regierung der Landesversammlung so wenig vorgelegt, als die früheren den General compromittirenden Vorgänge. Man suchte vielmehr von Seiten der Regierung den Glauben zu verbreiten, als ob von Willisen nichts Ernstliches geschehe, weil die Armee dazu nicht stark genug sei. Freilich, warum hatte denn die Regierung nicht längst für eine umfassendere Verstärkung der Armee gesorgt? ihre Schuld war es ja gewesen, daß man den Krieg nicht bereits mit einer viel stärkeren Armee eröffnet hatte; ihre Schuld war es, daß man nicht wenigstens sofort nach der Schlacht bei Idstedt die umfassendsten Maßregeln zur Verstärkung der Armee ergriffen hatte.

Dennoch war die Landesvertretung auch jetzt noch sofort bereit, den Wünschen der Regierung entgegenzukommen. Namentlich war es die Linke der Versammlung, die, wie sie stets eine energische Führung des Krieges befürwortet hatte, jetzt ihre vielfachen Beschwerden über die Regierung gegenüber der äußern Gefahr in den Hintergrund stellte, und die

Beschlüsse für viel umfassendere Rüstungen und Geldbewilligungen veranlaßte, als die Regierung sie beantragt hatte. Vorzugsweise war es der Einfluß Theodor Olshausens, welcher als Berichterstatter des finanziell-politischen Ausschusses die Versammlung veranlaßte zu beschließen, daß eine weit größere Verstärkung der Armee als die Regierung sie beantragt hatte, in kürzester Frist bewirkt werden sollte. Die Armee sollte durch Anwerbung von Freiwilligen sowie durch ausgedehntere Aushebungen um volle 10,000 Mann verstärkt werden. Ungefähr 15 Millionen Mark (6 Millionen Thaler), welche zum Theil durch außerordentliche Anleihen vom Vermögen und vom Einkommen gedeckt werden sollten, wurden der Regierung zur Disposition gestellt. Es konnte allerdings fraglich sein, ob es gut gethan sei, dieser Regierung, zu deren Energie man wenig Vertrauen haben konnte, so ausgedehnte Mittel zu bewilligen. Allein um eine kräftigere Regierung ans Ruder zu bringen, dazu hätte es vor Allem eines entschiedenen Mißtrauensvotums der Landesversammlung bedurft, und darauf war bei der Zusammensetzung derselben durchaus nicht zu rechnen. So blieb nichts übrig, als die Regierung nach Möglichkeit anzuspornen und zu größerer Kraftentwicklung anzutreiben, um den Kampf mit dem äußeren Feind trotz der schon begangenen Fehler zu einem glücklichen Ende zu führen. Von diesem Gesichtspunkte aus waren die Anträge gestellt, welche Olshausen im Namen des Ausschusses in der Versammlung vertheidigte. Es war eine seiner glänzendsten Reden, als er in der geheimen Sitzung vom 3. Oktober noch einmal das Wort ergriff, um die Argumente der Gegner zu widerlegen. Er hatte namentlich die sophistischen Einwendungen des Syndikus Prehn gegen die größere Ausdehnung der Rüstungen und die erhöhte Creditforderung bekämpft, und wandte sich schließlich gegen den Professor Stein, der sich vom Standpunkt der constitutionellen Doktrin dagegen erklärt hatte, der Regierung mehr Geld zu bewilligen als sie verlangt hatte. Stein hatte ich weiß nicht mehr welche Autoritäten des constitutionellen Staatsrechts für seine Ansicht angeführt. Solche theoretische Principienreiterei in einem Augenblicke, wo Alles auf dem Spiel stand, ward von Olshausen mit ein paar wuchtigen Keulenschlägen niedergeschlagen. „Das ist Alles constitutioneller Krimskrams unbrauchbar in einer Frage, wo es sich um unsere Existenz handelt. Mögen alle Handbücher der Geschichte und alle Compendien der Staatswissenschaften uns tadeln, daß wir Fehler gemacht haben, wenn es nur dereinst von uns gesagt wird, daß wir das Vaterland gerettet

haben!" — Mit diesen schlagenden Worten schloß die Rede, und der Ausbruch kräftigen Beifalls, der ihnen folgte, theilweise selbst von den Bänken der Rechten her, zeigte, daß Olshausen hiermit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Stein gab seinen Aerger auf unverhohlene Weise kund; wie von der Tarantel gestochen sprang er auf und rannte aus dem Saal. Die Versammlung aber beschloß mit großer Majorität im Sinne des Ausschusses. Sie ward vertagt am 5. Oktober, demselben Tage, wo die Nachricht von dem am Abend vorher erfolgten unglücklichen Sturm auf Friedrichstadt einlief.

Friedrichstadt ist wohl der faulste Fleck in Willisens ganzer militärischer Thätigkeit gewesen. Diese Stadt, im 2. Jahrzehend des siebenzehnten Jahrhunderts durch vertriebene Holländische Remonstranten begründet, bildet recht eigentlich den Schlüssel für die Behauptung des südwestlichen Theils des Herzogthums Schleswig; namentlich hängt der ungestörte Besitz der reichen Eiderstädtischen Marsch von dem Besitze dieser Stadt ab. Sie liegt an dem Zusammenflusse der Eider und der Treene; ringsumgeben von diesen beiden Flüssen, von Kanälen, Schleusen und einem morastigen, von breiten Gräben durchschnittenen Marschlande, während die Zugänge nur aus wenigen Deichen und Dämmen bestehen, ist diese Stadt eine natürliche Festung im Holländischen Styl und mußte sich bei nur einiger Nachhülfe durch die Kunst leicht in einen sehr festen und leicht zu vertheidigenden Platz verwandeln lassen. Zudem war Friedrichstadt von gleicher Wichtigkeit für die Defensive, wie für die Offensive einer in der Position von Rendsburg stehenden Armee. Für jene bildete es die Deckung des linken Flügels, der beständig exponirt war, wenn es sich in den Händen des Feindes befand; in der Offensive aber bildete es den nothwendigen Stützpunkt jedes nach Westen gegen den Dänischen rechten Flügel zu machenden Angriffs. Der General Willisen ward nach der Schlacht bei Idstedt von den landeskundigen Männern auf die Wichtigkeit Friedrichstadts aufmerksam gemacht. Allein im Hauptquartier herrschte damals die Wyneken'sche Idee, nur ja Alles, was man an Truppen besaß, für einen bevorstehenden Dänischen Angriff um Rendsburg concentrirt zu halten, und alles Andere den Dänen Preis zu geben. Trotzdem, daß man die schönste Zeit hatte, da die Dänen (wie schon erwähnt) erst 14 Tage nach der Idstedter Schlacht vor Friedrichstadt erschienen, geschah nichts für die Befestigung dieses Platzes. Man legte zwar zwei Jägercompagnien dorthin, allein nicht in

der Absicht, die Stadt ernstlich zu vertheidigen, wie denn dazu diese Abtheilung ohne genügende Artillerieunterstützung viel zu schwach war; die dem Befehlshaber jener Abtheilung gewordene Instruction lautete ausdrücklich, „jedem ernstlichen Angriff auszuweichen", und als nun am 7. August endlich die Stadt von einer vollen Dänischen Brigade angegriffen ward, konnte es nicht fehlen, daß sie nach kurzer Gegenwehr der Vertheidiger den Dänen in die Hände fiel. Zu spät hatte der Obergeneral die Wichtigkeit von Friedrichstadt begriffen; erst am 7. August, dem Tage, wo die Dänen die Stadt besetzt hatten, war von Rendsburg aus eine stärkere Abtheilung Infanterie mit etwas Artillerie dorthin dirigirt worden. Diese Truppen, die, wenn man sie früher dorthin gesandt hätte, mit den schon in Friedrichstadt befindlichen zwei Compagnien hinreichend gewesen wären, die Stadt zu halten, kamen jetzt zu spät und erfuhren auf dem Marsche, daß sie bereits in Feindes Händen sei; sie aber dem Feinde wieder abzunehmen, war diese Abtheilung zu schwach.

Bei der Wichtigkeit von Friedrichstadt sowohl für die Defensive als für die Offensive, war es, nachdem einmal der Fehler begangen war, es den Dänen in die Hände fallen zu lassen, das Einzige, was vernünftiger Weise jetzt übrig blieb, sofort, bevor die Dänen Zeit gewonnen hatten, den Platz zu befestigen, den Versuch der Wiedereroberung zu machen, der, vorausgesetzt, daß man hinlängliche Streitkräfte dazu verwendete, viel Aussicht auf Erfolg darbot. Aber statt dessen that man 7 Wochen lang nichts gegen Friedrichstadt und ließ dem Feinde Zeit, sich bis an die Zähne einzugraben. Dabei mußte man in der Landschaft Stapelholm, zur Ueberwachung des Feindes in Friedrichstadt und zur Deckung der eigenen linken Flanke, ein Truppencorps aufstellen, stärker als man es zur Vertheidigung dieses Platzes gebraucht haben würde; dies war die Folge der Wyneken'schen Concentrirungsmethode.

Begreiflicherweise war die Statthalterschaft nicht der Meinung, daß Willisen durch das Gefecht von Missunde der neuerdings übernommenen Verpflichtung, etwas Ernstliches zu unternehmen, nachgekommen sei. Statt aber den General jetzt nach der Missunder Affaire sofort zu verabschieden, ließ sie ihm noch ferner das Obercommando und drang nur in ihn, endlich doch etwas Entscheidendes vorzunehmen. In der That war es die höchste Zeit. Die Jahreszeit neigte sich jener Periode zu, wo man von der Witterung mehr und mehr empfindliche Störungen der militärischen Operationen erwarten mußte; das Land und die Armee be-

gannen ungeduldig zu werden, und am politischen Himmel zog sich immer dichter ein unverkennbares Unwetter gegen Schleswig-Holstein zusammen. Am 21. September gab die Statthalterschaft dem General auf, sofort einzuberichten, welche Offensivmaßregeln er zunächst wahrzunehmen gedächte, wobei sie ihn wiederholt aufforderte, mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse, die Dänische Armee in einer kräftigeren und entschiedeneren Weise als bei Missunde geschehen, anzugreifen. Der General theilte als Erwiderung darauf den Plan zu einem Angriff auf Friedrichstadt mit, der, wie wir aus Wissels Schrift erfahren, von diesem fähigen Officiere herrührte, der wenige Tage vorher die Gegend bei Friedrichstadt recognoscirt hatte.

Der Plan war vortrefflich und ist auch nur gescheitert, weil ihn Willisen wieder im Augenblicke der Ausführung gerade in der Hauptsache änderte.*) Friedrichstadt sollte nämlich nach diesem Plan durch einen combinirten Angriff von Osten, Süden und Westen zugleich genommen werden. Von Osten her sollten zwei Bataillone, unterstützt von einer 12pfündigen Feldbatterie und 4 Kanonenböten auf der Eider den Angriff machen; von Süden her, von dem Friedrichstadt gegenüber liegenden Eiderufer, sollte eine Batterie von 24Pfündern nebst mehreren Mörsern wirken; und von Westen her sollten 2 Bataillone mit einigen kleinen Mörsern den Angriff machen, nachdem sie vorher unter Deckung von 2 Geschützen an der Eidermündung bei Wollersum vom Dithmarsischen südlichen auf das Schleswigsche nördliche Eiderufer hinübergesetzt waren. Während der Angriff von Osten und Süden mehr den Charakter einer Demonstration hatte, lag die eigentliche Pointe der Unternehmung in dem Angriff vom Westen. Von dieser Seite erwarteten die Dänen keinen Angriff, und daher war Friedrichstadt nach dieser Seite, wie Wissel bei seiner Recognoscirung gemerkt hatte, wenig oder gar nicht befestigt. — Im Ganzen sollten zwei Brigaden bei Friedrichstadt verwandt und während des Angriffs zugleich Demonstrationen gegen andere Theile der feindlichen Stellung vorgenommen werden.

Diesem Plan, der, wenn ausgeführt, einen unzweifelhaften Erfolg gesichert haben würde, wurde im Augenblick der Ausführung das Herz aus dem Leibe gerissen, indem Willisen statt der 2 Bataillone, welche

*) Willisen machte den Angriff auf Friedrichstadt, wie aus seinen jüngsten Mittheilungen erhellt, eigentlich gegen seine Ueberzeugung.

Wissel mindestens zum Angriff von Westen her auf Friedrichstadt verwandt haben wollte, nur 2 Züge Jäger und Infanterie (250 Mann), also den achten bis zehnten Theil der planmäßigen Stärke, nebst 2 Geschützen und 2 Handmörsern zu jenem Angriff beorderte.*) Die Ursache war wieder die alte Idee, von der sich Willisen gar nicht trennen konnte, daß die Dänen ihn gleichzeitig bei Rendsburg angreifen könnten, und in dieser Voraussetzung glaubte er nicht so viele Truppen zur Expedition gegen Friedrichstadt missen zu können. Wissel sagt, er mache es sich noch heute zum Vorwurf, daß er die Besorgnisse des Generals nicht kräftiger zu beseitigen und den ersten Plan in Ausführung zu bringen strebte. „Denn theils hatte der Feind bisher sich lässig gezeigt; theils war wegen des unvortheilhaften östlichen Angriffs nur ein Gelingen durch einen gleichzeitigen westlichen zu erwarten; theils zeigte sich später, als nur 2 Züge**) übersetzten und gegen Tönningen vordrangen, daß der Feind sehr überrascht und ängstlich wurde und auch keine große Gefahr vorhanden war. Leider wurde nun der Plan bedeutend abgeschwächt, indem weniger Truppen hingingen und ein Angriff von Westen unterblieb.“ — Die zwei Züge nämlich erzwangen zwar mit vieler Tapferkeit den Uebergang über die Eider, nahmen die Stadt Tönning, sprengten ein feindliches Detachement und machten einige 70 Gefangene mit einigen Officieren darunter.***) Allein zu schwach sich bei der Annäherung einer stärkeren feindlichen Abtheilung zu behaupten, konnten sie an einen Marsch auf Friedrichstadt nicht denken, und mußte bald genug wieder über die Eider zurück auf das Dithmarsische Ufer. Diese Affaire bei Tönning fand übrigens nicht am 28. September statt, wie v. Gagern in seiner Schrift über Friedrichstadt irrthümlich sagt, sondern am 29. September. — Von Osten her hatte man zwar gleichzeitig am 29. September den Versuch eines Angriffs auf Friedrichstadt gemacht; derselbe war indeß, theils

*) Bei jener Angabe folge ich Lütgen a. a. O. p. 324; — Obristlieutenant v. Gagern in seiner Schrift über die Operationen gegen Friedrichstadt (1856) giebt irrig 2 Compagnien an.

**) Wissel hat hier auch die irrige Angabe von 2 Compagnien.

***) Bei dem Angriff auf Tönning fiel der Gutsbesitzer Vollertsen aus Angeln, Mitglied der Landesversammlung, welcher, obschon bereits in dem Alter von 60 Jahren, als freiwilliger Jäger die Büchse trug. Er war an die Stelle seines Sohnes eingetreten, der 1849 bei Kolding gefallen war. Er saß in der Landesversammlung in meiner Nähe; er sprach selten, war aber einer jener kernigen entschiedenen Menschen, welche ohne viel Redens ihre Pflicht und mehr als ihre Pflicht thun.

weil er mit zu schwachen Kräften unternommen ward, theils weil die Cooperation von Westen fehlte, ohne Erfolg geblieben.

Der Verfasser des „General Willisen" sagt über diese unverzeihliche Geschichte: „Es war ein öffentliches Geheimniß, weil das Generalcommando alles Mögliche zur Verheimlichung that, daß erst am dritten Tage Entsatz für Friedrichstadt von Schleswig aus anlangte, daß während dieser drei Tage sowohl die Besatzung der Stadt, wie das Dänische Hauptquartier selbst, in größter Angst schwebten, der Angriff von Westen möchte gelingen, indem die Stadt dort nicht befestigt, keinen Widerstand zu leisten vermocht hätte. In Schleswig glaubten sie schon die Besatzung nebst der dort befindlichen Batterie verloren und rüsteten sich zum eigenen Rückzuge, um für die dann unhaltbare Stellung bei Schleswig eine festere aufzusuchen, als die Wundermähr anlangte, es seien bei Tönningen nur 600 Mann*) über die Eider gegangen und diese hätten sich, nicht verstärkt, sofort zurückziehen müssen. Friedrichstadt war den Dänen gerettet, und ihre Angst umsonst gewesen: der Schleswig-Holsteinische Obergeneral schenkte es ihnen zum zweiten Mal!" —

Mit dem Nichterfolg des ersten Tages war das Unternehmen bereits als gescheitert anzusehen. Wissel sagt sehr richtig: „Nur durch Schnelligkeit, Ueberraschung und Kühnheit konnte überhaupt ein günstiger Erfolg ermöglicht werden." Als man noch am Abend bei Rendsburg, wo er sich damals befand, das Feuer von Friedrichstadt herübergehört habe, da sei seine Hoffnung geschwunden. Es blieb kaum etwas Anderes übrig, als die gegen Friedrichstadt detachirten Truppen sofort zurückzurufen. Willisen that dies nicht; wie er bei Missunde einen gar nicht beabsichtigten und voraussichtlich nutzlosen Kampf gestattet hatte, so wiederholte sich dies jetzt in größerem Maßstabe bei Friedrichstadt. Wie dort den General Gerhardt, so ließ Willisen hier den Oberst v. d. Tann, dem die Leitung des Unternehmens gegen Friedrichstadt übertragen war, gewähren, und der weiche, unselbständige v. d. Tann ward wieder bestimmt, durch die stürmischen Capricen seines Landsmannes, des Majors Aldosser. Willisen, obwohl sich seine bessere Einsicht dagegen sträuben mußte, duldete,

*) Es waren kaum halb so viel. — Der Dänische Commandant von Friedrichstadt, Oberstlieutenant Helgesen, im Frühjahr 1848 durch den Prinzen von Noer zurückgewiesen und dann zu den Dänen gegangen, hatte bereits den Rückzugsbefehl erhalten, blieb aber unter den obwaltenden Umständen dennoch und erhielt so den Dänen die Stadt.

daß Tann und Aldosser die Unternehmung fortsetzten, die, wenn sie nicht gleich im Anfange zu einem glücklichen Resultat führte, bereits eine verfehlte war. Und nun beachte man die haltungslose Inconsequenz seines Verfahrens. Er, der früher ein paar Bataillone verweigert hatte, weil die Dänen etwa im Centrum angreifen könnten und dies dann zu schwach wäre, — eine unzeitige Sparsamkeit, wodurch der ganzen Unternehmung im Vorweg die Spitze abgebrochen ward — schickte jetzt allmälig Truppen über Truppen nach Friedrichstadt, während die Wahrscheinlichkeit jetzt, wo die Dänen gemerkt hatten, was es gelte, eine viel größere war, daß ein Dänischer Angriff im Centrum erfolgen werde, um Friedrichstadt Luft zu machen. Am Abend des dritten Oktober standen über 11,000 Mann vor Friedrichstadt, also etwa der dritte Theil der gesammten Armee.

Der Plan, den man gefaßt hatte, nachdem es mißglückt war, Friedrichstadt durch Ueberraschung zu nehmen, war, die feindlichen Werke auf der Ostseite von Friedrichstadt zuerst durch Artilleriefeuer zu zerstören und dann einen Sturm zu versuchen. Zu dem Ende ward eine Menge von schweren Belagerungs- und Feldgeschützen nach Friedrichstadt gesandt, welche die feindlichen Werke beschoß. Aber da die Unternehmung ursprünglich den Plan einer längeren Beschießung von Friedrichstadt gar nicht involvirte, so fehlte es alle Augenblicke an dem Nothwendigsten, an Munition, die von Rendsburg mit vieler Mühe herbeigeschafft werden mußte. In den Zwischenpausen erhielt der Feind Zeit, die etwa entstandenen Beschädigungen mit Muße wieder auszubessern. Auch waren dieselben im Allgemeinen von keiner Bedeutung. Die Befestigungswerke der Dänen auf der Ostseite von Friedrichstadt waren sehr stark und zweckmäßig angelegt. Sie hatten eine dreifache Vertheidigungslinie.*) Daß man auf Schleswig-Holsteinischer Seite nicht einmal wußte, wie viel Vertheidigungslinien der Feind hatte, ist nur ein Beispiel von der Leichtfertigkeit, mit der die Unternehmung gegen Friedrichstadt gemacht ward. Dazu hatte man nicht einmal einen Stabsofficier der Artillerie zur einheitlichen Leitung der Beschießung nach Friedrichstadt gesandt, sondern dieselbe dem Infanterie-Major Aldosser überlassen, der, wie es ihm einfiel,

*) Nicht eine blos zweifache, wie von Gagern in seiner Schrift über Friedrichstadt angiebt. Daß das Erstere der Fall war, hätte der genannte Militärschriftsteller wissen können, wenn er den officiellen Dänischen Bericht des Obristlieutenants Helgesen und die treffliche demselben beigegebene Karte benutzt hätte, was er unterlassen hat.

planlos bald hier, bald dort hinfeuern ließ, einmal sogar auf einen Dänischen Posten, den er auf einem Kirchthurm bemerkte.

Inzwischen hatten die Dänen in Friedrichstadt am dritten Tage nach dem Beginn der Affaire starken Succurs von Schleswig erhalten. Das Wetter war den Angreifenden ungünstig; starke Regengüsse hatten den ohnehin schlammigen und morastigen Boden durchweicht. An eine regelmäßige Belagerung war bei der vorgerückten Jahreszeit und den Mitteln, über die man zu verfügen hatte, nicht zu denken. Unbegreiflich war es daher, daß der General Willisen, als er am 2. Abends von Rendsburg vor Friedrichstadt ankam, dem Dinge nicht ein Ende machte. Aber in seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit ritt er in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober nach Rendsburg zurück, es dem Obersten v. d. Tann überlassend, was ferner zu thun sei.

Am 4. Morgens früh kamen vor Friedrichstadt die Chefs der Artillerie General v. Wissel und des Ingenieurwesens Oberst Dau an, um ihr Gutachten darüber abzugeben, ob ein förmlicher Angriff fortzusetzen oder das Unternehmen aufzugeben sei. Beide erklärten sich für das Letztere, weil, wie sie ausdrücklich erklärten, in diesem Terrain keine regelmäßige Belagerung zu führen sei; daß es zudem an der Munition und am Ingenieurmaterial mangele. Der Verfasser der Schrift über die Operationen vor Friedrichstadt, Obristlieutenant v. Gagern, nicht zu verwechseln mit dem nach der Schlacht bei Idstedt im Generalstabe angestellten Major Heinrich v. Gagern, dem bekannten Ex-Präsidenten der Paulskirche und des Reichsministeriums, der unter v. d. Tann die gesammte Infanterie vor Friedrichstadt commandirte, fügt hier hinzu: „Es giebt unleugbar keine schärfere Kritik als in dem Ausspruche dieser Officiere liegt! Nachdem ein Viertel der Armee bereits seit 8 Tagen mit Mangel an Munition, aber ganz ohne alles Ingenieur-Material gekämpft, erklärten die competenten Behörden, weil die Mittel zum Belagerungskriege fehlten, daß das Unternehmen aufgegeben werden müsse!“ —

Leider ward nur das Unternehmen nicht aufgegeben, ohne allen bis dahin begangenen Fehlern noch eine blutige Krone aufzusetzen. Es ward für den Abend dieses Tages, des 4. Oktober, an dem die Sache auf die eine oder die andere Art zu Ende kommen mußte, noch ein allgemeiner Sturm beschlossen. Der Obristlieutenant Gagern sagt uns über das Zustandekommen dieses Beschlusses nichts. Er scheint indeß, wie aus mehreren Andeutungen seiner Schrift hervorgeht, geglaubt zu haben, daß

dieser letzte Versuch auf Andringen der Statthalterschaft gemacht sei. Dies ist gänzlich irrig. Der Statthalter Reventlou befand sich allerdings seit dem Abend des 2. Oktober im Lager von Friedrichstadt, wo er mit dem General Willisen die Angriffsanstalten besichtigt hatte; allein als der Sturm beschlossen ward, war er gar nicht da, sondern auf einer Excursion begriffen, und erfuhr erst am Abend bei seiner Rückkehr, daß ein Sturm beschlossen worden. Der General Wissel in seinen Erlebnissen theilt uns nur mit, daß der Beschluß gefaßt worden, einen Sturm zu versuchen, nachdem die Artillerie durch ihr Feuer zuvor die feindlichen Befestigungen zerstört hätte. Auf wessen Antrieb jener Beschluß gefaßt, sagt er nicht. Gagern aber war bei der Berathung, wo der Beschluß gefaßt ward, nicht gegenwärtig. Es ist indeß anderweitig bekannt geworden, daß es der Major Aldosser gewesen, der durch sein ungestümes: „Wir müssen das Nest haben!" auch v. d. Tann fortriß und durch seine Heftigkeit auch die andern Officiere einschüchterte. Wissel sagt: „Das Gelingen des Sturmes war allerdings sehr zweifelhaft; dennoch mußte er unter den obwaltenden Umständen versucht werden; er konnte glücken und das Aufgeben des Angriffs ohne einen Versuch würde allseitig auf das Schärfste und Verdrießlichste getadelt worden sein." —

Aber gerade die hier behauptete Möglichkeit des Gelingens unter den obwaltenden Umständen ist von anderen competenten Seiten in Abrede gestellt. Wissel selbst begeht einen Widerspruch, wenn er hier die Möglichkeit des Gelingens behauptet, nachdem er kurz zuvor sagt, man habe von der Artillerie zuviel verlangt; „sie konnte in die Erdwerke keine Bresche legen, sie konnte nicht alle Hindernisse rasiren".

Aber gerade auf diesem Zuviel, welches man von der Artillerie verlangte, beruhte die Möglichkeit des Gelingens; damit der Sturm glücken konnte, war es nothwendig, daß die feindlichen Werke hinreichend demolirt und sturmfrei waren. Daß dies aber nicht der Fall sei, konnte man nach einigen Stunden des Bombardements bereits wissen. Vergebens machte der Obristlieutenant von Gagern, als er den Befehl erhielt, Abends 6 Uhr den Sturmangriff auszuführen, Vorstellungen dagegen; sie wurden nicht beachtet. Es blieb ihm daher nur übrig zu gehorchen.

So ward denn, nachdem die Artillerie aus 60 Feuerschlünden mehrere Stunden ein furchtbares Feuer gegen die feindlichen Werke und die an dieselben stoßenden Theile der Stadt gerichtet hatte, am Abend, als die Dämmerung hereingebrochen war, jener blutige Sturm unter-

nommen, bei dem die todesverachtende Tapferkeit und die fast übermenschliche Anstrengung der Stürmenden nur aufgewogen ward durch den unerhörten Leichtsinn der Leitung des Unternehmens und den unverantwortlichsten Mangel der nothwendigsten Vorbereitungen. Man lese von Gagerns Beschreibung und die Schilderung des Verfassers des „General Willisen". Es fehlte an dem unumgänglich nothwendigen Ueberbrückungsmaterial für die vielen und tiefen Marschgräben; das vorhandene Material war zum Theil so schlecht, daß es zusammenbrach; und während die Truppen mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, die durch die Nacht noch erhöhet wurden, decimirte ein zerstörendes feindliches Feuer aus Kleingewehr und grobem Geschütz ihre Reihen. Gelangten sie endlich nach tausend Beschwerden und blutigen Verlusten bis an die feindlichen Werke, so fanden sie dieselben größtentheils unbeschädigt und wurden oft auf Pistolenschußweite mit einem Hagel von Kartätschen und anderen Geschossen empfangen; gelang es Einzelnen ja, unter so mörderischem Feuer die feindlichen Palissaden und anderen Hindernisse zu durchbrechen und die Brustwehren der feindlichen Werke zu erklimmen, so starrte ihnen dahinter ein Wall von Bayonnetten entgegen, während aus den hinteren Reihen der Feinde die Spitzkugel des Scharfschützen Jeden ereilte, der es wagte, sich über der Brustwehr zu zeigen. Die Flammen der brennenden Stadt, deren Widerschein auf die Stürmenden fiel, ließen die Dänen ihr Ziel nur um so sicherer erblicken.

Der Sturm scheiterte, weil er nur durch ein halbes Wunder, durch einen unberechenbaren Glücksfall oder durch einen groben Fehler der Gegner hätte gelingen können. Die Armee hat sich bei Friedrichstadt ein blutiges Ehrendenkmal gesetzt, der zehnte Mann und der dritte Officier der am Sturm betheiligten Truppen waren todt oder verwundet*); die Feinde selbst legten das Zeugniß ab, daß die Insurgenten wie die Teufel gefochten. Aber von der Tann und Aldosser verloren vor Friedrichstadt ihren Ruhm, nicht den Ruhm persönlicher Bravour — denn die bewährten beide hier wie immer im höchsten Maße — wohl aber den Ruhm der kundigen Führung, wie sie von einem Feldherrn verlangt wird.**) Und

*) Im Ganzen kostete der Sturm den Unsrigen ungefähr 700 Mann. Von den Einwohnern der Stadt waren durch das Bombardement 31 getödtet oder verwundet; 137 Gebäude waren niedergebrannt, 285 beschädigt.

**) Auch der Obristlieutenant von Gagern, der sich in seiner Schrift über die Operationen vor Friedrichstadt möglichst gegen Vorwürfe zu decken gesucht hat, ist doch schwerlich davon frei zu sprechen gewesen. — Man vergleiche (Lüders) Denkwürdigkeiten.

Willisen büßte bei Friedrichstadt den letzten Rest von Vertrauen ein, den er bis dahin noch bei der Armee gehabt hatte. Er war am Abend bald nach dem Beginn des Sturmes von Rendsburg wieder angekommen, in der Erwartung, die Truppen bereits auf dem Rückmarsche anzutreffen. Statt dessen fand er den Sturm begonnen. Er begab sich, wie einer, der den Tod sucht, ins heißeste Feuer; als der Hauptmann Grunewald vom Generalstabe ihn erinnerte, sich nicht so zu exponiren, was aus der Armee werden solle, wenn er falle? erwiderte Willisen: „Was liegt der Armee daran, ob ich falle oder nicht?“ — Dieser Zug, der in den bekannten Schilderungen jenes furchtbaren Abends nicht erwähnt ist, ward mir von einer gut unterrichteten Seite bestätigt.

Der Sturm auf Friedrichstadt vom 4. Oktober war, wenn man auf seine innersten Motive bei den Leitern der Unternehmung geht, nichts als ein unverantwortlicher Versuch, die begangenen Fehler auf Kosten der Armee zu bemänteln. „Ce ne fut que pour l'honneur des armes,“ sagte der Oberst von der Tann am Morgen nach dem Sturm zu Jemand. Einen Monat später nahm der genannte Officier, der als Chef des Generalstabs leider nicht an dem rechten Platz gewesen war, seinen Abschied und verließ in aller Stille das Land, welches Anfangs so große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte. Ein seltsames Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gleich im Beginn des Krieges der „von der Tann“, das Kanonenboot, in die Luft geflogen war. War es eine Vorbedeutung gewesen? —

Der General Willisen, der durch seine halbe Ausführung des ursprünglichen Plans die Hauptschuld an dem Scheitern des Unternehmens gegen Friedrichstadt trug, fand selbstgefällig genug in dem Mißlingen nur eine Bestätigung seiner Ansicht, daß überhaupt etwas Entscheidendes gegen die Dänen nicht mehr unternommen werden könne. Er äußerte in der Nacht nach dem Sturm, als er von Friedrichstadt zurückkehrte, gegen eine namhafte Person: „Nun ist doch wohl, denke ich, der Beweis geführt, daß ich Grund hatte, wenn ich ungern die Offensive ergreifen wollte?“ — „Aber nicht der Beweis, daß der Angriff nicht schon viel früher hätte versucht und in anderer Weise ausgeführt werden sollen,“ lautete die Antwort, auf welche Willisen schwieg.

Unterm 6. Oktober sandte dann der General Willisen der Stadthalterschaft ein Schreiben, welches folgendermaßen begann: „Einer hohen Statthalterschaft ist es bekannt, durch welche Umstände und Verhältnisse gezwungen, ich gegen meine eigenen Ansichten und Ueberzeugungen mich

dazu verstanden habe, zuletzt auch die Unternehmung gegen Friedrichstadt zu machen. Obschon mehr Kräfte in Bewegung gesetzt worden sind, als irgend Jemand von denen, welche sie beständig betrieben, für nöthig gehalten haben würde, ist sie dennoch mißlungen; ich bin dadurch an meinem Rufe wesentlich benachtheiligt und habe der Sache vielleicht ebensoviel geschadet." — Nach dieser Stelle sollte man fast glauben, daß die Stadthalterschaft dem General die Unternehmung gegen Friedrichstadt befohlen habe. Dies war indeß notorisch nicht der Fall; die Statthalterschaft hatte ihn nur gedrängt, etwas Entscheidendes zu thun, und darauf hatte der General mit dem Plan gegen Friedrichstadt geantwortet. Den Schluß jenes Schreibens bildete das dringende Ersuchen, ihm einen Nachfolger zu geben, „im Falle eine hohe Statthalterschaft nicht glaubt, von der Ansicht abgehen zu können, daß es in der Lage, in welcher sich das Land befindet, durchaus nöthig sei, immer wieder offensiv zu verfahren". — Einen Monat später, als der von Oestreich zusammenberufene Bundestag, damals noch nicht von Preußen anerkannt, zuerst die Einstellung der Feindseligkeiten und Reduction der Armee von der Statthalterschaft verlangte, wiederholte der General Willisen unterm 4. November sein Entlassungsgesuch für den Fall, wenn die Statthalterschaft etwa beschlösse, den Krieg gegen den Willen der neuen Bundescentralgewalt fortzuführen. „Ich würde glauben, wenn ich anders handelte, den legalen Boden unter meinen Füßen zu verlieren. Es hängt das mit meiner ganzen politischen und sittlichen Denkweise zusammen. Ich kann es demnach nur dem Ermessen einer hohen Statthalterschaft anheim geben, ob Hochdieselbe es für angemessen hält, unter diesen Umständen schon jetzt zu verfügen."*) Dieses bedingte Entlassungsgesuch ward, wie der Verfasser des „General Willisen" berichtet, in ähnlicher Weise von ihm zurückgenommen, wie es am 7. September geschehen. Willisen konnte den Entschluß, das Obercommando niederzulegen, nicht fassen, so wenig als er sich zu der thatkräftigen Energie erheben konnte, etwas Entscheidendes zu thun. War es bloße Unentschlossenheit, oder war auch hier fremder Einfluß im Spiel, der einen General, der aus Ueberzeugung nichts vornehmen zu können glaubte, veranlaßte, möglichst lange an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Armee zu bleiben? —

*) Beide Schreiben Willisens vom 5. Oktober und vom 4. November erschienen zuerst in der Allgemeinen Zeitung im Januar 1851.

Mit welchem Namen aber soll man das Verhalten der Statthalterschaft bezeichnen, die nach Allem, was voran gegangen war, den General Willisen doch noch immer an der Spitze der Armee ließ? Zwei volle Monate nach der Friedrichstädter Affaire und dem in Folge derselben von Willisen geschriebenen Briefe, blieb dieser noch mit dem Obercommando der Schleswig-Holsteinischen Armee betraut, und dies in einer Zeit, wo jeder Mensch, also auch die Statthalter von Schleswig-Holstein einsehen mußten, daß bei dem Gange, den die Europäische und namentlich die Deutsche Politik genommen hatte, äußere Einmischung mit jedem Augenblicke wahrscheinlicher ward, daß also jeder Augenblick unendlich kostbar war, wo man es noch in der Hand hatte, durch einen entscheidenden Angriff auf die Dänische Armee einen andern factischen Bestand herbeizuführen, als er sich durch die Schlacht bei Idstedt gebildet hatte. Es ist in der That fast unbegreiflich, wie man das Schicksal von Tausenden braver Männer, ja die Zukunft des ganzen Landes auch nur einen Tag länger in der Hand eines Mannes lassen konnte, der sich so erklärt hatte, wie Willisen vor Missunde und nach Friedrichstadt. —

XIX.

In die trübe Stimmung, welche der Gang der Ereignisse erzeugte, fiel wie ein plötzlicher Lichtblick die Nachricht: Kinkel ist frei! Wir erhielten die Kunde von seiner ans Wunderbare grenzenden Flucht aus dem Zuchthause von Spandau am 8. November in Altona.*) Sie erzeugte eine allgemeine Freude auch unter den schweren Sorgen, die auf uns lasteten.

Einige Tage später trat ein fremder Herr zu mir ins Zimmer. Er war von mittlerer schmaler Statur, hatte flachsblondes Haar, und seine Augen, die sich unter einander über ihre Richtung nicht ganz einig waren, besaßen ein eigenthümliches Farbenspiel, welches ihnen auf die Prädikate

*) Die Flucht fand in der Nacht vom 6. auf den 7. statt.

grau, wasserblau und meergrün ein ziemlich gleiches Anrecht gab. Ich habe ein aprioristisches Mißtrauen gegen solche Augen. Der Herr, welcher in großer Unruhe und Verlegenheit zu sein schien, gab sich mir nach einigen Umschweifen als ein angeblicher Spandauer Bürger zu erkennen, der bei der Flucht Kinkels behülflich gewesen. Er fürchte jetzt, daß Kinkel aus seinem Versteck an ihn schreiben und ihn dadurch compromittiren und unglücklich machen werde; denn es sei zu erwarten, daß alle Briefe, die jetzt nach Spandau kämen, polizeilich überwacht und die verdächtigen geöffnet würden. Es liege ihm jetzt Alles daran zu erfahren, wo Kinkel sei, um denselben zu warnen, daß er nicht schriebe. Ob ich ihm nicht über den Aufenthalt Kinkels etwas mittheilen wolle? — Ich wußte damals noch nicht, wo Kinkel sich befand; — er war bekanntlich in Rostock; — doch hätte ich es auch gewußt, dieser Mensch hätte nichts erfahren; er mußte mich für sehr einfältig halten, daß ich eine so plumpe Erfindung nicht durchschauen sollte. Um ihn indeß noch weiter auszuholen, gab ich auf seine Frage direct keine Antwort, sondern bemerkte nur, ich könne es mir nicht denken, daß Kinkel so unvorsichtig sein werde, an ihn zu schreiben; er möge sich darüber nur beruhigen. Nun ward der Mensch immer dringender: wenn ich es wisse, so möge ich es ihm doch sagen; er habe Frau und Kind und würde unglücklich gemacht werden, wenn Kinkel schriebe. Ich gab abermals keine directe Antwort, sondern fragte, wie er denn eigentlich dazu komme, sich an mich zu wenden? Er stutzte etwas, besann sich aber rasch und sagte: Kinkel habe vor der Abreise gesagt, er wolle über Hamburg gehen und sich an mich wenden. Nun wußte ich genug; denn es war klar, der Mensch log aufs Gerathewohl. Hätte Kinkel sich an mich wenden wollen, so wäre ich vorher davon benachrichtigt. Der Verdacht, den ich sogleich bei dem ersten Erblicken dieser Persönlichkeit gehabt hatte, war zur Gewißheit geworden: ich hatte einen Agenten der geheimen Polizei vor mir, der Kinkel aufspüren sollte. Ich erwiderte nun, ich bedauere ihm nicht dienen zu können; ich wisse leider nicht, wo Kinkel sei. Nun erfolgte ein Ausbruch der Verzweiflung, der einen äußerst komischen Eindruck auf mich machte; ich werde sein Unglück auf dem Gewissen haben, hieß es, und den Schluß bildeten einige Thränen, die sich der Mann auspreßte. Um ihn los zu werden, sagte ich: „Wenn Ihnen so sehr daran liegt zu erfahren, wo Kinkel ist, so gehen Sie nach Bremen. Hier ist die Bremer Tageschronik — die Nummer war eben angekommen — und da steht die Notiz, daß Kinkel in Sicher-

heit ist.*) Gehen Sie also nach Bremen, und fragen Sie Dülon, der offenbar Näheres weiß." — „Ach nein," war die Antwort, „das geht nicht; ich muß sofort wieder zu Hause, damit meine Abwesenheit keinen Verdacht erregt." — „Dann bedaure ich, Ihnen nicht helfen zu können," und damit verbeugte ich mich zum Abschied.

Zwei Tage später, als ich in Altona auf der Straße ging, sah ich auf der andern Seite derselben meinen Freund von vorgestern daher kommen. Er sah mich, wollte aber, als ob er mich nicht bemerkte, vorüber. Ich machte mir indeß das Vergnügen, auf ihn los zu gehen und ihn anzureden. „Nun, Sie noch hier? Ich denke, Sie hatten schon vorgestern gar keine Zeit mehr, um nach Bremen zu reisen, und wollten sofort nach Spandau zurück?" — Der Herr murmelte etwas in den Bart, er sei noch länger geblieben, weil es für ihn von solcher Wichtigkeit sei, Kinkel zu sprechen, und dergleichen. Ich lachte ihm ins Gesicht, und entfernte mich, indem ich ihm einen „Glücklichen Erfolg" wünschte. An demselben Tage, den 17. November, war, wie ich später erfuhr, Kinkel glücklich von Warnemünde in See gegangen.

Inzwischen gestaltete sich der politische Horizont immer bedrohlicher; immer dunkler und unheilverkündender zog sich das Ungewitter zusammen, welches sich schließlich über Schleswig-Holstein entladen sollte.

Preußen war nach dem berühmten Grundsatz: der Starke weicht muthig zurück, in seiner Deutschen Politik aus einer Position in die andere zurückgegangen. Im März 1848 hatte König Friedrich Wilhelm IV. erklärt, an die Spitze Deutschlands treten zu wollen. Er hatte sich das Banner mit den altehrwürdigen Deutschen Farben vorantragen lassen und der Armee die schwarz-roth-goldene Cocarde gegeben. Die Rechte der Herzogthümer hatte er durch den bekannten Brief an den Herzog von Augustenburg feierlich anerkannt, und seine Regimenter hatte er gegen die Dänen marschiren lassen. Im Herbst desselben Jahres hatte das Ministerium Brandenburg-Manteuffel dieselben Regimenter benutzt, um die „Ordnung" in Berlin wieder herzustellen, die eigene Volksvertretung zu sprengen, und die abschüssige Bahn der Octroyirungen zu betreten. Im Frühjahr 1849 war dann die Deutsche Kaiserkrone zurückgewiesen, weil sie von den Deutschen Volksvertretern und nicht von den Deutschen

*) Kinkel war damals noch nicht in Sicherheit und Dülons Notiz bezweckte nur, die Verfolger irre zu leiten.

Fürsten dargeboten ward, und die Bewegungen für die Deutsche Reichsverfassung in Sachsen und am Rhein waren mit Waffengewalt niedergeschlagen. An die Stelle der Reichsverfassung ward, da ein Uebergang zum alten Bundestage noch allzu schroff erschien, zunächst die octroyirte Union unter Preußens Führung mit dem Erfurter Parlament gesetzt. Das Ganze war ein todtgebornes Kind, für welches weder die Fürsten noch die Völker wirkliche Sympathien hatten. Die Fürsten sagten sich einer nach dem andern los von dem Bündniß unter Preußischer Führung, sobald sie den Drang der Völker nicht mehr fürchteten. Und in Preußen selbst war es nicht Ernst damit gewesen. Die Consequenz der Reaction zog zum alten Bundestage und die einflußreiche Kreuzzeitungspartei proklamirte offen dies Ziel. Die Sommer-Campagne von 1849 in den Herzogthümern war dieser Politik entsprechend noch mehr als die vorigjährige, ein Scheinkrieg und im Waffenstillstand hatte das Preußische Kabinet die alten Rechte der Herzogthümer mit dem „selbständigen" Schleswig bereits Preis gegeben. Im Sommer 1850 glaubte man in Berlin nicht einmal einen Scheinkrieg für Schleswig-Holstein mehr nöthig zu haben; nicht einmal die beurlaubten paar Dutzend Preußischer Officiere, welche die Herzogthümer hatten, ließ man ihnen. Man schloß Frieden mit Dänemark, und überließ Schleswig-Holstein sich selbst. Und während man in Berlin die Deutsche Cocarde erst von den Mützen, dann von den Helmen der Truppen entfernte, berief Oestreich, welches im J. 1850 neugestärkt den Kampf um die Hegemonie in Deutschland wieder aufnahm, seine Schützlinge erst nach Bregenz und dann nach Frankfurt. Die alte selige Bundesversammlung feierte unter Oestreichischer Aegide ihr Auferstehungsfest, und auch der Vertreter der Dänischen Stimme für Holstein-Lauenburg fehlte nicht. Bereits Ende Oktober erließ diese neue Frankfurter Bundesversammlung durch ihren Präsidenten, den Oestreichischen Grafen Thun-Hohenstein, eine peremtorische Aufforderung an die Statthalterschaft die Waffen niederzulegen. Die Statthalterschaft lehnte dies Ansinnen ab. Noch hatte Preußen formell an der Union festgehalten und den alten Bundestag nicht anerkannt. Aber im Oktober war der Kaiser Nicolaus in Warschau gewesen und hatte von hier die Rückkehr zu dem alten Zustande in Deutschland dekretirt, der für Rußland so vortheilhaft war. Die Kreuzzeitungspartei in Preußen, welche den Russischen Kaiser als Vater verehrte, steuerte schon längst in derselben Richtung. Mit einer reactionären Politik im Innern war

keine kräftige Deutsche Politik nach außen vereinbar. So geschah was kommen mußte. Als Rußland die Stirn runzelte und Oestreich den Krieg drohte, warf Preußen die letzten romantischen Reminiscenzen an 1848 und mit ihnen die Union und ihren mystischen Protector Herrn von Radowitz über Bord. Die kahle unverhüllte Reaction kam ans Ruder; Herr von Manteuffel, weniger empfindlich als der Graf Brandenburg, dem nach der Rückkehr von Warschau bei der unerhörten Demüthigung Preußens das Herz gebrochen war, ging nach Olmütz und unterzeichnete hier Ende November jene bekannte Convention, durch welche Preußen sich den übermüthigen Zumuthungen des Oestreichischen Fürsten Schwarzenberg auf Gnade und Ungnade unterwarf. Der Preis, um den Preußen seinen Frieden von Oestreich erkaufte, waren Kurhessen und Schleswig-Holstein. Jenes sollte seinem eigenen Kurfürsten, dieses den Dänen ausgeliefert werden. Und das sollte Preußen nicht blos ruhig mit ansehen, wie es von Oestreich und seinen Verbündeten ausgeführt ward, nein, Preußen sollte aktiv dabei mit wirken! Es war nur die letzte Consequenz der Reaction im Innern. Hatte doch die Kreuzzeitungspartei gejubelt bei den Niederlagen von Fridericia und Idstedt, hatte doch einer ihrer Koryphäen, Herr von Bismark, im Jahre 1849 schon den Krieg gegen Dänemark für „ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen“ erklärt „zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Rebellion!“ Herr von Manteuffel verkündete nach der Olmützer Convention in der Preußischen Kammer: nunmehr solle ganz mit der Revolution gebrochen werden, und um diesen Bruch zu vollziehen, mußte auch die Schleswig-Holsteinische Erhebung unter die Füße getreten werden. Von diesem Standpunkt war Graf Reventlou so gut ein Revolutionär als Theodor Olshausen, Beseler so gut als der Herzog und der Prinz von Augustenburg.

In den Herzogthümern war inzwischen seit Friedrichstadt wieder eine vollständige Stagnation der Kriegführung eingetreten. Willisen stand in der festen Position von Rendsburg und wartete vergebens auf einen Dänischen Angriff. Die ganze Last des Kriegs ruhte fast allein auf Holstein, welches mit seiner halben Million Einwohner ein Heer von gegenwärtig ungefähr 40,000 Mann zu erhalten hatte. Allerdings kamen Geldbeiträge durch Sammlungen für Schleswig-Holstein in andern Deutschen Ländern zusammen. Vor allen verdient die Stadt Bremen genannt zu werden, welche allein 100,000 Thaler sandte; aber im Al-

gemeinen war die Betheiligung lau; man glaubte nicht mehr an einen glücklichen Ausgang und hielt das Geld weggeworfen; die Preußische, Sächsische und andere Regierungen verboten gar die Sammlungen. Im Ganzen kamen bis Neujahr etwa 580,000 Thaler auf diesem Wege zusammen. Es war etwas, aber lange nicht genug. Inzwischen begann im Lande unter einem Theil der großen Grundbesitzer sich eine starke Friedenssehnsucht zu äußern. Am 24. Oktober hatten Prälaten und Gutsbesitzer auf Anregung des Grafen Magnus Moltke von Grünholz mit einer allerdings kleinen Majorität eine Erklärung beschlossen, in welcher sie ihrem Verlangen nach Frieden einen offenen Ausdruck gaben und den Landesherrn, die Deutschen Regierungen und die Großmächte einluden, eine Einstellung der Feindseligkeiten zu bewirken. Das Corps der Ritterschaft im weitern Sinne hatte sich dieser Erklärung zwar nur unter gewissen Modificationen anschließen wollen, aber es war immer ein bedenkliches Symptom.

Unter diesen Umständen trat wenige Tage vor dem Olmützer Abschluß am 25. November die Landesversammlung wieder in Kiel zusammen. Die Regierung legte uns eine Menge neuer Gesetzentwürfe vor, als ob sie noch auf eine lange Dauer rechnete, und ihre Eröffnungsmittheilung enthielt am Schluß folgenden vertrauensvollen Satz: „Die politischen und militärischen Verhältnisse berechtigen zu der bestimmten Erwartung, daß eine bessere Zukunft auf Grund der Landesrechte bevorsteht. Eine gewaltsame Intervention war allerdings in Aussicht gestellt; gegenwärtig sind solche Besorgnisse in die Ferne gerückt.“ —

Wir konnten diese Zuversicht nicht theilen. Ein politischer Ausschuß ward niedergesetzt, um die Lage des Landes zu prüfen. Ich war auch unter seinen Mitgliedern. Unsere Besorgnisse wurden alsbald durch die Nachrichten von der Olmützer Convention gerechtfertigt. Die einzige Aussicht auf eine günstige Wendung beruhte auf der Hoffnung eines baldigen militärischen Erfolgs unserer Armee, um einen anderen Thatbestand herzustellen. Aber war ein solcher Erfolg unter der Führung Willisens zu erwarten? Schon in der vorigen Session hätten wir am liebsten seine Entfernung beantragt. Aber wir hatten damals noch zu wenig feste Anhaltspunkte, um bei der schwankenden Majorität der Versammlung einen solchen Antrag durchzusetzen.

Auch jetzt noch gewährte die Regierung der Landesvertretung nur einen sehr oberflächlichen Einblick in ihr Verhältniß zum General Wil-

lisen; sie verschwieg die mehrmals von dem Letztern seit Monaten gestellten Abschiedsgesuche, wie wir sie im Vorangehenden kennen gelernt haben, sie verschwieg den ihr bekannten eigentlichen Zusammenhang der Affairen von Missunde und Friedrichstadt; sie verschwieg Alles dies, weil sie nur zu wohl fühlte, welche schweren Anklagen daraus für sie selbst erwachsen müßten. Nur im Allgemeinen ward mitgetheilt, daß Willisen nach eigener Aeußerung kein Vertrauen mehr zu sich und zur Armee habe; dazu manche Einzelheiten untergeordneter Art. So war inzwischen die Geschichte mit dem Friedensbrief in die Oeffentlichkeit gelangt, den Willisen vor der Idstedter Schlacht ohne Wissen der Regierung an den Dänischen Obergeneral geschrieben. Ferner hatte der General, nachdem die Armee nunmehr nach seinen Wünschen verstärkt war, wieder erklärt, er müsse erst noch einen Ponton-Train haben, ehe er etwas unternehmen könne; — und dergleichen mehr. — Trotz der Unvollständigkeit der Regierungsmittheilungen ward indeß die Ueberzeugung, daß, wenn noch etwas zu retten sei, dies nur durch die schleunige Entfernung Willisens vom Obercommando zu erreichen sei, bald die vorherrschende im Ausschuß und es leidet keinen Zweifel, daß auch die Versammlung darauf hinzielende Beschlüsse gefaßt hätte. Die Regierung kam dem heraufziehenden Sturm, der sich namentlich auch über den schwachen Kriegsminister, den General Krohn, zu entladen drohete, zuvor. Einer Deputation unseres Ausschusses, die sich, um persönlich und vertraulich mit den Statthaltern Rücksprache zu nehmen, nach Rendsburg begeben hatte, wurden Zusicherungen gegeben, die eine bevorstehende Entlassung des Generals als gewiß erscheinen ließen. Die Statthalterschaft forderte jetzt in der That den General Willisen auf, eine bestimmte Erklärung ohne Zusatz von „Wenn" und „Aber" darüber abzugeben, ob er gesonnen sei, ihrem Willen gemäß fernerhin die Dänische Armee mit Entschiedenheit anzugreifen. Willisen lehnte dies ab und ersuchte abermals um seine Entlassung. Er erhielt dieselbe noch am nämlichen Tage, am 7. December, zugefertigt. Am folgenden Tage nahm er in einer Proklamation Abschied von der Armee. Bald darnach verließ er still und unbedauert das Land.

Willisen hat sich darüber beklagt, daß ein böser Stern ihn verfolge, daß ihm Alles mißglückt sei, seit er nach Schleswig-Holstein gekommen. Sein böser Stern ist seine eigene praktische Unfähigkeit gewesen, die ihn von den Menschen und Verhältnissen beherrscht werden ließ, statt sie zu beherrschen.

Das Gefühl seiner praktischen Unsicherheit, wo es darauf ankam, die von ihm vertretene Sache durch Thatkraft und Energie auf dem Schlachtfeld zum Siege zu bringen, war bei Willisen auch die Ursache, daß er seine Zwecke lieber auf einem anderen Wege zu erreichen suchte, als auf dem der Waffenentscheidung. Man hat viel von dem zum Diplomatisiren geneigten Charakter Willisens gesprochen und hierin den Schlüssel zur Erklärung der so auffallenden Haltung des Generals gefunden. Die Wahrheit ist, daß dieser diplomatisirende Hang bei Willisen selbst nur eine Folge des Mangels an Thatkraft und praktischem Genie war. Er glaubte, auf dem Felde der Diplomatie durch die Gewandtheit der Feder und theoretische Combinationen erreichen zu können, wofür es ihm auf dem Felde der Schlachten, wie er selbst es ausdrückte, an Glück, wie wir es ausdrücken, an praktischem Genie fehlte. Er bedachte dabei nicht, daß eine Diplomatie, der die Unterlage der nachdrucksvollen Thatkraft und der rücksichtslosen Energie fehlt, eine haltungslose, in der Luft schwebende Chimäre ist, die von einem conträren Windzuge rettungslos über den Haufen geworfen wird. Federzüge, denen man nicht nöthigenfalls durch Bayonnette und Kanonen nachzuhelfen gewillt ist, haben in unserer Zeit keinen Werth. Welcher Art die diplomatische Thätigkeit Willisens von der Schlacht bei Idstedt bis zu seinem Abgange im Besondern gewesen, vermag ich nicht zu sagen, und er selbst wird wohl um so weniger geneigt sein, etwas darüber zu veröffentlichen, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß er seinerseits dupirt ist. Der Diplomat hat Fiasko gemacht, wie der Feldherr.

So kann das Endurtheil über Willisens Schleswig-Holsteinische Wirksamkeit nur dahin lauten, daß er mit dem besten Willen für die Sache, der er diente, doch dieselbe an den Rand des Unterganges gebracht hat, durch seine mitunter ans Fabelhafte grenzende Schwäche, Unentschlossenheit und Energielosigkeit; könnte man den Begriff eines „Verräthers wider Willen" rechtfertigen, ich würde ihn auf Willisen anwenden.

Der General v. d. Horst, der nach Willisen das Obercommando der Armee erhielt, war in der Armee seit der Schlacht bei Idstedt, wo er den kühnen und glücklichen Angriff auf Ober-Stolk ausführte, als ein braver Haudegen bekannt. Er stellte durch wohlangebrachte Strenge die Disciplin unter den Officieren wieder her, die unter Willisens Obercommando, namentlich in der letzten Zeit, tief gesunken war. Eine Conspi-

ration, welche der General Gerhardt mit einigen Officieren seiner Brigade gemacht hatte, um den verhaßten Rivalen aus dem Sattel zu heben, ward im Entstehen erstickt; Gerhardt, der die Armee ohne Urlaub verließ, als die Statthalterschaft sich nicht dazu verstehen wollte, sein Bleiben durch eine bedeutende Geldsumme zu erkaufen, ward aus den Listen der Armee gestrichen; ein Officier seiner Brigade, der sich unziemliche Aeußerungen gegen den Obergeneral erlaubt hatte, ward eingesteckt und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Allein trotz des heilsamen Umschwungs, der sich in der Oberleitung der Armee bemerklich machte, war es jetzt zu spät. Die letzte günstige Gelegenheit für größere Operationen, während mehrerer Tage scharfen Frostwetters, war zu Anfang des December ungenützt verstrichen, als Willisen noch das Obercommando hatte. Seit dasselbe an Horst gekommen war, war die Witterung wieder wie vorher beständig regnicht; die Wege waren, wenn man von den wenigen großen Straßen absah, fast grundlos und namentlich für die Artillerie gegen die ohnehin morastigen Ufer der Treene und Schlei zu unpassirbar. Vergebens erwartete die Armee und das ganze Land den Eintritt des Winters: er kam nicht.

Inzwischen trug die Olmützer Convention ihre Früchte; am 6. Januar 1851 erschienen die Commissäre der beiden Deutschen Großmächte in Kiel und forderten Unterwerfung.

Die Vollmachten waren für den Oestreichischen Commissarius, den General Grafen Mensdorf-Pouilly von Seiten Oestreichs im Namen und Auftrag des Deutschen Bundes, für den Preußischen, den General von Thümen, von Preußen in seinem und seiner Verbündeten Namen ausgestellt.

Die Forderungen der Commissäre bestanden in folgenden 5 Punkten: 1) die Feindseligkeiten sofort einzustellen; 2) zu dem Zweck sämmtliche Truppen hinter die Eider zurückzuziehen; 3) die Armee auf ein Drittel der jetzt bestehenden Truppenstärke zu reduciren; 4) die Landesversammlung aufzulösen, und 5) alle zum Behuf der Fortsetzung der Feindseligkeiten angeordneten Maßregeln sofort einzustellen. — Dagegen erklärten die Commissäre, daß die Dänische Regierung bereit sei, gleichzeitig ihre Truppen aus Südschleswig zurückzuziehen, „so daß nur die zur Aufrechterhaltung der materiellen Ordnung unerläßlichen kleinen Abtheilungen dort zurückblieben". Die Rechtsfrage ward von den Commissären als außerhalb ihrer Aufgabe liegend späteren Verhandlungen zwischen dem

Deutschen Bunde und dem Landesherrn vorbehalten. Als den Zweck ihres Wirkens erklärten die Commissäre die Herstellung eines Zustandes, welcher dem Bunde erlaube, „die Rechte des Herzogthums Holstein und das altherkömmliche berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig zu wahren". Dagegen ward für den Weigerungsfall mit dem Einrücken einer Oestreichisch-Preußischen Executionsarmee von 25,000 Oestreichern und 25,000 Preußen gedroht. — Für die Entscheidung der Statthalterschaft auf diese Forderungen war eine dreitägige Frist bis zum 9. Januar Nachmittags 2 Uhr gesetzt, welche ihnen später, als sie sich unzulänglich erwies, bis zum 11. Januar Nachmittags 2 Uhr verlängert ward.

Die am 7. und 8. Januar stattgehabten Verhandlungen und Erläuterungen ließen es im Dunkeln, wie es sich eigentlich mit den Vollmachten der Commissäre verhalte, die im Namen sämmtlicher Deutschen Regierungen auftraten, ohne daß eine Bevollmächtigung Oestreichs und Preußens von allen Deutschen Regierungen irgendwie mit Sicherheit nachgewiesen wäre; vielmehr ergaben sich dringende Gründe dafür, daß die Commissäre keineswegs als von sämmtlichen Deutschen Regierungen ermächtigt angesehen werden dürften, und ein unparteiischer Gerichtshof würde ohne Zweifel dies Urtheil gefällt haben. Allein es lag hier, wie später ein Redner in der Versammlung äußerte, nicht eine Frage des Rechts, sondern der Gewalt vor.

Was die Bedeutung der von den Commissären gestellten Forderungen anbetrifft, so ergab sich aus den späteren Verhandlungen deutlich, daß man keine auch nur einigermaßen genügende Garantien zu geben im Stande oder Willens war. Zwar ward es gestattet, bei dem Zurückziehen der Truppen über die Eider die Festungen Rendsburg und Friedrichsort vorläufig besetzt zu halten, und hier das Weitere den Verhandlungen mit dem Deutschen Bunde vorbehalten, — auch die Art und Weise der Reducirung der Armee in das Belieben der (bestehenden) Behörden gestellt. Dagegen konnte auf eine Reihe der wichtigsten die nächste Regulirung unserer Verhältnisse betreffenden Fragen gar keine oder auch nur eine sehr ungenügende Antwort ertheilt werden, und dieselben wurden den späteren Unterhandlungen des Bundes mit Dänemark vorbehalten, wofür der Status quo ante bellum als Grundlage bezeichnet ward, — eine allgemein gehaltene Zusicherung, die nachher auch nicht einmal gehalten ward. Die Landesversammlung „außer Thätigkeit zu setzen" ward für unerläß-

lich erklärt, da dieselbe aus Schleswigern und Holsteinern zusammengesetzt sei, mithin als eine gesetzliche in den Augen des Bundes nicht erscheinen könne. Auf die Frage, ob Oestreichische und Preußische Truppen unter allen Umständen in das Herzogthum einrücken würden, erwiderten die Commissäre, daß die Truppen im Falle der Nachgiebigkeit nicht einrücken würden.*)

In der geheimen Abendsitzung vom 9. Januar machte die Regierung der Landesversammlung Mittheilung über die Sachlage und über ihre Entscheidung. Die Letztere war eigentlich nicht vorhanden, da sich die beiden Mitglieder der Statthalterschaft über den einzuschlagenden Weg zu vereinigen nicht vermocht hatten. Auf der einen Seite stand der Graf Reventlou mit sämmtlichen Departementschefs: sie waren für eine Unterwerfung unter die Forderungen der Commissäre. Das andere Mitglied der Statthalterschaft dagegen, Beseler, war gegen die Annahme der Oestreichisch-Preußischen Forderungen und für Fortsetzung des Kampfes, für welche er eine schleunige Geldbewilligung beantragte. Die beiden Statthalter legten, Jeder mündlich, ihre Ansichten der Versammlung vor; Beseler übergab zudem ein schriftliches Exposé. Graf Reventlou beantwortete die Frage, ob eine Fortsetzung des Kampfes räthlich sei, mit dem entschiedensten Nein! Das Motiv dieser Ansicht war vorzugsweise unsere Stellung zu Deutschland. „Wer sich den Deutschen Regierungen mit den Waffen in der Hand entgegen setzt, kann nicht länger behaupten, daß er eine Deutsche Sache führt." — Das Versprechen der Großmächte, den Status quo ante bellum herzustellen, ward hervorgehoben. Etwas Anderes hätten wir auch nicht verlangt.(!) Eine Fortsetzung des Kampfes sei nicht länger möglich; sie führe nicht zur Erhaltung des Rechts, sondern zur Vernichtung. Ganz ähnlich erklärte sich eine von Francke unterzeichnete Mittheilung des Ministeriums, die der genannte Departementschef gleichfalls noch mündlich erläuterte. Der Statthalter Beseler dagegen stützte sich auf die mangelhafte Legimitation der Commissäre, welche als Bevollmächtigte Deutschlands nicht zu betrachten seien.**) Er motivirte ferner seine auf Fortsetzung des Kampfes gerichtete Ansicht durch die

*) Man vergleiche besonders die Aktenstücke zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte 1851. Nr. V. VII. und XIII.

**) In der That hatten sich die kleinen Thüringischen Staaten, Nassau, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg und Lübeck nicht an den Vollmachten für die beiden Commissäre betheiligt.

Chancen, welche die politischen Verhältnisse im gegenwärtigen Augenblicke für uns darboten; durch die unabsehbar traurigen Folgen einer Unterwerfung unter die Forderungen der Commissäre. „Wir sind nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Widerstand zu leisten verpflichtet.“ —

Beide Statthalter gaben der Versammlung die Entscheidung anheim.

Die Versammlung erwählte noch an demselben Abend einen Ausschuß, bestehend aus folgenden Mitgliedern: Kaufmann M. T. Schmidt, gewählt mit 69 Stimmen, Theodor Olshausen mit 59, ich mit 56, der Herzog von Augustenburg mit 53, Bürgermeister Balemann mit 46, Kaufmann Semper mit 44, Pastor Versmann mit 43, Herr von Harbou mit 42, Dr. Gülich mit 37 Stimmen. Wir traten am nächsten Morgen (10. Januar) in der Wohnung des Herrn Schmidt zusammen, um den entscheidenden Beschluß zu fassen.

Es stellte sich alsbald heraus, daß die der Rechten und dem Centrum angehörende Majorität des Ausschusses für Unterwerfung unter die Forderungen der Commissäre war. Nur die drei der Linken angehörenden Mitglieder: Theodor Olshausen, Dr. Gülich und ich glaubten auf so vage Zusicherungen hin die Waffen nicht aus den Händen geben zu dürfen. Während indeß dabei die ersteren Beiden mehr für ein Abwarten der gegnerischen Maßregeln waren, denen man dann eventuell bewaffneten Widerstand zu leisten habe, war ich für ein sofortiges aktives Vorgehen. Die 50,000 Mann, mit denen die Commissäre drohten, standen zunächst nur auf dem Papier. Die Wirklichkeit reducirte sich auf das kaum 20,000 Mann starke Oestreichische Corps unter Legeditsch, welches damals eben erst aus Kurhessen und dem südlichen Hannover isolirt heraufzog. *) Mein Plan, den ich im Ausschuß entwickelte, war nun, sich zunächst diese schlimmsten Dränger vom Halse zu schaffen. Zu dem Ende sollten von unserer Armee etwa 12,000 Mann in Rendsburg bleiben, um in Gemeinschaft mit der tüchtigen Bürgerschaft die Festung gegen die Dänen zu vertheidigen. Das Gros der Armee, in der ungefähren Stärke von 30,000 Mann sollte zunächst Hamburg besetzen und von hier aus den Oestreichern nach Hannover entgegengehen und sie wo möglich schlagen.

*) Es verdient der Geschichte aufbehalten zu werden, daß der Herzog von Braunschweig, dessen Gebiet die Oestreicher auf eine kleine Strecke passiren mußten, den Durchmarsch ursprünglich nicht hatte gestatten wollen; erst als Preußen, welches als Haupt der Union verpflichtet gewesen wäre ihn zu schützen, sich dessen weigerte, gab er zu, was er allein nicht hindern konnte.

Bei der allgemeinen Erbitterung, welche die Oestreichische Intervention gegen Kurhessen und gegen Schleswig-Holstein damals in ganz Norddeutschland erzeugt hatte, würde eine Niederlage des Oestreichischen Executions-Corps von den weitgreifendsten Folgen gewesen sein. Es gährte damals noch stark in Deutschland; der Schlag der Convention von Olmütz ward tief empfunden und auch in Preußen war das altpreußische Gefühl für Ehre noch nicht so weit erstorben, daß nicht ein Sieg der Schleswig-Holsteinischen Waffen über die eben so anmaßende als undeutsche Oestreichische Politik bei der großen Mehrzahl mit Freuden wäre begrüßt worden. Kurz es war einer jener Augenblicke, wo ein kühner energischer Entschluß, von etwas Glück bei der Ausführung begünstigt eine vollständige Umwälzung der ganzen politischen Situation hervorbringen konnte. Allerdings, es war ein Wagniß, bei dem die Herzogthümer bereit sein mußten, Alles einzusetzen. Und dann war zweierlei nothwendig, wenn es glücken sollte: es mußte rasch gehandelt werden und der Beschluß mußte ein möglichst einmüthiger sein. Eine relative Majorität von einigen wenigen Stimmen that es nicht: das ganze Volk mußte in seiner Vertretung einig sein, Alles zu wagen für das höchste Gut der Unabhängigkeit von fremdem Joch.*)

Freilich zu solcher Einmüthigkeit war keine Aussicht. Mein Plan erschien der Majorität des Ausschusses zu revolutionär und zu gewagt. Auch zweifelte man, ob die militärischen Führer der Armee ein solches Wagniß eingehen und sich gegen Deutsche Bundes-Executionstruppen schlagen würden. In der That hatte die Statthalterschaft bereits einen Schritt in dieser Richtung gethan.

Am 8. Januar hatten die beiden Statthalter eine Conferenz der höchsten Officiere der Armee in Rendsburg zusammenberufen, in welcher den letzteren die Frage gestellt ward, „ob ein Widerstand der Armee zugleich gegen die Dänen und eine vom Süden nahende Executions-Armee von etwa 50,000 Mann vom militärischen Gesichtspunkte aus möglich oder rathsam sei?" — Diese Frage ward im Wesentlichen verneinend entschieden. Das Protocoll dieser Conferenz, welches man in den Aktenstücken

*) Baudissin hat a. a. O. p. 724 etwas Aehnliches — gerüchtweise — als den Plan Beselers mitgetheilt. Ob Beseler den dort angegebenen Plan gehabt hat, weiß ich nicht, da ich niemals mit demselben über diese Angelegenheit gesprochen habe. — Meinen Plan habe ich damals am 10. Januar im Ausschuß ausführlich entwickelt.

zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte*) abgedruckt findet, ist unterzeichnet von dem General von der Horst als Höchstcommandirenden, dem General Baudissin, Commandeur der ersten Brigade, dem General Wissel, Commandeur der Artillerie-Brigade, dem Obristlieutenant Jeß, Chef des Generalstabes, dem Major von Stutterheim, Sous-Chef, und schließlich als Protocollführer Heinrich von Gagern, der durch ein sonderbares Spiel des Schicksals hier berufen erscheint, sein Siegel auf das Todesurtheil Schleswig-Holsteins zu drücken, wie er einst das Deutsche Reich hatte zu Grabe tragen helfen müssen. Der Schritt der Statthalterschaft, die Chefs der Armee zu befragen, ehe die Landesversammlung sich entschieden hatte, war ein verkehrter. Auch war die Fragestellung schon so beschaffen, daß es unschwer durchzusehen war, welche Antwort gewünscht ward.

Spät Nachmittags schloß unser Ausschuß seine Berathung. Herr Schmidt ward für die Majorität, Theodor Olshausen für die Minorität zum Berichterstatter ernannt.

Abends 8 Uhr trat die Landesversammlung in geheimer Sitzung zusammen. Die Verhandlungen dauerten die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen des 11. Januar, des Tages, an welchem die von den Commissären gestellte Frist ablief. Das Bewußtsein, daß es sich hier um die Entscheidung über eine Lebensfrage für Schleswig-Holstein handele, hatte viele Mitglieder sichtlich tief ergriffen. Man hörte Stimmen zittern, die sonst von klarem sichern Ton zu sein pflegten. Es war eine traurige, ergreifende Verhandlung.

Das Resultat konnte nach dem Ausfall der Entscheidung im Ausschuß kaum zweifelhaft sein. Vergebens sprachen die Abgeordneten Dr. Gülich, Rosenhagen, Olshausen, Wiggers, Heiberg, Lafaurie, Riepen, Dreis und ich selbst für den Widerstand; vergebens hoben wir alle Chancen hervor, welche derselbe bei der gegenwärtigen politischen Weltlage hätte, vergebens machten wir wiederholt auf die verderblichen Folgen aufmerksam, welche eine Unterwerfung unter die Forderungen der Commission haben würde, Folgen, die man sobald bereits empfinden sollte; vergebens hielten wir der Versammlung die Gebote der Ehre und Pflicht vor, die es nicht erlaube, an der Spitze einer wehrhaften muthigen Armee von 40,000 Mann sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, während der

*) Heft 1. p. 33.

Gegner noch 50 Meilen und weiter entfernt ist, und nur droht, daß er kommen werde; vergebens beschworen wir die Versammlung, nichts zu übereilen, nicht zu früh die Waffen zu strecken; vergebens erinnerte namentlich Wiggers die Schleswiger an ihre Pflicht, gegen die Majoritätsanträge zu stimmen. Es hatte dies aber nur die Folge, daß v. Ahlefeld und nach ihm mehrere andere Schleswiger dagegen protestirten, als sei eine Abstimmung für die Majorität eine Pflichtverletzung. Schmidt, der Berichterstatter der Majorität, der Herzog von Augustenburg, Francke, Professor Stein, der Präsident Bargum, Regierungsrath Peter Lüders sprachen mehr oder weniger ausführlich für die Unterwerfung und gegen den Widerstand, den sie für unmöglich erklärten, unmöglich wegen der deprimirten Stimmung des eigenen Volks, der Armee, des Deutschen Volks, unmöglich wegen der Schwierigkeit, uns nach Norden wie nach Süden zu vertheidigen, unmöglich wegen der dominirenden Macht des Absolutismus. Sie hielten die Folgen der Unterwerfung für nicht so gefährlich, wie die Minorität meinte, und hatten immer noch mehr oder weniger Vertrauen zu Preußen und dem Deutschen Bunde. Namentlich war es der Herzog von Augustenburg, der ein sehr starkes Vertrauen auf die Deutschen Bundesregierungen entwickelte, die ja jetzt die Schleswig-Holsteinische Sache in die Hand nähmen. Also abermals das alte Sirenenlied vom Vertrauen, mit dem sich die Schleswig-Holsteiner schon so oft hatten fangen lassen! Wenn man wie Schmidt und Andere sagte: wir müssen uns ergeben, weil Widerstand unmöglich ist, so war Sinn und Verstand darin, wenn man auch abweichender Ansicht sein konnte; aber Vertrauen, nach alle dem was wir erlebt hatten, Vertrauen auf den jetzt von Oestreich und Rußland dominirten Deutschen Bund, das war etwas, was nur der Herzog von Augustenburg fertig bringen konnte. — Auch in den Reihen der Linken fand die Ansicht, daß nur Unterwerfung übrig bleibe, an Claussen einen beredten Vertheidiger, der es für unmöglich erklärte, daß von Schleswig-Holstein eine größere revolutionäre Bewegung ausgehen könne, was nur von Paris zu erwarten sei. Wir würden uns bei den obwaltenden Umständen nur unnütz opfern. Claussen war hoffnungslos, seit die Deutsche Bewegung im Frühjahr 1849 mißglückt war. Auch mehrere andere Mitglieder der Linken traten ihm bei.

Früh Morgens am 11. Januar 5½ Uhr fand endlich die Abstimmung statt. Der Präsident stellte voran die allgemeine, Alles entscheidende Frage: „Ob die Versammlung sich mit der, in dem Schrei-

ben des Gesammtministeriums hinsichtlich der Forderungen der Commissäre vom 9. d. M. ausgesprochenen Politik einverstanden erkläre? — Diese Frage ward bei namentlicher Abstimmung mit 47 gegen 28 Stimmen bejaht, und damit waren auf lange hinaus die Würfel über das Schicksal Schleswig-Holsteins geworfen.

In Folge des Unterwerfungs-Beschlusses der Landesversammlung legte Beseler sofort sein Amt als Statthalter nieder, eine letzte Kundgebung von Energie, deren Werth und Bedeutung, weil sie so spät kam, als von sehr zweifelhafter Natur erscheinen mußte. Graf Reventlou führte die Statthalterschaft noch allein bis zum Ausgang des Monats fort. Am 1. Februar legte er seine Gewalt nieder in die Hände der beiden Bundes-Commissäre, denen von Dänischer Seite der Graf Reventlou-Criminil beigeordnet ward. Der ehemalige Statthalter hat sich später bitter darüber beklagt, daß keine Treue und Glauben mehr in der Welt sei. Daß sie dort nicht war, wo er sie suchte, hätte er freilich längst wissen können.

Von den Bedingungen, welche die Commissäre der Statthalterschaft gegenüber eingegangen waren, wurde das Wesentliche nicht gehalten. Sie hatten zugesagt, daß der Deutsche Bund die Rechte von Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig, wie es vor dem Kriege gewesen, aufrecht erhalten werde. Man weiß, wie dies gehalten ist; man weiß, wie die Stipulationen mit Dänemark von 1851/52 diese altberechtigte Verbindung der Herzogthümer vollständig Preis gegeben haben; man weiß, wie selbst diese kläglichen Stipulationen von den Dänen beständig schamlos verletzt wurden; man weiß, wie der Deutsche Bund, mit Oestreich und Preußen an der Spitze, zwölf lange Jahre nichts dagegen gethan hat, als durch endlose Aktenstücke constatiren, protocolliren und protestiren. — Die Commissäre sagten ferner zu, daß wenn bis zum 11. Januar, Mittags 2 Uhr, die Forderungen des Bundes angenommen sein würden, Oestreichische und Preußische Truppen nicht in Holstein einrücken sollten. Dasselbe erklärte gleichzeitig in Dresden Fürst Schwarzenberg und Herr von Manteuffel dem Grafen Ernst Reventlou von Farve, dem Bruder des Statthalters. Noch vor dem festgesetzten Termin war die schriftliche Anzeige von der Unterwerfung der Herzogthümer in den Händen der Commissäre; aber trotzdem rückten einige Wochen später die Oestreicher unter Legeditsch und desgleichen auch ein paar Preußische Bataillone in Holstein ein, um dort Jahr und Tag stationirt zu bleiben. — Es war ferner von den Commissären zugesagt, daß die Schles-

wig-Holsteinischen Truppen die Festungen Rendsburg und Friedrichsort besetzt halten sollten*); aber Rendsburg ward dessenungeachtet alsbald den Oestreichern und Preußen und das Kronwerk den Dänen, desgleichen Friedrichsort den Dänen übergeben. — Es war ferner von den Commissären in Aussicht gestellt, daß das Kriegsmaterial unter Deutschem Schutz im Besitz des Landes bleiben werde; es ward später aber den Dänen überliefert!

In der den Statthaltern vorgelegten, von Herrn von Manteuffel gegengezeichneten Vollmacht des Preußischen Commissärs Generals von Thümen war das königliche Wort zum Pfande gesetzt, daß die von demselben zu treffenden Bestimmungen gehalten werden sollten. „Wir ertheilen demselben hiedurch die Vollmacht," heißt es dort, „........eine Uebereinkunft abzuschließen, indem Wir auf unser Königliches Wort versprechen, dasjenige, was unser Commissarius auf Grund gegenwärtiger Vollmacht und in Gemäßheit der ihm ertheilten Instruction verabredet und abgeschlossen haben wird, zu genehmigen." — Der Fürst Schwarzenberg hatte wenigstens so viel Takt gehabt, nicht das Wort seines Souveräns zum Pfande zu setzen.**)

Freilich, die Schleswig-Holsteiner waren ja von dem Standpunkt der damaligen Oestreichischen und Preußischen Gewalthaber nur Rebellen, und es handelte sich vor allen Dingen um ihre Entwaffnung. Man versprach Vieles, weil man von einem auf das Aeußerste gebrachten Volke und einer schlagfertigen Armee bei der damaligen Lage Deutschlands das Schlimmste fürchten konnte. Man hielt möglichst wenig, sobald man dem Volke die gefährliche Waffe aus der Hand genommen hatte, und es nicht mehr zu fürchten brauchte.

So geschah denn das Unerhörte. Eine tapfere Deutsche Armee von mehr als 40,000 Mann***), welche die Nordmarken unseres Vaterlandes gegen die Uebergriffe des habgierigen Dänemark schützte, ward von den

---

*) Allerdings nur „vorläufig", wie es im Protocoll heißt; offenbar eine absichtliche Zweideutigkeit, da ja keine Oestreicher und Preußen einrücken sollten.

**) Herr v. Manteuffel hat später behauptet, die betreffenden Protocolle seien von den beiden Bundes-Commissären nicht genehmigt; der Protocollführer, Justizrath Schleiden, hat aber die Unrichtigkeit dieser Behauptung sofort durch eine in der Sächs. Const. Zeitung 1851. Nr. 43. veröffentlichte Erklärung dargethan.

***) Genau 43,248 Mann, darunter nur zwischen 4000 und 5000 Nicht-Schleswig-Holsteiner.

beiden Deutschen Großmächten aufgelöst und das Deutsche Land an Händen und Füßen gebunden seinem ausländischem Feinde überliefert. An Kriegsmaterial erhielten die Dänen damit: 527 Festungsgeschütze, 118 Feldgeschütze, 54,810 Gewehre, Carabiner und Pistolen, 42,660 Säbel, 5610 Centner Pulver, 144,220 Voll- und Hohlgeschosse, Kartätschen u. s. w., 95,500 fertige Munition für Kleingewehr, 10 Millionen Zündhütchen, 413,000 Stück große Montirung, 181,800 Stück Lederzeug, 17,900 Satz Reitgeschirr, 22,135 kleine Montirungsstücke, 20,800 Decken, 25,990 Ellen unverarbeitetes Material; dazu die erforderlichen Fuhrwerke, Affütagen, Gewehrrequisiten, Feuerwerksgegenstände, Signalinstrumente, Schanz- Koch- und Lagergeräthschaften, Pferde-Bekleidung, Artilleriematerial und Rohmaterial für eine schlagfertige Armee von über 40,000 Mann. Dazu ward den Dänen die kleine Schleswig-Holsteinische Flotille überliefert, bestehend aus 1 Schooner, 3 Dampfschiffen und 12 Kanonenbooten mit 41 Stück Geschütz.

Wenn Oestreich und Preußen dies Alles noch für sich genommen und behalten hätten! Aber nein, es ward den Dänen in den gierigen Rachen geworfen.

Als zu Ende des Jahres 1797 die Oestreicher die Deutsche Reichsfestung Mainz und damit das linke Rheinufer an Frankreich überlieferten, als im Herbst 1806 Preußische hochgeborene Herren die Festungen des eigenen Landes um die Wette mit allem Material den Feinden übergaben: da waren wenigstens unglückliche Schlachten, verlorene Feldzüge vorangegangen. Als Oestreich und Preußen im Jahr 1851 das Deutsche Land Schleswig-Holstein und die Festung Rendsburg an Dänemark auslieferten, da war von ihrer Seite keine verlorene Schlacht geschlagen, keine zwingende Nothwendigkeit konnte auch nur den armseligsten Vorwand liefern.

Die Norddeutsche Freie Presse überlebte den Zusammensturz der Schleswig-Holsteinischen Sache nicht lange.

Durch die Schlacht bei Idstedt und die Folgen derselben war sie bereits schwer betroffen. Da die Dänen sie in dem wiedereroberten Schleswig nicht zuließen, so verlor sie damit etwa den dritten Theil ihrer Abonnenten. Hatten ihre Ausgaben und Einnahmen vorher eben nur im Gleichgewicht gestanden, so war ihr Erscheinen von jetzt an mit erheblicher Einbuße verknüpft. Zwar wurden die Ausgaben sofort nach Möglichkeit eingeschränkt, aber der Ausfall war zu groß, um ihn auf diese Weise zu decken. Dazu kam, daß gegen Ende des Jahres 1850 und zu Anfang des folgenden Jahres, als es mit Schleswig-Holstein zu Ende gegangen war, das politische Interesse allgemein beträchtlich erkaltete. Die politischen Zustände waren überall so widerwärtig zerfahren und ekelerregend, daß man nichts davon hören oder lesen mochte. Die Zeitungen litten natürlich unter dieser Ungunst der Verhältnisse; denn sie konnten die allgemeine Misère nur widerspiegeln.

Da Olshausen und ich nicht wissen konnten, wessen wir uns von der neuen Dänisch-Oestreichisch-Preußischen Regierung zu versehen hatten, wir aber das Interesse der Eigenthümer der Zeitung unter einem etwa gegen unsere Personen geführten Schlag möglichst wenig leiden lassen wollten, so legten wir mit dem 1. Februar, dem Tage, wo die neue Regierung das Regiment übernahm, die verantwortliche Redaction der Zeitung nieder. Zunächst allerdings nur dem Namen nach; als verantwortlicher Redacteur zeichnete vorläufig Dr. Magnusson, der schon früher als Mitarbeiter in der Redaction beschäftigt gewesen war; in Wirklichkeit hatten Olshausen und ich noch die Leitung.

Es stellte sich indeß mehr und mehr heraus, daß für ein freies und unabhängiges Blatt, wie das Unsrige es gewesen, fortan in den Herzogthümern keine Stelle mehr war. Zudem wurden die finanziellen Verlegenheiten der Zeitung immer dringender. Mehrfache Verhandlungen wegen eines Verkaufs derselben zerschlugen sich wieder ohne Resultat. Endlich trat ein neuer Miteigenthümer ein, und das Unternehmen ward der größeren Sicherheit halber ganz nach Hamburg verlegt.

Gleichzeitig trat ich — am 8. März — aus der Redaction; Olshausen blieb auch nur noch darin, um das Interesse der von ihm vertretenen früheren Eigenthümer möglichst zu wahren.

Ich hatte beschlossen, vorläufig nach Hamburg überzusiedeln und

mir dort bereits eine Privatwohnung gemiethet. Wer beschreibt aber meine Ueberraschung, als ich die Nachricht erhielt, daß mir die Hamburger Polizei die Erlaubniß des Aufenthalts verweigere! Da die Subaltern-Beamten mich achselzuckend an ihre Oberen verwiesen, so wandte ich mich an die höheren Instanzen, zuletzt an den hohen Senat, den Souverän der freien Reichs- und Hansestadt: ich erhielt einen kurz abweisenden Bescheid ohne Angabe von Gründen.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Unterhaltung mit dem Senator Dr. Goßler, damaligem Chef der Hamburger Polizei. Ich hatte bei demselben um eine Audienz nachgesucht, um über die Gründe eines so exorbitanten Verfahrens gegen mich ins Klare zu kommen, eines Verfahrens, welches um so auffälliger war, als ich mir gegen den Staat Hamburg niemals etwas hatte zu Schulden kommen lassen. Der Hamburger Polizei-Chef wollte zu Anfang nicht mit der Sprache heraus. Ich sagte, ich nähme nur das jedem Fremden zustehende Recht in Anspruch, mich eine Zeitlang in Hamburg aufzuhalten; meine Legitimationspapiere seien in Ordnung; ich hatte die Vorsicht gehabt, mir einen richtigen Schleswig-Holsteinischen Paß ausstellen zu lassen. — Antwort: „Nein, es ginge nicht an; wenn ich eine Zeitlang in Hamburg gewesen sei, werde ich auch länger da sein wollen.“ Ich erwiderte, daß es mir nur darum zu thun sei, zunächst noch ein paar Monate bis zum Beginn des Sommers in Hamburg bleiben zu dürfen. Uebrigens begriffe ich auch nicht, weshalb man mir einen längern Aufenthalt versagen wolle. Herr Dr. Goßler ergoß sich nun in einer längern Ausführung: Es dränge sich jetzt Alles nach Hamburg, man habe ohnehin schon genug erwerb- und besitzlose Leute dort, und dergleichen. Ich bemerkte, daß ich nicht unter diese Kategorie gehörte, und mich anheischig mache, genügende Subsistenzmittel vorzuweisen. Nun sprang der Herr Senator wieder auf einen andern Einwand über: Die Hamburger Regierung habe die Pflicht, ihre Bürger vor allzu großer Concurrenz zu schützen, ich sei Literat und meine Zulassung müsse daher nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden, wie die Zulassung anderer Gewerbtreibenden! Ich mußte unwillkürlich lachen über die väterliche Fürsorge, mit welcher der Chef der Hamburger Polizei die dortigen Literaten vor fremder Concurrenz schützen zu müssen erklärte, und bemerkte demselben etwa Folgendes: „Herr Senator, da ich Sie für einen gebildeten Mann halte, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich die Gründe, die Sie bis jetzt gegen meinen Aufenthalt in Hamburg vorge-

bracht haben, nicht für die wahren halte; ich muß vermuthen, daß andere Gründe vorhanden sind." Dies wirkte; der Souverän von Hamburg kam aus seiner unnahbaren Höhe herab und änderte seinen Ton: Ich könne gar nicht glauben, in welcher schwierigen und bedrängten Lage sich Hamburg zur Zeit befinde; von allen Seiten würden Anforderungen an dasselbe gestellt, denen es sich nicht entziehen könne; der Senat müsse unter den jetzigen Verhältnissen in Manches willigen, was er sonst nicht thun würde: kurz, der Herr Senator gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß auswärtiger Einfluß meinem Aufenthalt in Hamburg entgegen stehe. Ich wußte nun was ich wissen wollte, und bedauerte, daß der Herr Senator mir das nicht gleich gesagt habe; ich verlange von Hamburg nicht das Unmögliche — standen doch die Oestreicher damals in der Stadt, allen Forderungen Nachdruck zu geben, — und ich würde mich in das Unvermeidliche zu fügen wissen. Herr Dr. Goßler war nun sehr erfreut, und wir schieden als leidlich gute Freunde. Ich blieb nunmehr, obwohl officiell abgereist, mit Hülfe einiger Bekannten, noch ein paar Monate, bis Ende Mai, incognito in Hamburg; dann ging ich zum Sommer in meine Heimath nach Rügen, um mich in ländlicher Zurückgezogenheit von den Aufregungen und Anstrengungen der vorangegangenen Jahre zu erholen.

Auch Theodor Olshausen sollte nicht lange in Hamburg geduldet werden. Er hielt sich zwar etwas länger als ich, weil er dort nahe Verwandte hatte, bei denen er angeblich auf Besuch war. Aber zu Anfang Juli brach die Hamburger Polizei eine Gelegenheit vom Zaun, hielt, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, wahrscheinlich auf auswärtige Requisition, eine Haussuchung bei ihm, und obwohl durchaus nichts Gravirendes gefunden ward, erhielt er nunmehr den peremtorischen Befehl, das Hamburgische Gebiet binnen 24 Stunden zu verlassen. Natürlich mußte er Folge leisten. Einige Tage darauf (16. Juli) verließ er Europa und ging nach Amerika, wohin ihm manche Freunde, wie Claussen von Kiel, bereits vorangegangen waren, Andere, wie unser früherer Redactions-College Hedde, später nachfolgten.

Die Norddeutsche Freie Presse siechte nach Olshausens Ausweisung noch einige Monate hin, dann zu Anfang Oktober 1851 ging sie ganz ein. Sie war ein Kind ihrer Zeit gewesen und mit der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins zu eng verflochten, um ihren Sturz überleben zu können.

Als wir am 11. Januar früh nach dem entscheidenden Beschluß der Landesversammlung den Sitzungssaal verließen, sagte ein Abgeordneter mit vom Alter gebleichten Haar nur die zwei Worte: „Finis Poloniae!“

Aber nicht das Ende Schleswig-Holsteins war es; es war nur das Ende des ersten Aktes seines Befreiungskampfes, das Ende jenes Systems der unklaren Auffassung und der halben Maßregeln, welches seit der Erhebung im März 1848 die Sache der Herzogthümer geleitet und endlich zu diesem Ausgang geführt hatte.

Allerdings war die Schleswig-Holsteinische Sache nach der einen Seite tief verflochten in den Gang der großen politischen Ereignisse jener Zeit. Die Ein- und Rückwirkungen derselben mußten in den Herzogthümern um so stärker empfunden werden, je geringer das Macht-Gewicht war, welches sie in die Wagschaale der Europäischen Politik zu werfen hatten. Insofern lag es in der Natur der Sache, daß ihr Geschick zum Theil von außen her bestimmt ward.

Aber daß es so vollständig und durchgreifend von außen her, geschehen konnte, wie es geschah, das war die eigene Schuld Schleswig-Holsteins. „Selbst ist der Mann“ sagt das Sprichwort, und ebenso treffend könnte es lauten: „Selbst ist das Volk.“ Namentlich in einer Zeit großer allgemeiner Gährung, wenn alle Dinge im Fluß sind, vermag auch ein kleines mit fester Entschlossenheit vorgehendes Volk viel durchzusetzen. Aber es muß vor Allem auf sich selbst, nicht auf Andere vertrauen; es muß im rechten Augenblick alle Kräfte anspannen und alles für die höchsten Güter einzusetzen bereit sein. Dies ist in Schleswig-Holstein in jener Zeit nicht geschehen, wenigstens nicht in dem Maße, als es hätte geschehen können. Die Schuld lag hauptsächlich an den Männern, welche die Bewegung an die Spitze brachte; sie waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen und über kleinen Nebenrücksichten versäumten sie nur zu lange das große Eine, was Noth that, die äußerste Anspannung der im eigenen Volke ruhenden Kraft. Daß aber die leitenden Männer jener Zeit so schwach und befangen waren, wo es eine große kühne Auffassung der Dinge galt, davon fällt zum Theil die Schuld auf das Volk selbst zurück. Das Volk im Großen und Ganzen war bei allen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften nicht rührig und entschieden genug, um seine Führer vorwärts zu treiben, wenn sie zauderten, und sie auf die richtige Bahn zu bringen, wenn sie abwichen.

Es wird abermals ein Tag der Erhebung für die Herzogthümer

kommen. Das Wann? liegt noch im dunkeln Schooße der Zukunft; aber kommen wird er. Mögen die Erfahrungen, welche vor funfzehn Jahren gemacht sind, dann ihre Früchte tragen; möge es namentlich nicht an leitenden Männern fehlen, welche mit klarem Kopf und festem Herzen ohne alle kleinlichen Nebenrücksichten und Bedenken ein großes Ziel ins Auge fassen und zu seiner Erreichung alle Mittel aufbieten: die volle ganze Freiheit des Vaterlandes! —

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.